



PETER FRITZ WALTER

NOVELLETEN

Novelletten sind erfundene Geschichten, die die Liebe mit Jungen und Mädchen zum Thema haben. Dieses Leitmotiv ist in verschiedenster Weise variiert, und die Form und Länge der Novelletten variiert gleichermaßen.

Eine Produktion von Peter Fritz Walter

Peter Fritz Walter's Gesammelte Werke • February 4, 2016

INHALT

DER KLEINE ANDAR	4
1. Februar 1926	4
13. März 1926	6
2. April 1926	7
5. Juni 1926	10
13. August 1926	11
20. August, 1926	13
19. September 1926	13
30. Oktober 1926	15
3. Dezember 1926	16
15. Januar, 1927	19
12. März 1927	20



NOVELLETTEN / 2

13. Mai 1927	21
30. Mai 1927	23
DIE TAT	26
Erster Teil	26
Zweiter Teil	29
Dritter Teil	32
EDWARD	47
I.	47
II.	50
III.	53
IV.	61
V.	67
IDIR	77
I.	77
II.	84
III.	91
IV.	106
V.	109
VI.	112
VII.	114
VIII.	120
IX.	127



X.	135
XI.	144
XII.	160
XIII.	167
XIV.	173
XV.	178
KOWAMBO	183
I.	183
II.	188
III.	197
LIEBE MIT ITZLA	207
I.	207
II.	216
III.	231
IV.	240
NATI	246
I.	246
II.	262
RONALD UND PITCH	273
I.	273
II.	281
III.	299



IV.	307
TIRLINA	309
I.	309
II.	311
III.	312
IV.	319
V.	336
GERALD	340
I.	340
II.	348

DER KLEINE ANDAR

Eine Novelle in Briefen

1. FEBRUAR 1926

Liebster Andar,

Hoffentlich gibt deine Mutter dir meine Briefe, wenn sie sie in der Post findet. Seit meiner Rückkehr nach Europa denke ich oft voller Liebe an dich, an unsere gemeinsame Zeit.

Mein kleiner Andar, wie viele unvergessliche Momente haben wir verbracht, wieviel Lachen, wieviel Tränen hast du mir weggeküsst mit deinen zarten Lippen... Tränen vergangener Ein-



samkeit und kommender Einsamkeit. Wann kann ich zu dir zurück? Ich zähle die Tage und müsste doch die Monate zählen.

Oft sehe ich dich in meinen Träumen, deine schwarzen Augen mit dem Blick voller Weisheit und Sanftmut, deine langen schwarzen Wimpern, die ich mit Küssen bedeckte, wenn du weintest wegen eurer Armut. Doch so ausgelassen konntest du dann wieder sein, einen Augenblick später, wenn du die Haare meiner Brust mit den Zähnen ausrupftest ... lächelnd, scherzend, liebevoll und mit dem Spieltrieb des Kindes, das du bist. Für mich bist du ein kleiner Prinz, ein kleiner Prinz von zehn Jahren, der in der Armut Kalkuttas aufwächst, inmitten von Schmutz und Unrat ... ein Kleinod, ein schwarzer Diamant.

Schon viele Briefe habe ich dir geschickt vor diesem. Manchmal mehrere pro Tag. Was wirst du damit machen? Was werden deine Eltern sagen? Zum Glück kennen sich mich ... aber sie wissen nicht alles. Wie hätte ich ihnen sagen können, wie sehr ich dich liebe? Würden sie denn verstehen, dass ich gern einen Sohn haben möchte wie dich, dass ich dir eine Zukunft geben möchte, eine Ausbildung? Es ist nicht einfach so, dass ich Almosen geben möchte. Mir liegt dein Schicksal am Herzen. Ich kann nicht anders. Deine Eltern waren gut und vernünftig. Sie nahmen meine Rupien und lächelten, wenn ich kam. Ich respektiere deine Eltern, auch deinen Vater. Obwohl ich Nächte wach liege vor Gram, weil er dich schlägt. Dich,



einen Engel, einen Jungen von solch sanftem Wesen und der Anmut einer Rose!

Diese Briefe sind für mich die einzige Möglichkeit mit dir zu reden, obwohl ich keine Antwort erwarte. Du hast so viel zu tun, um ein paar Rupien im Monat zur Ernährung deiner Familie beizutragen. Ich schicke Geld. Nicht viel, aber regelmäßig. Ich werde dich nicht vergessen. Ich komme wieder...

Ich liebe dich. Dein Freund P.P.

13. MÄRZ 1926

Liebster Sahib!

Ich jeden Tag Brief bekomme von dir ... so viel Brief. Nicht alles lesen können. Nicht alles verstehen. Geld ist angekommen. Viele Liebe, oh Sahib, viele Küsse. Du bist so guter Sahib. Andere Sahib kommen *make love* und gehen. Mein Vater nicht böse. Weiß, dass du guter Sahib. Viel Freude mit Geld, so viel Freude ... Mein Vater und Mutter sagen *Wann kommt Sahib zurück?* Sie fragen, ob ich zu Sahib will, für immer. Sie sagen, wenn Sahib will mich adoptieren und Schule schicken in Sahib Land ... *no problem*.

Schreib' mir liebster Sahib, ob du bald wieder India besuchen... meine Freunde viele Küsse für dich ... denken an dich oft ... viel Spaß mit Sahib, viel Spaß ... Sahib fast indisch aussehen mit langem Haar...und baden in Ganges mit uns ...



andere Sahib nie baden in Ganges, sagen Ganges sei schmutzig. Andere Sahib nicht wissen, was heilig in India.

Komm bald zurück! Viele Größe von meine Freunde und meine Eltern und von mir nur ein Kuss, ganz lange Kuss. Oh Sahib bald zurückkommen, bald bald! *I love you.* Andar.

2. APRIL 1926

Liebster Andar,

Ich freue mich so über deinen Brief, ich kann es dir nicht sagen! Ich weiß doch, wie schwer es dir fällt, wieviel Zeit du dafür brauchst, dass du es nur abends tun kannst, wenn du schon müde bist ... Du hast so schön geschrieben, deine Worte sind gut gewählt. Wie klug du doch bist!

Ich bin sehr glücklich, dass das Geld ankam, es war etwas schwierig, soviel Formalitäten. Es gibt offenbar nicht viele Leute hier, die Geld nach Indien schicken. Ich weiß auch nicht. Wahrscheinlich geht es von England aus leichter.

Ist auch egal. Hauptsache, es ist angekommen. Ich denke so oft an dich, jeden Tag. Und es regnet und regnet hier. Wenn ich könnte, würde ich morgen schon zurückkommen zu dir, aber ich kann im Moment nicht. Zuviel Arbeit. Den ganzen Tag Klienten und abends bin ich müde und denke an dich. Wie viel Platz hättest du hier in meinem Haus: Ein ganzes Zimmer für dich und alles, was du dir wünschtest. Aber ich



frage mich, ob du hier leben könntest, in dieser Kälte, in diesem Klima, ohne deine Freunde, ohne das Lachen auf den Strassen, ohne die Sonne, die Affen und die warmen Fluten des Ganges?

Hier haben die Menschen traurige Gesichter und denken nur an die Arbeit. Was kann man auch anders tun hier? Ich habe nichts als Scheidungen vor Gericht zu vertreten, die Kanzlei liegt voller Akten. So viel Arbeit nach einem Monat Urlaub... Ich weiß nicht, ob ich dich adoptieren kann. Ich glaube nicht. Denn ich bin ja nicht verheiratet, weißt du, und die Gesetze sind so streng. Hier ist das alles ganz anders als in Indien. Sie würden uns viele peinliche Fragen stellen. Es ist nicht einfach, ein Kind zu adoptieren. Nein. Es ist besser, ich komme bald wieder zu dir nach Indien. Vielleicht werde ich in ein paar Jahren alles hinwerfen hier und ganz nach Indien kommen. Warum nicht? Was hält mich hier? Ich bin allein und kann tun, was ich will. Und ich liebe dich. Das ist das einzige was zählt.

Oh nein, mein kleiner Engel, du darfst nicht hierher kommen! Du würdest nicht derselbe bleiben. Du würdest werden wie alle hier nach ein paar Jahren, hässlich, arrogant, nie zufrieden und heuchlerisch. *Sahib Land*, wie du es nennst, ist nichts für einen kleinen bezaubernden indischen Jungen. Deine strahlenden Augen würden matt werden vom ewig be-



deckten Himmel, deine glänzenden schwarzen Haare würden stumpf werden, dein Lächeln würde eintrocknen ...

Ich möchte, dass du deine Unschuld bewahrst und deine Religion.

Ja, es war ein großes Erlebnis für mich, im Ganges zu baden und dies Leben einmal gekostet zu haben, das für euch Alltag ist, dieses Leben, das uns Westlern so fremdartig erscheint und doch so interessant ist, so voller Farbe und Bewegung.

In Indien ist man dem Tode viel näher als in Europa, man sieht ihn überall, nicht nur an den Ufern des Ganges, der den Strom des Lebens symbolisiert. Leben und Tod gehören zusammen und nur wo Tod ist kann Leben sein. Hier versucht man den Tod zu vergessen – und daher kann man nicht leben.

Ich schicke wieder etwas Geld und viel viel Liebe mit diesem Brief, mein ganzes Herz, meine Seele und meine Gedanken. Alles gehört dir. Schreib' mir bald! Denk' an mich, wenn du traurig bist, meide die Touristen lieber, und grüße deine Eltern von mir. P.P.



5. JUNI 1926

Liebster Sahib!

Heute ist dein Geburtstag und ich viel Küsse für dich!
Sei nicht böse, dass ich nicht schreiben so lange. Viel Zeit zu lesen deine Post, nachdenken tagelang, was Sahib meint, Sahib so klug. Ich nicht immer alles verstehen. Ich nicht kann fragen Eltern. Sie nicht verstehen Englisch. Ich fragen eine Freund, weißt du, meine Freund den Schneider. Er viele Sahib als Kunden hat, von England. Reiche Sahib. Er alter Mann und sehr arm. Aber guter Mann. Er erklären mir manchmal deine Brief. Er gelesen deinen letzten Brief, er geweint, mich geküsst, er sagen, ich *Kind von Krishna*, ich viele Glück mit Sahib, er küssen deine Brief, sagen du ein besonderer Sahib, du nicht schreiben wie andere Sahib, du nicht denken wie andere Sahib, du denken *indisch*. Nicht böse sein. Indisch nicht so gut wie Sahib, indisch arm und keine Schule für mich. Ich traurig über Sahib Land. Ich nicht verstehen warum nicht glücklich in Sahib Land. So viel Rupie in Sahib Land und nicht glücklich. Warum? Aber ich glauben was Sahib sagt. Ich immer glauben dir alles. Du bist für mich bester Freund. Manchmal ich denken, du mein Vater. Andar zwei Vater hat. Ein indisch und ein Sahib.

Viele Liebe. Dein Andar.



13. AUGUST 1926

Lieber Andar,

Dein Brief hat fast einen Monat gebraucht, um mich zu erreichen.

Wie weit wir doch voneinander entfernt sind! Und doch sind meine Gedanken immer bei dir. *Oh, ich weine!*. Ich liebe dich so und meine Tage hier sind so öde, so völlig ohne Sinn ist das alles hier – seit ich dich kenne. Früher ging ich abends gerne aus, um einen zu trinken an der Bar. Aber trinken – was bringt es?

Man wird sentimental, schwermütig und ergeht sich in Selbstmitleid. Seit ich zurück bin, trinke ich nicht mehr. Es schmeckt mir nicht mehr. Ich trinke Wasser. Wenn ich getrunken habe, halte ich es nicht mehr aus vor Sehnsucht nach dir. Und dann endet es immer mit Tränen und ich schlage mit Fäusten aufs Bett und möchte mit einem Schlag die ganze Welt ändern. Dabei brauche ich doch nur mein Leben zu ändern und nach Indien zu kommen. Ich habe Angst davor. Was wäre, wenn ich krank würde in Indien? All die Impfungen schon und der Mangel an Hygiene. Oh ich denke *wie ein Sahib*, nicht wahr? Sicherheit, die Krankenkasse und die Schutzimpfung, die drei Säulen der okzidentalen Existenz. Ich werde zynisch, wenn ich so weiterlebe.



Es ist nun wärmer und ich gehe oft ins Schwimmbad und beobachte die Jungen. Aber da ist keiner, der mit dir vergleichbar wäre. Keiner. Alle sind sie so flach und kindisch, so unerfahren in allem, was das Leben ausmacht. So weiß und ungelenk in ihren Bewegungen. Sie sagen hier, all das sei typisch für die Pubertät, also für die Zeit, ab der die Jungen sich für Mädchen interessieren. In Indien habe ich nichts davon gesehen. Kein Junge war ungelenk und schlaksig, keiner stotterte, es sei denn, er hatte einen Sprachfehler, ich meine stotterte, weil er *Hemmungen hatte*, Schuldgefühle, weil er sich nachts allein glücklich machte ... Kannst du dir vorstellen, dass du Angst haben musst, wenn du an deinem Bäumchen spielst?

Ich muss nun Schluss machen.

Ich schreibe dir vom Büro aus, habe gerade ein Sandwich gegessen *for lunch* und dann geht' s weiter mit dieser stupiden Arbeit. Ich glaube, ich werde mich auf Strafverteidigung verlegen und Männer wie mich vor Gericht verteidigen, Männer die für Jahre oder gar Jahrzehnte ins Gefängnis müssen, weil sie kleinen Jungen ans Bäumchen gegriffen haben.

Vergiss mich nicht! Ich schicke weiter Geld. Ich werde kommen. Aber ich brauche noch etwas Zeit. Viele Küsse und ein trauriges Herz sagen dir für heute *bye bye*.

Dein P.P.



20. AUGUST, 1926

Mein Sahib!

Nur du bist mein Sahib. Andere Sahib lieb, aber nur du mein Sahib. Ich untreu gewesen. Bitte nicht böse. Ich nette Sahib bei Schneider gesehen. Englische Sahib. Ich nicht viel geliebt mit ihn. Ihn immer schwitzen. Ihn Herz nicht gut. Aber lieben kleine Jungen. Ihn mich geben Lust und Rupie. Er gerne nur reden mit mir, ausgehen in englische Club mit mir. Aber dann sagen, andere Sahib lachen über ihn, weil indische Boy lieben. Und weil Andar Paria ist. Er Angst haben, ausgelacht zu werden. Er mir Rupie geben und sagen *good bye forever*. Ich dir sagen alles. Ich nicht lügen vor mein Sahib. Ich gesehen nun, dass ich nur lieben mein Sahib.

Wenn Sahib nach India kommen mit viel Rupie, Sahib kann viel Gutes tun für alle Menschen. Wir helfen Sahib, wenn krank. Hier gute Doktor, indische Doktor gut, heilen mit Hilfe von Shiva. Warum bleiben in deine Land, wenn du unglücklich?

In Liebe. Andar.

19. SEPTEMBER 1926

Liebster Andar,

Vielen Dank für deinen wunderbaren Brief! Ich habe ihn gelesen und immer wieder gelesen und viel darüber nachge-



dacht. Mir scheint, dass ich ein großer Dummkopf bin gegen dich. Alles was du sagst, ist so wahr, so weise.

Ich fange an, die Dinge hier mit einem ganz anderen Auge zu sehen. Ich fange an, mich lächerlich zu finden in meinem ganzen geregelten bürgerlichen und doch so unfreien Leben. Für wen arbeite ich eigentlich? Für mich oder für den Staat? Ich hätte, wie du richtig schreibst, Geld genug, um in Indien zu leben. Also was hindert mich, endlich zu packen und zu dir zurückzukommen, mein Schatz? Ist es Gewohnheit, ist es mein Frühstücksei jeden morgen, die warme Dusche und die Morgenzeitung? Sind es die harten Gesichter meiner Klienten, ihre ewigen Klagen über das Leben, über ihre langweiligen Ehen? Ist es die Routine meiner Arbeit, das Ansehen, was ich im Kreis meiner Kollegen genieße, die Einladungen zu Festen und allen möglichen Anlässen? Sind es die Anzüge und teuren Krawatten, die ich mir leiste?

Oder was ist es, das mich immer noch hindert zu dir zu kommen und in Indien ein ganz neues Leben anzufangen? Die Idee, Menschen zu helfen, finde ich großartig. Ich habe selbst bereits daran gedacht. Ich könnte Englisch unterrichten oder auch—einfach helfen, wo ich gebraucht werde.

Ich hätte dir längst die Abzüge der vielen Fotos schicken sollen, die ich machte. Nun gehen sie dir mit getrennter Post zu. Es ist schon ein kleines Paket geworden. Ich habe noch ein



paar andere Sachen hinzugefügt. Ich hoffe, du wirst dich darüber freuen. Ich brauche noch etwas Zeit – aber ich denke darüber nach, was du geschrieben hast.

In Liebe. Dein P.P.

30. OKTOBER 1926

Liebster Sahib!

Tausend Küsse für deine Brief, die Fotos und alle Sachen! Ich sofort alles gezeigt meine Freunde. Wir so viel gelacht über Fotos ...

Sahib haben ganz andere Körper als indische Mann und Haare überall, wir soviel gelacht. Ich dein Foto geküsst viele Mal und gebetet zu *Vishnu* du bald sollst kommen. Du nicht sollen denken nur Arbeit und Krawatte. Du nur brauchen eine Sari in India. *Not expensive*. Du aussehen, wie heilige Mann, wie Sannyasi. Du bringen Sahib Medizin und heilen Leute.

Hindu sehr abergläubisch, Leute sagen Sahib heiliger Mann. Und selbst wenn Sahib kein Geld, Leute geben Geld. In India alle Sannyasi betteln. Du nie verhungern in India.

Du musst kommen bald. Mein Vater krank. Vielleicht bald sterben. Ich brauchen meine zweite Vater dann, meine Sahib Vater. *Du viel schreiben, aber wenig sagen*. Du immer schreiben kommen willst aber dann schreiben, warum nicht



kommen willst. Du entweder kommen willst oder nicht kommen willst. Ich nicht verstehen Sahib Denken. Sahib Denken sehr kompliziert. Ich einfach denken, indisch denken. Ich denken du einfach kommen und nicht zu viel denken sollst. Andar viel denken an dich, aber denken mit Herz, nicht mit Kopf. Denken mit Liebe, nicht mit Verstand. Viele Küsse. Andar.

3. DEZEMBER 1926

Lieber Freund!

Ich bin im Gefängnis! Die Post wird überwacht und ich kann mich nicht ausdrücken, wie ich möchte. Aber du musst wissen, was mit mir ist.

Vielleicht hast du schon auf meine Post gewartet? Vielleicht ist das alles die Strafe dafür, dass ich dir untreu werden wollte? Ich lernte einen kleinen Jungen im Schwimmbad kennen und wir liebten uns auf den ersten Blick. Es war nicht die Liebe, die ich zu dir empfinde. Es war vielleicht die Einsamkeit und ein Trost für meine schreckliche Sehnsucht nach dir. Ich streichelte den Jungen ein wenig und wir sprachen miteinander, ich lud ihn ein zu einem kleinen Snack und wir verabredeten uns für den nächsten Tag im Schwimmbad. Doch als ich kam und auf ihn wartete, kam ein Polizist und verhaftete mich. Es muss all dies wohl ein Missverständnis sein.

Was ist nun?



Ich glaube, ich bin selbst schuld an alledem, weil ich so lange zögerte, das zu tun, was das einzig Richtige war, also nach Indien zurückzukommen. Ich habe mich jetzt entschieden und einen Kollegen von mir beauftragt, alles in meinem Namen zu verkaufen, mein Haus, mein Auto, mein Mobiliar – und das Geld sicherzustellen. Er ist ein alter Freund von mir und ich kann mich auf ihn verlassen. Er wird dir auch wieder Geld schicken.

Er meinte, wenn ich offen erklärte, dass ich für immer mein Land verlassen wolle, würde ich geringer bestraft. Da ich einen guten Leumund habe, noch nie vorbestraft war und nicht viel war mit dem Jungen, werde ich wohl Bewährung bekommen. Aber bis zum Urteil werden sie mich wohl im Gefängnis behalten.

Es geht mir nicht schlecht hier.

Am Anfang war es natürlich hart. Ich habe viel geweint und gebetet. Ja, ich habe wieder *beten gelernt*. Aber endlich bin ich im klaren mit mir selbst. Ich weiß, dass mein Leben hier völlig sinnlos war und dass es in Indien ganz neu und anders sein wird. Was ist ein Leben ohne Liebe? Bitte warte auf mich! Was habe ich anderes auf dieser Welt als dich? Dich und das, was ich jetzt die große Aufgabe nenne.

Ich möchte ein Projekt starten für die Armen, und werde von meinem Geld ein Haus kaufen in Kalkutta und ein Foyer



errichten, wo sie jederzeit, wenn sie wollen, vorbeischaun können und immer Nahrung, ein Bad und ein Dach für die Nacht finden. Ich bin dabei, alles zu planen und zu kalkulieren. Zeit habe ich nun ja genug dafür.

Mein guter Freund Hans hat mir versprochen und zugesagt, an den *britischen Gouverneur* in Kalkutta zu schreiben, um alle administrativen Formalitäten zu erfüllen. Ich bin zuversichtlich, dass alles klappen wird.

Ich hoffe, deinem Vater geht es besser. Mein Freund könnte euch ein Paket mit Medikamenten schicken, aber da ihr niemand habt, der euch die Anwendung und Dosierung erklären kann und da ich nicht genau weiß, welche Krankheit dein Vater hat, wäre dies wohl eher gefährlich. Man hat sich schnell an Medikamenten vergiftet. So bete ich denn für deinen Vater und hoffe, dass ich in wenigen Monaten hier herauskomme. Ich glaube, deine Gebete zu Shiva haben gewirkt. Er hat die Dinge etwas forciert. Und das ist ganz gut so.

Ich glaube, ohne diese Affäre, mit der meine Karriere auf einen Schlag ruiniert ist, hätte ich den Absprung nach Indien nicht geschafft. Ich bin nun mal ein ziemlich wankelmütiger Mensch. Aber nicht in der Liebe!

Schreib mir bald!

Dein P.P.



15. JANUAR, 1927

Liebster Sahib!

Oh Sahib, dieses neue Jahr wird alles ändern. Sahib im Gefängnis, mein Sahib!

Ich habe meine Freunde deine Brief gezeigt und wir haben alle geweint. Wir nicht verstehen Sahib Land. Du den Jungen gestreichelt und dafür Gefängnis. Ich meine Eltern erzählt. Sie furchtbar erschrocken. Meine Mutter geweint.

Meine Vater gesagt, Junge war von böse Geist besessen. Er gesagt, wir müssen heilige Kuh opfern für *Shiva*. Aber wir kein Geld. Heilige Kuh viele Rupie. Auch heilige Ziege möglich als Opfer, aber viele Rupie auch. Sahib! schicke uns Geld für Opfer!

Du bald müssen frei sein und kommen. Wir große Freudenfest machen für dich. Du guter Sahib sein. Sahib Land Polizei entweder verrückt sein oder von böse Geist besessen. Meine Vater sagt, Sahib Land böse. Er sagt du niemals zurückgehen dürfen in Sahib Land, er sagt du bleiben müssen in India.

Du müssen sehr reiche und hohe Mann sein, wenn schreiben *Governor*. Wir niemals können reden oder schreiben *Governor*. Wir Paria. Er sagt, wenn bleiben können mit Genehmigung von *Governor* du sehr heilige Mann.



Du viel heilen wirst kranke Kinder und geben viel Liebe. Du berühmt sein werden in India. Und ich auch, weil du mein Sahib. Ich dein Schüler sein werde, dein *chela*. Ich dich unterstützen werde bis ich heiraten darf. Ich sehr glücklich nun, weil du bald kommen aber gleichzeitig sehr traurig weil du in Gefängnis. Mein heilige geliebte Sahib in Gefängnis! Sahib Land ist böse böse. *Ich gewusst alles früher*. Ich dir schrieb, was ich denke über Sahib Land. Ich nun Schluss machen. Ich nicht selbst schreiben kann, öffentliche Schreiber. Ich sage, was schreiben. Aber muss bezahlen. Ich keine Geld mehr. Ich warten auf deine Geld und wieder schreiben.

I love you! Andar.

12. MÄRZ 1927

Mein lieber Andar,

Hab tausend Dank für deinen wunderbaren und ermutigenden Brief!

Im stillen dachte ich schon, dass du oder deine Eltern nun denken, ich sei ein *böser Mann*. Es ist manchmal so schwer zu begreifen, dass in deiner Kultur diese Dinge so ganz anders sind wie hier, dass man bei euch weiß, was Liebe ist und man hier solches Misstrauen jeder Form von Zärtlichkeit entgegenbringt.



Dieses Jahr wird sich alles ändern! Ich habe Hoffnung, schon bald befreit zu werden, in einigen wenigen Wochen schon, denn der britische Gouverneur hat bereits telegraphiert, gegen meine Projekte sei nichts einzuwenden und man bereite ein langfristiges Visum vor. Mein Freund, der Anwalt ist wie ich und der mich vertritt vor Gericht, hat das Telegramm den Behörden gezeigt. Damit ist bewiesen, dass ich das Land definitiv verlassen will. Alles, was ich besitze, ist verkauft. Die Kanzlei hat mein Freund übernommen und sehr gut dafür bezahlt; er hat alle meine Kunden nun.

Ich werde also nicht als armer Mann kommen.

Und für deine Ausbildung wird gesorgt sein. Ich werde Medikamente mitbringen für deinen Vater und für die Kinder. Viel wird noch zu organisieren sein. Ich bin so froh, dass ich meinen Freund habe, was würde ihn machen? Hier vom Gefängnis aus kann ich doch nichts regeln.

Und so viel ist zu tun. Dein P.P.

13. MAI 1927

Lieber Sahib!

Gestern meine Vater starb. Meine Mutter schrecklich weinen. Ich beten du bald kommen. Wir nicht in einer Kaste. Wir nicht dürfen Vater dem Feuer übergeben. Wir ihn in den Ganges werfen müssen. Wie die Babys unter drei Jahren. Das



sagen das große Gesetz. Das sagen *Shiva*. Ich beten viel zu *Shiva*. *Shiva* hat einen Vater genommen und anderen Sahib Vater gegeben. *Shiva* gerecht. Ich warten auf dich jeden Tag.

Vielen Dank für Geld. Wir gut brauchen können jetzt. Meine Mutter immer klagen. Ich nicht liebe klagen immer. Ich lieber denken an morgen. Ich denken Sahib kommen und großes Fest. Ich von deinem Geld Sannyasi gegeben zu beten für dich. Sannyasi kommen, große Guru und ich Geld gegeben für Zukunft erfahren. Er sagen reiche Sahib kommen mit Schiff im Juli. Er sagen diese Sahib heilige Mann und bringen viel Glück für Kinder. Er kommen wieder in Juli, um Sahib zu sehen. Er beten für dich. Er sagen, du von *Shiva* gesandt und von *Vishnu*. Ich sagen ihm dein Name und Geburtstag und er wird dein Horoskop machen, wenn du kommen. Ich so voller Freude. Ich warten auf dich, ich zählen Tage und Stunden. Noch eine Monat und mein Sahib wird da sein und ich haben wieder Vater und Freund und Lehrer – alles in einem.

Alles in dir Sahib.

Viele Küsse.

Andar.



30. MAI 1927

Lieber Andar,

I am free! Kannst du dir das vorstellen. Ich bin frei, ich kann kommen. Das Schiff fährt hier an meinem Geburtstag ab, stell dir vor, am 5. Juni, meinem Geburtstag. Am 1. Juli werden wir in Kalkutta ankommen. Dann werde ich dir in die Arme fliegen, oh ich kann's kaum glauben. Das Urteil ist hinter mir. Einige Monate mit Bewährung. Was soll's? Das zählt jetzt alles nicht mehr.

Ich bin traurig, dass du deinen Vater verloren hast, aber ich verspreche dir, dass ich versuchen werde, der beste Vater für dich zu sein, den du dir nur wünschen kannst! Ich will alles für dich sein, alles. Dieser Brief wird vielleicht gleichzeitig mit mir ankommen, vielleicht aber auch schon ein oder zwei Tage vorher. Ich werde mir die Augen ausschauen nach dir am Hafen, vielleicht bist du dort, um mich zu erwarten ...?

Alles ist soweit geregelt, Visum habe ich, einige Impfungen auch. Aber die Formalitäten wegen des Geldtransfers – entsetzlich: Mein Freund wird alles regeln. Die Reaktion der Menschen ist interessant.

Die Leute, von denen ich annahm, sie seien meine Freunde, kennen mich plötzlich alle nicht mehr – außer meinem einen Freund. Er ist ein alter Hase und guter Anwalt. Er liebt Jungen, so wie ich. Aber er reist mehr Richtung arabi-



sche Staaten, weißt du? Da sind andere Leute, die mir immer ziemlich gleichgültig waren und die haben auf einmal Anteil genommen an meinem Schicksal. Sie schrieben mir ins Gefängnis und nun wollen sie alles wissen über meine Pläne. Ich habe ihnen ein Foto gezeigt von dir und eine Frau bekam fast einen Schreck und sagte *Mein Gott ist der Junge schön: Jetzt begreife ich!* Ich habe gelacht. Ich lache so viel nun, wie noch nie in meinem Leben. Jetzt, wo ich nichts mehr habe und meine Zukunft so unsicher ist, wie dir der nächste Sahib, der zum Schuhputzen kommt ... Jetzt lerne ich kennen, was das ist, glücklich sein, jeden Tag genießen, einfach leben, nicht an gestern denken und nicht an morgen. Leben einfach.

Ich bin glücklich, Andar, und das habe ich dir zu verdanken und deinem Land! Ich werde deine Hilfe sehr brauchen können beim Aufbau des Foyers. Ich spreche eure Sprache nicht und all die Einkäufe die zu tätigen sind ...

Du weißt, wenn ich als Sahib aufkreuze, werden sie mir alles zehn mal so teuer verkaufen. Du wirst mir unentbehrlich sein bei meiner Arbeit. Du brauchst nicht mehr zu betteln, nicht mehr Schuhputzen, nicht mehr hart arbeiten. Und doch wirst du wieder arbeiten müssen, dein Englisch verbessern und mir bei den vielen Verhandlungen dolmetschen – und du wirst mein Mittelsmann zu den Leuten. Ich möchte, dass sie wirklich Vertrauen zu mir gewinnen. Nur so werde ich ihnen helfen können. Und dabei wirst du mir unentbehrlich sein.



Kann es ein größeres Glück geben für zwei Menschen, als zusammen zu leben und zusammen zu arbeiten, für eine große Sache zu kämpfen? Oh, vielleicht bin ich zu idealistisch, vielleicht male ich mir alles zu rosig aus. Nein. Es wird nicht rosig sein. Ich muss schon etwas tun für mein Visum. Sonst schicken sie mich wieder weg. Und das wäre furchtbar.

Ich freue mich auf unser Wiedersehen, auf deinen Geruch, deine Stimme. Ich freue mich so, dich wieder an meiner Seite zu haben und mit dir mein Leben zu teilen. Ich möchte lachen zusammen mit dir und weinen zusammen mit dir, wie damals, wenn du mir leise ins Ohr sangst, eines dieser wunderbaren alten indischen Lieder, die von der Armut erzählen, vom Tod und von Gott...

Bis sehr bald.

Dein dich liebender P.P.



DIE TAT

Eine Novellette in drei Teilen

ERSTER TEIL

Adriano saß im Flugzeug nach Marokko. Er hatte ein paar Jahre Gefängnis hinter sich und musste sein Leben nun ganz neu beginnen. Diese Probe des Schicksals hatte ihn in einer Weise transformiert, dass er nun das Leben und die Welt mit neuen Augen sah. Er hatte viel nachgedacht in der Einsamkeit seiner Zelle und war zu dem Ergebnis gekommen, dass das Leben mehr ist, als diese Suche nach Vergnügen, nach Komfort, nach sozialem Ansehen, dass es vielmehr einen tiefen Sinn hatte—einen Sinn, der selbst nach dem Tode weiter wirkte.

Adriano war sich auch darüber klar geworden, wie relativ das doch war, was man allgemein Bildung nennt oder gute Erziehung oder ähnlich. Sicherlich, er würde nicht gerade hier im Flugzeug seine Fingernägel schneiden. Insoweit lag ihm schon an gewissen Konventionen und sozialen Regeln, aber das bedeutete für ihn nicht, dass man wissen musste, wie hoch die Cheopspyramide ist oder in welchem Jahr Goethe auf die Welt kam. Adriano rechtfertigte seine Ignoranz in gewissen Dingen, die andere zu Dissertationen hinreißen, damit, dass er schließlich ein schlechtes Gedächtnis habe und es außerdem genüge, dass *andere Leute* diese Dinge wüssten; und



seit es Computer gäbe, brauche man ohnehin nichts mehr zu wissen. Umso wichtiger, so philosophierte Adriano in Gedanken (wobei sein Blick, wer weiß warum, an einer korpulenten Dame haften blieb, die sich mit der Lufthansa-Plastikgabel alle fünf Scheiben Roastbeef auf einmal in den Mund schob), war es, Wissen *anwenden* zu können, also in intelligenter Weise zu handeln. Auf das *Handeln* kam es an, so folgerte Adriano weiter, denn woran sonst sollte man uns beurteilen? An unseren Ideen etwa oder unseren idiotischen Ideologien, die nichts als Kriege und Folter hervorgebracht haben? Oder an unseren sogenannten religiösen Vorstellungen und Glaubensbezeugungen, die Inquisitionen und Kreuzzüge und schließlich Völkermord hervorbrachten?

Mit Worten lässt sich trefflich streiten, räsionierte Adriano, Goethes Faust zitierend, das einzige Werk, aus er bisweilen zitierte—und was sind Ideen anders als Worte? Etwas betrübt musste Adriano nun am Ende seiner Gedankenkette erkennen, dass er, nach seinen Taten beurteilt, wohl ziemlich erbärmlich dastand.

Denn wo waren da gute Taten, die er hätte ins Feld führen können?

Seine juristische Ausbildung etwa, seine Promotion, die zu nichts führten als inneren Qualen und unnützen Geldausgaben? Pianist hatte er werden wollen, studierte aber dann



seiner Mutter zuliebe etwas *Seriöses* – sie hätte ihn sonst finanziell nicht unterstützt. Und er hatte nicht gewagt, auf eigene Faust sein Glück zu machen. War er zu bequem gewesen?

Pianist oder Anwalt, was war der Unterschied? Alles endete damit, dass Adriano seiner Mutter das Doktorzeugnis zusandte, damit sie es in ihrem Büro stolz an die Wand hängen konnte. Damit endete sein erster Lebensabschnitt. All dies erinnerte er nun, seinen missglückten Selbstmordversuch und die anschließende Orientierung in den Bereich der Kindererziehung, seine Arbeit in Familien und Kindergärten, das Diplom zum Kindererzieher, das er sich in Amerika in einer Abendsschule erworben hatte, seine Liebschaften mit kleinen Jungen – und schließlich seine Festnahme, seine Haft. Wo waren seine guten Taten?

Die Dame, die so gierig das Roastbeef verschlang, trank anschließend noch drei Tassen Kaffee zum Nachtschiff und bestellte sich dann ein kleines Fläschchen Champagner, zu dem sie fünf Zigaretten rauchte. Sie schaute recht zufrieden drein.

Die Landung in Casablanca erfüllte Adriano mit einer gewissen ängstlichen Erwartung—vergeblich fragte er sich, was er denn wohl erwartete? Nicht einmal ein Hotel hatte er gebucht. Er wusste, dass man am Ort viel billigere Zimmer finden konnte, als die von den Reisegesellschaften angebo-



tenen. Also was erwartete ihn, wenn noch nicht einmal ein gebuchtes Zimmer?

Adriano wusste, dass gegen dies ängstliche Gefühl nichts half und man es einfach wahrnehmen und so sein lassen musste. Es würde von allein vergehen. Ein Tourist von vielen, ein Sucher von vielen, die nicht wissen, was sie suchen und ein Liebhaber von vielen, die niemanden finden, der ihre Liebe will – so stieg Adriano in ziemlich apathischer Stimmung mit seiner kleinen Reisetasche die Gangway hinab in die brütende Hitze des marokkanischen Sommers.

Irgendwie fand er auch ein billiges kleines Hotel. Auf dem einfachen Bett sitzend, fiel Adrianos Blick auf das etwas schmutzige Waschbecken an der Wand, über dem kein Spiegel war. Er fragte sich, was er hier trieb, aber die Hitze beantwortete seine Frage ohne viel Zögern, denn sie trieb ihn dazu, sich schleunigst splitternackt auszuziehen und langzulegen. Jede andere Handlung wäre vollkommen unintelligent angesichts der Umstände, sagte sich Adriano und fiel in eine halb schmerzliche, halb süße Melancholie, die ihn bald einschummern ließ.

ZWEITER TEIL

Adriano schlief zu fest, um das Patschen von vier nackten Kinderfüßen zu hören und das leise Kichern der zwei kleinen Jungen, denen diese Füße angehörten und deren dunkle



schöne Augen auf Adrianos gebräunten Körper geheftet waren. Die etwas zu neugierigen Kinder waren Mustafa, der kleine fünfjährige Sohn des Hotelbesitzers und sein neunjähriger Spielkamerad Samir. Mustafa hatte ein so anmutiges rundes Köpfchen und so große schwarze Augen, dass man seinen für sein Alter recht kleinen Körper fast übersah. Dieser Junge bestand einfach aus einem Paar bezaubernder Augen, in denen sich alle Freude und alles Leid der Welt zu spiegeln schienen.

Samir war nicht weniger hübsch, aber aus seinem Gesicht war kleinkindhafte Unschuld und das fast ungläubige Staunen der Augen Mustafas bereits gewichen und hatte einer ernsten Melancholie Platz gemacht, die sich von seinen Augen auf seinen Körper übertragen hatte.

Er stand nun dicht neben Adrianos Bett und schaute auf den nackten Leib dieses Mannes, der wegen einer Stubenfliege, die ihn belästigte, leicht zuckte und diese dadurch immer wieder vertrieb. Während Mustafa sich mit stark klopfendem Herzen zur Tür schlich, um zu schauen, ob ja nicht das Zimmermädchen oder gar sein Vater in der Nähe waren, kontemplierten Samirs ernste Augen die Züge von Adrianos Gesicht, blieben an seinem blonden etwas ruppigen Schnurrbart hängen, liefen von dort, der Fliege folgend, über Adrianos zuckende Wange zu seinem langen dunkelblonden Haar, das ihm lockig fast bis auf die Schultern fiel, nahmen die vielen grauen Haare an seinen Schläfen und über seiner Stirn wahr,



die durch zwei tiefe parallele Falten und einen fast unmerklichen dunklen Fleck zwischen den Brauen auffiel.

Dieser Fleck zwischen den Brauen, so dachte Samir etwas ängstlich, sieht fast aus wie ein *drittes Auge* ...

Mustafa rief nun leise von der Tür her, dass Samir doch endlich kommen solle. Samir drehte sich nachdenklich zu ihm um und Mustafa sah, dass ihn sein Freund garnicht anschaute, sondern gleichsam durch ihn hindurchsah, so schien ihn Adrianos Körper hypnotisiert zu haben. Der Ausdruck Samirs brachte Mustafa zum Kichern und er drückte seinen Freund am Po zur Tür hinaus auf den Gang.

Adriano erwachte von einem Geräusch, das ihm wie das Schlagen einer Tür vorgekommen war. So sah er denn zur Tür seines Zimmers hin, aber da war nichts Auffallendes. Er erinnerte sich, dass er wie immer nicht abgesperrt hatte und schaute schnell nach, ob sein Geldbeutel und seine Papiere noch da waren. Beruhigt stellte er fest, dass nichts fehlte und nun erst fiel ihm wieder ein, welch einen wundersamen Traum er gehabt hatte.

In diesem Traum hatte er einen Jungen kennengelernt. Es waren eigentlich zwei Jungen gewesen, ein kleinerer und ein größerer, aber er hatte nur den größeren von Angesicht gesehen. Sein Gesicht war in so auffallendem Widerspruch gewesen zu seinem Alter, dachte Adriano nun kopfschüttelnd,



so viel älter als der Junge selbst schien es zu sein. Er hatte den Jungen im Basar gesehen; als er einen Mokka zu sich nahm, saß der Junge plötzlich neben ihm und er fühlte dessen ernste Augen auf sich geheftet wie zwei schwarze Marmorkugeln, die ein inneres Feuer beseelt ...

Als Adriano daran dachte, dass der Traum ihm sogar den Geschmack des Mokka in fast unglaublicher Wirklichkeitsnähe vermittelt hatte, lächelte er und zog sich schnell an. Denn es schien ihm in der Tat eine gute Idee zu sein, nun, am Ende des Nachmittags, wo die Hitze etwas nachließ, zum Basar zu schlendern, dort einen Mokka zu nehmen und das geschäftige Treiben zu beobachten, das nur arabischen Basaren eigen ist.

DRITTER TEIL

Als er nach unten kam, hörte Adriano lautes Weinen eines Kindes und ein Geräusch, das sich wie Schläge anhörte. Bei jedem Schlag schrie das Kind auf und dazwischen vernahm man den unverständlichen Wortschwall eines offenbar wütenden Mannes.

Adriano krampfte es das Herz zusammen und er musste unwillkürlich an die Schläge denken, die er selbst als kleines Kind in dem strengen katholischen Heim erfahren hatte.



Adriano stand einen Moment unschlüssig da und sah nun, dass die Zimmertür, aus dem die Geräusche drangen, nur angelehnt war. Er dachte für einen Moment, dass nun Schluss sei mit der Züchtigung und schickte sich bereits an zu gehen, aber da erklang ein neuer harter Wortschwall der Männerstimme, die Adriano nun als die des Hotelbesitzers erkannte—und weitere Schläge folgten, weitere Schreie, weiteres Jammern und lautes Weinen ...

Adriano stieß die Tür auf und sofort begegneten ihm zwei überraschte Augenpaare. Der Vater schaute etwas verlegen, der kleine Junge weinte laut und die dicken Tränen, die aus seinen herrlichen großen Augen liefen, nahmen Adriano die letzte Reserve.

—Hören Sie auf! sagte er leise und näherte sich dem Vater mit großen Schritten.

Das Gesicht des Hotelbesitzers drückte Erstaunen aus, als Adriano ihm sanft den Stock aus der Hand nahm und ihn in die Ecke des Zimmers warf. Doch als dieser eigenartige Europäer dann auch noch seinen Jungen in die Arme schloss und tröstete, diesen Jungen, der für ihn in diesem Moment der schrecklichste, unartigste und widerlichste kleine Macker war, weit entfernt davon sein Sohn zu sein, da regte sich sein Vaterstolz und eine eigenartige Mischung aus Widerwillen



und Eifersucht gegen den fremden Eindringling machte sich in seiner Brust breit.

Adriano sah nur noch den Jungen und hatte den Vater bereits ganz vergessen. Er bückte sich zu ihm nieder, schloss ihn in die Arme und fragte ihn, wie er heiße? Der Junge lachelte ängstlich und stieß zwischen einigen Schluchzern hervor, sein Name sei Mu...sta...fa ...

Adriano spürte, dass ihm jemand auf die Schulter klopfte und er hörte die Stimme des Vaters in bedrohlichem Ton äußern, er solle sich erheben und Vater und Sohn alleine lassen.

—Es verbietet ihnen niemand, sich in diesem Lande zu amüsieren, sie sind der Gast hier, begann der Hotelbesitzer. Aber es steht ihnen nicht an, sich in *Familienangelegenheiten* einzumischen, endete er und Adriano sah ihm an, dass er sich bis aufs Mark gekränkt fühlte.

Adriano fragte ihn ruhig, was der Junge denn angestellt habe?

—Er hat die Angewohnheit, in den Zimmern herumzusstbern und die Leute zu belästigen, entgegnete der Vater und sein Gesicht drückte aus, dass dieses Vergehen doch wohl jedenfalls schwer genug sei für die erlittene Züchtigung.



—Kein Kind in dem Alter kann ein Verbrechen begehen, das einer solchen Strafe würdig wäre, setzte Adriano gleichmütig hinzu und sah sanft lächelnd in Mustafas liebliches Gesicht.

—Sie würden ihre etwas weltfremde Einstellung sicherlich schnell ändern, wenn die Kinder auch sie belästigt hätten, gab der Vater trotzig zurück. Adriano sah, dass der Junge daraufhin ängstlich zu Boden schaute, aber er verzog keine Miene.

—Mich belästigen Kinder nie! sagte Adriano und mein Zimmer steht jedem offen, der ehrliche Absichten hat.

—Oh nein, stehlen tun sie nicht, setzte der Vater nun etwas ängstlich hinzu, das hätte schlimme Folgen...

—Sie ...? fragte Adriano.

—Ja, Mustafa und sein älterer Freund Samir. Wenn Mustafa Dummheiten macht, kann man sicher sein, dass er sie mit Samir macht.

—Nicht wahr, Söhnchen? fragte der Vater, nun offenbar in etwas gnadenvollerer Stimmung, den kleinen Mustafa, der stumm und schuldbewusst nickte.

Adriano war beruhigt, als er dies leichte Lächeln um die Mundwinkel des strengen Vaters sah, da ihm dies anzeigte,



dass die Züchtigung nun gewiss zu Ende war. Er war schon fast an der Tür, da drehte sich Adriano noch einmal herum und sah, dass Mustafa ihn anlächelte. Dann schaute er zum Vater hin:

—Bitte entschuldigen sie meine Zudringlichkeit. Es ist nicht, dass ich in irgendeiner Weise in ihre Familie oder ihre Erziehung interferieren wollte. Es ist nur einfach so, dass ich Kinder nicht weinen hören kann. Ich kann es nicht ertragen...

Der Mann nickte nur stumm, aber Adriano glaubte den Anflug eines Lächelns in seinen von Falten umränderten Augen zu erkennen, bevor er die Tür hinter sich schloss.

Als er auf die Strasse trat, musste er die Augen leicht schließen vor dem gleißenden Licht der späten Nachmittags-sonne, die alles in rötlichen Farbtönen erglänzen ließ und der lebhaften Strasse eine fast unwirkliche Schönheit verlieh. Er wusste eigentlich nicht, wohin er sich richten sollte, um zum Basar zu gelangen. Er war zum ersten Mal in Casablanca. Um so überraschter war er, als, gerade im Moment als er sich wünschte, jemanden zu finden, der ihn gegen Entgelt zum Basar führen würde, die Stimme eines Jungen hinter sich vernahm.

—*Monsieur, Monsieur, attendez un instant ...!* rief die Stimme in gutem Französisch.



Adriano drehte sich herum und sah einen schlanken, etwa neunjährigen Jungen mit einem ungewöhnlich ernsten Gesicht auf ihn zukommen.

—*Monsieur*, wenn sie einen *guide* benötigen, ich stehe gern zu Diensten. Ich kann ihnen die Stadt zeigen und ich verlange nicht viel dafür.

Adriano nahm das Angebot lächelnd an und sagte dem Jungen, dass er zum Basar wolle. Der Junge meinte, das sei recht weit und da müsse Adriano ein Taxi nehmen.

—Ich mag keine Taxis, entgegnete Adriano. Können wir nicht einen Bus nehmen?

—Das geht natürlich auch, sagte der Junge enttäuscht. Kommen sie!

Der Junge lief leicht neben Adriano her, als wiege er nichts, und die feine Grazie seiner Bewegungen fesselten Adrianos Blick.

—Du heißt Samir, nicht wahr?

Der Junge drehte sich mit einem Ruck zu Adriano herum und seine Augen drückten blankes Entsetzen aus.

—Woher wissen sie das?



—Oh, fügte Adriano salomonisch lächelnd hinzu, sagen wir, ich hab's im Traum erfahren.

—Wirk...lich . . .? stammelte der Junge.

—Und sagen wir weiter, setzte Adriano schmunzelnd hinzu, dass du und Mustafa in meinem Zimmer waren und mich nackt auf dem Bett liegen sahen ...

Der Junge fuhr nun vor Schreck so zusammen, dass Adriano fühlte, ihn an der Hand nehmen zu müssen. Denn er fürchtete, der Junge würde vor Scham und Angst vor Strafe davonlaufen.

—Sie haben also ... nicht geschlafen ...? fragte der Junge kleinlaut.

—Doch, tief und fest, antwortete Adriano lachend.

Da waren sie auch schon an der Bushaltestelle und Samir wies auf den Bus, der in einem Mordtempo vorgefahren kam. Sie sprangen hinein, und drängten sich zwischen die bunte Menge aus Männern, Frauen, Kindern, Babys, Kisten, Kasten und Einkaufstüten und der Bus fuhr mit einem solchen Ruck an, dass alles aufschrie. Der Fahrer lachte und stellte das Radio lauter, aus dem arabische Musik drang und der Fahrtwind brauste angenehm durch Haare und Hemden—die Türen und Fenster des Busses standen weit offen.



Samir stand dicht vor Adriano und hielt sich am Haltegriff eines Sitzes fest, während Adriano die Stange unter dem Dach des Busses umfasste. Offenbar um das Gespräch wieder aufzunehmen, drehte sich der Junge um und gleichzeitig drückte irgendjemand sich hinter Adriano vorbei, was zur Folge hatte, dass Adrianos Körper und der des Jungen für einen Moment fest gegeneinander gedrückt wurden. Ihre Augen fanden sich dabei und Adriano spürte, dass ein unbeschreibliches Gefühl ihm durchs Herz zuckte. Er wusste nicht, was es war. Er wusste nur, dass ihm die Nähe von Samirs grazilem Körper sehr angenehm war. Dem Jungen schien es ebenso zu gehen, denn sein Gesicht drückte nicht den leisesten Unwillen aus und ein Lächeln kam nun um seine für gewöhnlich so ernsten Mundwinkel.

—Fahren sie *deswegen* lieber im Bus? fragte er mit einem maliziösen Ausdruck in den Augen.

—*Weswegen?* fragte Adriano unschuldig zurück, aber er konnte sich nicht verkneifen, das Lächeln zu erwidern. Es war ansteckend. Außerdem ging es Adriano durch den Kopf, was der Junge wohl gedacht haben mochte, als er seinen nackten Körper auf dem Bett liegen sah?

—Nein, aber im Ernst, fuhr der Junge fort, während der Bus eine neue Haltestelle anfuhr und alle Insassen nach vorn flogen, warum fahren sie nicht gern Taxi?



—Nun, ganz einfach. Weißt du, im Taxi sitzt man so isoliert, im Bus aber ist man unter den Leuten, hier ist jemand, da ist jemand, und ich sehe etwas von den Menschen. Im Taxi fühle ich mich immer so einsam.

—Das ist lustig.

—Nun ja, und dann, weißt du, gibt es in manchen Ländern, in Kuba zum Beispiel, extra Taxis für die Touristen. Das ist noch schlimmer. Da fühlt man sich noch einsamer.

—Warum lässt man denn die Touristen nicht mit den einheimischen Leuten zusammen fahren?

—Sie nennen das *politische Gründe*, weißt du. Sie wollen nicht, dass die Touristen die Einheimischen zuviel über das Land ausfragen. Sie haben Angst, die Welt könne erfahren, wie dreckig es den Menschen dort in Wahrheit geht.

—Das gibt es bei uns nicht. Marokko ist ein freies Land.

—Sehr frei, rief Adriano lachend aus. So frei, dass kleine Jungen nackte Touristen in ihren Hotelzimmern aufsuchen ...

—Sie haben sich nur schlafend *gestellt*, nicht wahr? Oh, schnell, kommen sie, wir müssen hier aussteigen!

Samir zerrte Adriano an der Hand hinter sich her bis zum Ausgang und endlich landeten sie heil auf dem Bürgersteig. Der Basar lag vor ihnen. Samir ließ Adrianos Hand nun nicht



mehr los. Er sagte, man könne sich sehr schnell verlieren in dem Gedränge.

Adriano war dies nur recht so. Er liebte den Druck dieser etwas feuchten kleinen Kinderhand und ließ sich gern von ihr führen.

Die Farben, Gerüche, die Musik, das Marktgeschrei, die Buntheit des Geschehens, die warme Luft, die letzten heißen Strahlen der Nachmittagssonne, all das – und ein undefinierbares Gefühl ums Herz herum, wenn sein Blick auf Samir fiel – betäubten Adriano in einem solchen Maß, dass er fast willenlos der dargebotenen Hand folgte.

Endlich gelangten sie zu einem kleinen Stand, wo man auf Hockern und vor winzigen Tischen sitzend den Mokka zu sich nahm. Männer mit langen Gewändern und schönen Turbanen saßen da und auch solche in westlichen Anzügen, aber allen war ein gewisser ernster und fast feierlicher Ausdruck eigen. Dieser Ausdruck machte Adriano bewusst, dass das nachmittägliche Trinken des starken arabischen Mokkas einer Art Zeremonie gleichkam und dieses Bewusstsein stimmte Adriano leicht euphorisch.

Nach kurzer Wartezeit wurden zwei Hocker frei und Samir stürzte gleich darauf los und legte sie in Beschlag. Er war es auch, der den Mokka bestellte und er tat dies mit einer solch männlichen Entschiedenheit, dass der junge Ober so-



gleich und ohne Zögern ins Café ging, um die Bestellung auszuführen.

—Ich bin dir noch eine Antwort schuldig, begann Adriano.

—Wegen ... Mustafa und mir ... in ihrem Zimmer ...?

—Ja.

—Ich hätte schwören können, dass sie schliefen. Sonst hätten wir nie gewagt hereinzukommen.

—Warum kamt ihr denn überhaupt herein?

Nun kam der Mokka. Er war nicht heiß, er *glühte* und Adriano verbrannte sich fast die Finger daran. Lachend über Adrianos Ungeschicklichkeit, fuhr Samir fort :

—Ach, es ist einfach so, dass wir manchmal, wenn uns gar so langweilig zumute ist, in alle leeren Zimmer hineinschauen. Oft spielen wir Verstecken darin. Wir wissen nie genau, welche Zimmer leer und welche besetzt sind, so gehen wir einfach von Tür zu Tür.

—Aber so viele Zimmer hat doch das Hotel nicht? unterbrach Adriano ihn, etwas ungläubig.

—Zehn oder zwölf, immerhin, gab Samir zu bedenken und sein Gesicht schien in seiner Ernsthaftigkeit die letzten



Zweifel Adrianos daran auszuräumen zu suchen, dass die Jungen nicht gezielt dem neuen Gast einen Besuch abstatten wollten.

—So war es denn die Tatsache, dass ich nicht abgesperrt hatte, die euch eintreten ließ?

—Ja. Wir waren beide sehr überrascht, als wir die Tür öffneten und da einen ... Mann auf dem Bett liegen sahen.

—Du kannst ruhig sagen, einen *nackten* Mann, fügte Adriano lachend hinzu.

—Bitte sagen sie *nur nichts* Mustafas Vater davon. Er wird uns furchtbar verhauen.

—Er hat Mustafa bereits verhauen.

—Ich weiß. Er hat uns in einem der leeren Zimmer getroffen. Ich konnte gerade noch auf die Strasse entkommen. Aber Mustafa hat's wohl erwischt.

—Ich bin dazwischen gegangen. Ich habe mich eingemischt, obwohl ich das sonst nicht gerne tue. Aber ich konnte Mustafas Weinen nicht hören.

—Haben sie das *wirklich* getan?

—Ja. Ich fühlte mich dazu verpflichtet, ich weiß auch nicht...



—Das ist großartig.

—Oh nein. Es war vielleicht eine große Dummheit. Vielleicht hasst der Mann mich jetzt oder denkt, ich sei ein arroganter Kolonialist oder was weiß ich?

—Sie sind ein seltsamer Mann. Ich habe noch nie einen Mann so reden gehört wie sie. So hat ihnen denn Mustafas Vater gesagt, wie ich heiße?

—Ja. Aber ich wusste es bereits. Denn als ihr bei mir im Zimmer ward, träumte ich, dass ich mit einem Jungen, der Samir hieß und genau so aussah wie du, genau so ein schönes und doch so ernstes Gesicht hatte wie du und so große schwarze Augen, dass ich mit diesem Jungen im Basar saß an einem ebensolchen Stand wie diesem und einen Mokka trank, der ganz haargenau so schmeckte, wie dieser hier.

—Das glaube ich nicht. Sie sind entweder ein Schwindler oder ein Zauberer ...

—Glaube was du willst von mir, aber was ich dir sage, ist die Wahrheit. Der Traum gab mir überhaupt die Idee, zum Basar zu gehen und das Hotel zu verlassen, sonst wäre ich wohl in meinem Zimmer geblieben.

—Haben sie Mustafas Vater gesagt, dass wir auch in ihrem Zimmer waren?



—Natürlich nicht. Selbst wenn ich es genau gewusst hätte.

—Wussten sie es denn nicht genau?

—Nein. Denn wie ich dir sagte, schlief ich wirklich und nur das Geräusch, das mich weckte, machte mich stutzig. Es war wie das Zufallen einer Tür. Aber es hätte ja auch sein können, dass ich es geträumt hatte.

—Ich habe Mustafa gesagt, dass er die Tür nicht hätte zuschlagen dürfen. Aber er ist noch klein und macht vieles falsch.

Adriano musste unwillkürlich lächeln über die Art, wie Samir vom *kleinen Mustafa* redete und war nun doch neugierig zu erfahren, was die Jungen bewogen hatte, ins Zimmer zu kommen, nachdem sie ihn erblickt hatten. Doch als er Samir fragte, schaute dieser verlegen unter sich und Adriano insistierte nicht weiter.

Samir führte ihn noch eine Weile im Basar herum, bevor sie den Bus zurück nahmen. Vor dem Hotel erhielt Samir seinen Lohn und bot sich sogleich an, auch an den nächsten Tagen Adrianos Stadtführer zu sein.

Adriano nahm sein Angebot dankbar an und verabschiedete sich mit einem Kuss von ihm. Samir lächelte über



NOVELLETTEN / 46

sein ganzes Gesichtchen und winkte Adriano glücklich zu, als dieser im Eingang des Hotels verschwand.



EDWARD

Eine Novellette in fünf Teilen

I.

Was Pierre vor allem gelernt hatte, während der vier Jahre, die er zurückgezogen in einem Kloster verbrachte, war, dass die Wirklichkeit nicht eine wissenschaftlich oder anders definierbare *eindeutige, statische und allgemeine Tatsache* war, sondern ein Prozess, der ohne Anfang und Ende, ständiger Kreation und Änderung unterliegt.

Diese Forschungen waren für Pierre nicht theoretisch geblieben. Er hatte seine eigene Wirklichkeit zu erkennen gesucht und das war letztlich das Endziel seiner langen Meditation gewesen.

Nach *vier Jahren Einsamkeit* war Pierre ein veränderter Mann, frei von den vielen kleinen und großen Dingen, die ihn daran gehindert hatten, er selbst zu sein. Denn, so hatte er schließlich gefunden, nichts gilt für uns, wenn wir es nicht mit unserem Bewusstsein akzeptieren und gutheißen. Und weiter fand er heraus, dass wir die Welt, in der wir leben, von innen her, mittels unserer Gedanken, unseres Bewusstseins selbst kreieren. Was bedeutet, dass jeder in seiner eigenen Welt lebt und auch in seiner eigenen Welt sein Glück finden muss.



Pierre wusste zwar schon vorher, dass er Kinder mehr liebte als Erwachsene, aber er wollte es nicht wahrhaben. Ganz so wie er seine künstlerischen Talente hatte brach liegen lassen. Im Kloster hatte Pierre sein Studium des Klaviers fortgesetzt und auch da war eine große Überraschung nicht ausgeblieben. Zu anfangs spielte er viel Barockmusik, religiöse Musik, wie man so sagt, und am Ende hatte er seinen eigenen Stil kreiert, einen neuen Stil, der auf dem Jazz und Blues aufbaut, und sehr frei improvisiert wird. Auf einem elektronischen Synthesizer hatte Pierre spontane Kreationen entwickelt und aufgezeichnet. Schließlich war die Informatik hinzugekommen, nachdem Pierre bereits mehrere Bücher mit Poesie und kleinen religiösen Texten, sowie wissenschaftlichen Artikeln geschrieben hatte.

Am Ende warf Pierre die ganze sogenannte Religion hin, obwohl er es seinen Kollegen im Kloster aus Rücksichtnahme auf ihren eigenen Weg vorenthielt. Pierre hatte sich ganz dem Weg der Liebe und der Schönheit verschrieben, nachdem er bereits vor Jahren die Wahrheit in der Lehre Krishnamurtis entdeckt hatte.

Auch aus dieser Lehre hatte er anfangs *ein Dogma machen wollen* und damit genau das Gegenteil dessen, was der große Weise gelehrt hatte. So taten es jedenfalls die, mit denen er sich im Gesprächszirkel regelmäßig traf. Merkten sie



denn nicht, dass sie genau das Gegenteil dessen taten, was sie gerade in den *talks* Krishnamurtis gesehen hatten?

Pierre kam langsam dahinter, einfach indem er die Worte des Meisters in die Tat umsetzte und ihn nicht zu kopieren suchte, indem er Identifikation mit ihm ablehnte und sich selbst zu erkennen strebte. Damit fuhr er etwa zwei Jahre fort, bis er erkannte, dass er in sich eine heiße Liebe fühlte, die wie ein Appell war. Er wusste intuitiv, dass er diese Liebe bereits immer in sich gehabt hatte, dass er ihr jedoch niemals Gehör hatte schenken wollen. War das der eigentliche Grund gewesen, dass er sich fanatisch zuerst in die Kunst, dann in die Wissenschaft und schließlich in die Religion gestürzt hatte?

Pierre hatte das Kloster kaum verlassen, da trat er eine Reise an nach Asien. Und so als sei alles bereits für ihn zu-
rechtgelegt, traf er in Manila einen Jungen, der sein Leben veränderte und ihm eine neue Dimension gab: die Dimension der Ekstase, der erfüllten, alles überschreitenden Liebe, der Liebe, in der jeder Begriff der Zeit aufgelöst erscheint, die das Leben zu einem Fest macht, weil jeder Moment von Leben sprudelt, jeder Augenblick so voller Sinn ist, dass er einer Ewigkeit gleicht.

Und da wusste Pierre, dass seine Intuition ihn früher nie getrogen hatte, wenn sie ihm signalisierte, dass all die Formen der sogenannten Nächstenliebe, der karitativen Heuche-



lei, nichts waren als verzuckerte Schuldgefühle, die ihrerseits aus einer wahrhaft diabolischen Körperleugnung herrührten, die die Schwarzmäntel in ihrer Verblendung seit Jahrtausenden der Menschheit als Kollektivstrafe auferlegten.

Pierre hatte davon endlich genug, auch von dem morbiden Stolz seiner Kollegen im Kloster, von ihrer hinter Phrasen verborgenen Vulgarität, die die Frucht ihrer *Unzivilisation* war.

Denn nur Liebe, nicht gedachte, sondern *gelebte Liebe*, und auch gelebte körperliche Liebe, bewirkt wahre Zivilisation!

Und was wussten diese Stöcke von Liebe...?

II.

Es war Liebe auf den ersten Blick gewesen, als Pierre und Edward sich an einer Straßenecke in der Nähe der Post von Manila zum ersten Mal sahen. Beide blieben sofort stehen, wie angewurzelt, fasziniert, überwältigt, bezaubert...

Pierre dachte nichts mehr. Sein Denken hatte mit einem Male vollkommen aufgehört. In diesem Moment war es zum Stillstand gekommen. Dieser Zustand der Gnade, den Pierre so oft und über Jahre hinweg ohne Erfolg angestrebt hatte, *nun war er da*, ungewollt, ungesucht. Und K. hatte Recht behalten: im Zustande wahrer Liebe hört jedes Denken auf.



Pierre lächelte. Nicht dieses Lächeln, mit dem man verführt, auf sich aufmerksam macht, zu gewinnen sucht. Sondern ein Lächeln absoluter und wunschloser Glückseligkeit lag mit einem Male über seinem Gesicht. Ein wundervoller Frieden herrschte in seinem Innern und Pierre wurde sich schlagartig bewusst, dass er liebte.

Wer war dieser Junge? Es war ein schwarzhaariger schlanker Knabe, der Pierre bis zu den Schultern reichte, ein braunhäutiger Eingeborenenjunge, der sein weiches Haar einfach und lang trug, bis auf die Schultern. Der Junge stand da an der Wand, mit einem einfachen Polohemd und einer Jeans gekleidet, barfuss, und hatte, nach dem Brauch der Hurenjungen, einen Fuß gegen die Wand gestützt. Er sah die Blicke des Europäers, der ihn nun schon einen Moment lang anschaute und irgendwie selig lächelte. Was dachte dieser Mann? Edward fand ihn irgendwie anders, als die meisten der Touristen, die entweder gleichgültig an ihm vorbeigingen oder ihn in einer Art musterten, die auf das Bett abzielte oder auf irgendeine Party, wo er den schönen, und möglichst androgynen, Pygmalion an der Seite geldträchtiger Goethes oder Goethchens zu spielen hatte. Das war nun Mode, sogar in der vornehmsten Gesellschaft Manilas!

Doch dieser Mann stand da, als sei er außerhalb der Zeit, so schien es Edward, und er musste lächeln, ob dieses Gedankens, weil er all so ungewöhnlich war.



—Gefalle ich ihnen? fragte der Junge, mehr aus Neugierde, wie der Fremde wohl reagieren würde angesichts dieser sehr direkten und vielleicht provozierenden Frage. Der Mann nickte und trat einen Schritt näher.

—Ja! sagte er klar und deutlich und trat noch näher.

Dann sahen sich die beiden wieder einen Moment lang schweigend an und nun zeigte sich auf ihrer beiden Gesichtern ein Lächeln, das starke Sympathie verriet und das Verlangen bekundete, einander näher zu kennen.

Die brennende Sonne dieses Sommertages in Manila senkte sich langsam und warf ihr rotes Feuer auf die beiden, Mann und Junge, und tauchte sie in ihre abendliche Passion, bemalte sie mit ihrem Schein der Begeisterung einer entflammten Natur.

—Ich möchte dich einladen, sagte Pierre, mit mir zu essen, wenn du willst, und wunderte sich über die Sicherheit, mit der er vorging, über die Abwesenheit jedes Zweifels, ob das, was er tat, gut war oder nicht, oder ob es der Gewohnheit oder den Gepflogenheiten entsprach. Doch er dachte nicht weiter darüber nach, ob es wohl üblich war, Prostituiertenjungen zum Essen einzuladen, oder ob es sogar eine der möglichen Taktiken war, mit ihnen anzubändeln. Es war ihm völlig gleich.



Edward warf ihm einen feurigen Blick zu und hängte ihn ein. Und so gingen sie zu einem kleinen Bistro, als seien sie seit langem miteinander befreundet oder gar mehr ...

III.

Das Bistro war ein angenehmer Ort und Liebestreffpunkt für alle die, die sich nicht in den vielen anderen sympathischen Bistros Manilas sehen lassen konnten oder wollten. Die Mehrzahl der Gäste waren Jungen oder junge Männer, auch junge Mädchen.

Pierre fiel gleich auf, dass es wenig Pärchen *im gängigen Sinne* hier gab, junge Männer und Mädchen, die sich treu die Hände hielten und ewige Liebe schworen. Wohl gab es Pärchen, aber diese bestanden meist aus einem Knirps und einem Mann oder auch einer Knirpsin und einem Mann oder aber einer Knirpsin und einer Frau. Selten aus einem Knirps und einer Frau—warum eigentlich?

Die Atmosphäre war ungezwungen und doch kultiviert. Man sprach leise, denn was hier ausgetauscht wurde, war nicht von der Art, dass man gerne Zeitungskolumnen damit anfüllt. Was Pierre jedoch am meisten frappierte, war die Tatsache, dass diese soziale Einrichtung, denn das war sie doch, nichts von der Frivolität hatte, die in den meisten ähnlichen Etablissements im Westen zu herrschen pflegt.



Pierre und Edward fühlten sich einander so nahe, als kannten sie sich bereits seit langer Zeit.

—Vielleicht kennen wir uns bereits seit Jahrhunderten? sagte Edward, als Pierre verwundert die Hand des Jungen ergriff und zärtlich betrachtete. Weißt du, ich habe da kürzlich gelesen, dass man manchmal Menschen trifft, die man in früheren Leben gekannt oder geliebt hat ...

Pierre sah dem Jungen, der zuletzt ganz leise geredet hatte, zärtlich in die Augen. Er hielt einen Moment den Atem an, und spürte sein Herz klopfen bis in den Hals. Da sprach der Junge das aus, was er, Pierre, vom ersten Augenblick der Begegnung mit dem Knaben intuitiv gespürt hatte.

—Wo hast du das gelesen? fragte er. Erinnerst du dich an den Autor?

—Eine Autorin ..., ich glaube, sie heißt *Annie Besant*.

Pierre nickte.

—Ein Prostituiertenjunge in Manila, der theosophische Literatur liest ...

Er zog die braune Hand des Jungen zu sich und betrachtete sie nachdenklich. Es war eine lange und sehr feinsinnige Hand, eine Hand, die einen noblen Geist verriet.



—Ja, ich habe auch bereits einiges von *Leadbeater* gelesen, fuhr Edward fort.

Pierre küsste die Finger von Edwards Hand. Dann antwortete er lächelnd, als sei er einen Moment abwesend:

—Der liebte auch Knaben!

—Wer, Leadbeater?

—Ja. Er war sogar einmal in einen größeren Skandal verwickelt, deswegen.

—Der anglikanische Bischof ...! warf Edward ein, und kicherte wohlwollend.

—Ja, antwortete Pierre und dachte an seine vier letzten Jahre.

—Ich habe die letzten vier Jahre in einem Kloster verbracht, sagte Pierre ernst.

Edward schaute seinen Freund unbeweglich an.

—Du erstaunst mich, ... wirklich! entgegnete Edward. Ich hatte angenommen, du seist in der Welt herumgereist und habest ... mit vielen Jungen geschlafen.

Er kicherte und fuhr Pierre zärtlich mit der Hand über die Wange. Pierre legte seine Hand auf die des Jungen.

—Oh ja, in meiner Fantasie ...



Beide lachten ausgelassen.

Pierre sog die warme Luft tief ein, die von der geöffneten Tür in das Lokal drang. Sie duftete nach Meertang, untermischt mit Abgasen der Autos und einem leichten Duft nach Fisch, Frittierfett und Zigaretten.

Pierre schien der gegenwärtige Augenblick plötzlich ungeheuer wichtig, von einer Bedeutung, die er, hätte er seine Intuition in Worte fassen müssen, nur mit Leben oder Tod hätte umschreiben können.

Seine Vergangenheit, und sogar seine vier Jahre im Kloster, seine spirituellen Erfahrungen, all die weisen Bücher, die er gelesen hatte, alles das erschien ihm mit einem Mal völlig unbedeutend, nichtig. Er fühlte, dass er einen Teil seines Lebens vergeudet hatte. Vergeudet. Weil er ohne Liebe gelebt hatte, ohne diese heiße Passion, die doch so ruhig war, die ihn wie ein warmer Strom durchfloss und in der es keinerlei Angst gab, keinerlei Zweifel. Nichts außer Leben und Tod, und damit Leben!

Vergeudet oder doch dahingebraucht in einer stillen und bewusstlosen Erwartung dieses einen Moments, der der Beginn eines neuen Lebens war, eines Lebens, das nur noch aus Momenten bestehen würde, aus einer Aufeinanderfolge von Augenblicken, und damit einer ständigen Gegenwart. *Eines*



Lebens ohne Vergangenheit und ohne Zukunft und damit ohne Projektionen.

Und doch vielleicht nicht ganz vergeudet? Pierre wurde sich jetzt bewusst, dass er im Grunde all dies vorbereitet hatte und dass seine Selbstfindung die *unabdingbare Voraussetzung* gewesen war dafür, dass er sich öffnen konnte der Liebe, dem Eindringen des Unerwarteten, des Unkalkulierbaren und Wunderbaren in sein Leben.

Pierre war zum Kinde geworden und hatte sich der Wiedergeburt des Wunders geöffnet, wie es Walt Whitman ausdrückte in einem seiner Gedichte.

Er betrachtete die schönen Züge seines kleinen Freundes, seine unmerklichen Lachfältchen in den Augenwinkeln, die fast aristokratischen Züge seines ovalen Gesichts, seine relativ schmalen und fast fragilen Schultern, und wusste, dass nichts mehr wichtig war außer ihrer Liebe.

—Weißt du, Edward, sagte er langsam, du hast etwas von einem Prinzen...

Edward antwortete nichts. Er schien Pierres Worte aufzusaugen und seine großen schwarzen Augen versenkten sich in die grünen Augen Pierres. Edward fühlte, dass ihn noch niemals ein Mann so sehr geliebt hatte.



Und überhaupt war es selten vorgekommen, dass ihm ein Freier ein Liebesgeständnis gemacht hatte, *bevor* sie miteinander schliefen. Wohl, im Bett war es öfter vorgekommen. Aber war es da nicht mehr ein Ausdruck des Verlangens, ein unmittelbares und fast instinktives Kundgeben der Leidenschaft und auch der Freude über sie, über das Leben, das sie birgt? Was Pierre ihm da sagte, erschien Edward poetisch und voller Zärtlichkeit. Er spürte darin kein Verlangen, oder jedenfalls noch kein Verlangen. Gerade so hatte es sich Edward immer gewünscht, gerade so hatte er sich die ideale Liebesbeziehung mit einem älteren Jungen oder Mann immer vorgestellt, wenn er davon träumte. Diese Magie, die die wahre Liebe einleitet ...

Dabei konnte Edward sich zu den Glücklichen zählen, denn unter seinen Freiern waren sehr sympathische Männer gewesen, großzügig und lieb, keine Grobholze, wenn es Edward auch oft schien, dass die meisten Westler zu sehr absorbiert waren von allen möglichen Regeln und Konventionen, und vor allem von ihrem Geld, ihrem Besitz, ihrer Vergangenheit.

Mit manchen seiner Lieblingsfreier hätte sich Edward eine längere Beziehung gewünscht, aber alle waren sie wieder abgereist, obwohl manche ihm doch noch bisweilen schrieben. Aber was konnte er auch erwarten? Irgendwie war er nicht wie die anderen, das wusste Edward.



Mit den meisten der anderen Strichjungen verstand er sich nicht recht. Sie sahen ihn als *truly gay* an und schienen ihn zu missachten, weil er dabei etwas empfand, während sie es angeblich nur des Geldes wegen machten und es sie völlig kalt lasse. Edward konnte ihnen nicht glauben. Er hielt es im stillen für eine Art von sentimentaler Prüderie.

Diese Jungen hatten keine Scheu zuzugeben, dass sie mit dem oder jenem Jungen oder Mann schliefen, aber zuzugeben, dass sie sich küssen ließen oder dass sie sich wirklich verliebten, wenn es auch sicher nicht bei jedem Male war und sogar recht selten, aber dass es doch vorkam, dazu waren sie zu stolz, zu prüde oder zu scheu. Edward fühlte, dass sie in einem inneren Konflikt leben mussten mit ihrem maskulinen, harten und *professionellen* Getue. Denn sie sperrten sich gegen jede Form der Zärtlichkeit, die sie andernfalls erleben könnten, dieser ganzen Dimension aus Poesie und Affektion, aus Freude und Komplizenschaft, die er, Edward, immer für möglich gehalten hatte und nun in seiner Beziehung mit Pierre, obwohl diese noch ganz frisch war, voll bestätigt sah.

War es wichtig, wann sie miteinander schlafen würden, ob diese Nacht oder später—oder niemals? Hatte es eine Bedeutung neben dieser *allumfassenden Präsenz*, dieser Nähe, die er spürte zu diesem Mann und er offenbar zu ihm, diesem untrüglichen Gefühl, dass sie zusammengehörten?



In gewissem Sinne war Edward innerlich reifer als seine Altersgenossen. Sicher, er war erst dreizehn, aber sein Geist war der eines sechzehn- oder siebzehnjährigen Knaben. Edward gab nicht viel auf all die Angeberei, dieses Sich-In-Den-Vordergrund-Spielen von manchen dieser Jungen, die er kannte. Er wusste, dass es Angst und Unsicherheit war und ein schwaches Selbstwertgefühl. Obwohl Edward all dies kaum in Worte fasste, in konkrete Gedanken kleidete, so fühlte er es doch intuitiv in seinem Herzen als sichere Wahrheit.

—Edward, ich möchte dich gern zum Essen einladen, brach Pierre ihr beidseitiges Schweigen ... Weißt du, ich habe vorhin am Strand ein schönes kleines Restaurant gesehen. Ich glaube, dort kann man gut Fisch essen ...

—Liebst du Fisch?

—Ja, sehr.

—Sicher ist es das *Pigeon*, das du am Strand sahst ...

—Ja, ich glaube, so heißt es.

—Das ist ein gutes Restaurant. Aber teuer. Ich kenne ein anderes Restaurant, wo man ebenso gut Fisch isst, wenn nicht besser, wenn auch etwas weniger vornehm. Aber die *Ambiance* ist sehr nett dort, ...und viele Männer mit Jungen verkehren dort...



Pierre lachte.

—Warum lachst du?

—Ich glaube nicht, dass sie wirklich dort miteinander verkehren? scherzte Pierre. Dafür gibt es einen besseren Platz, weißt du, mit Federn drin, und einem Leintuch und einer Decke und einem Kopfkissen ...

Mann und Junge verließen vergnügt das Bistro und gingen in Richtung Strand.

IV.

Pierre fühlte sich leicht und beschwingt, wie noch selten zuvor in seinem Leben. Es war ihm, als sei eine schwere Last von seinen Schultern genommen, als habe ein netter Magier im langen Mantel und Spitzhut durch einen Streich mit dem Zauberstab eine ganze neue und unerhört schöne Welt vor seinen Augen ausgebreitet.

Keinen Tropfen dieses Nektars der Liebe wollte Pierre missen, und er war nun sogar glücklich über die Askese, die er gelebt hatte und die es ihm erlaubte, eine Sensibilität zu erlangen, die er vorher nie besessen hatte. Kein Alkohol noch irgendeine sonstige Droge war notwendig, um die Passion dieses Lebens zu genießen, so wie Pierre es jetzt sah und erlebte.



Und erleben wir es nicht immer so, das Leben, wie wir es erleben wollen? Richtet sich nicht all unser Leben und Erleben danach, was wir vom Leben erwarten? Und programmieren wir nicht auf diese subtile Weise unser ganzes Schicksal?

Hing nicht alles von der *Grundposition* ab, die man einnimmt? Will ich glücklich sein in diesem Leben? Oder will ich leiden und gefalle ich mir darin, zu leiden?

Und wenn letzteres zutrifft, warum will ich leiden?

Warum will ich nicht glücklich sein und das Leben in all seiner Schönheit, all seiner großartigen Kreativität und Fülle erleben? Warum? Oder—sollte es mir gleich sein, warum ich früher so dachte, wenn ich nur jetzt den Augenblick ergreife und mein Denken, mein ganzes Denken mit einem Schlag änderte, wenn ich, bewusst der Tatsache, dass sich mein gesamter Erfahrungsbereich nach dem Inhalt meines Denkens ausgerichtet hat, ich somit mit einem neuen Denken einen neuen Erfahrungsinhalt in mein Leben bringen werde?

Dies ging Pierre ganz intuitiv durch sein Herz, ohne dass er diese Fragen in seinen Gedanken in Worte fasste. Er wusste, dass er diese revolutionäre Transformation seines Denkens erlebt hatte, und dass sie leider nicht auf einen Schlag gekommen war, sondern in mehrjähriger konzentrierter Arbeit an seinem Bewusstsein. Und doch, was war alle menschliche Anstrengung verglichen mit der Gnade, die er erhalten hatte,



der Hilfe des gesamten Universums, das ihm in jeder Minute eine Unendlichkeit an Liebe sandte und an der Transformation seines Bewusstseins mitwirkte, oft ohne dass er sich dessen bewusst war.

Die frische Brise einatmend und Edwards warme und trockene Hand in der seinen haltend, Schritt an Schritt neben ihm hergehend, barfuss auch er, die Sandalen in der anderen Hand tragend, dachte Pierre dankbar, dass es letztlich stimmte, dass alles von unserem Glauben abhing. Seit er an die Liebe glaubte, mit allen Fasern seines Seins, war sie Wirklichkeit geworden in seinem Leben. Edward seinerseits fühlte für diesen Mann eine spontane Affektion, die er nicht in seine bisherigen Erfahrungsschemata einordnen konnte. Pierre war nicht wie ein Tourist, der eine Nacht mit einem Jungen verbringen wollte und wieder abfuhr. Er war auch nicht, wie einer dieser Evangelisten, die er verschiedentlich getroffen hatte oder von denen anderen Jungen ihm erzählten.

Diese Männer, die meist irgendwelchen Kirchen in den Staaten angehörten und versuchten, die Jungen zu einem *better life* zu bekehren, die vielleicht gute Absichten hatten und auch schön zu reden verstanden, die aber, so fühlte es Edward intuitiv, im Grunde nichts verstanden von seinem Leben, seinen Wünschen, seinen Freuden und dem, was er als seine Welt ansah. Sie verabscheuten angeblich *such kind of desire* und brachten den Jungen eine Art von Mitleid entge-



gen, die nicht nur Edward, sondern auch seine Freunde als demütigend empfanden.

Edward zweifelte daran, dass diese Männer sie, die Jungen hier in Manila, oder anderswo, wirklich verstehen konnten, mit ihren schönen Phrasen, ihren Begriffen, ihrer vierkantig zurechtgedrehten Welt, in der es Gut und Böse gab und nichts dazwischen, nur schwarz und weiß, aber keine Grautöne ...

Manche dieser Männer sahen im Grunde ebenso aus, wie die Touristen, die für ihr Vergnügen kamen, und vielleicht war es so, dass auch sie im Grunde für ihr Vergnügen kamen, nur dass ihres anders aussah, das Vergnügen, den Knaben schön zu reden, *von Moral und vom Paradies und der Sünde*, und von den Dingen, die man eben nicht macht, nicht mal wenn man Hunger hat. Wussten sie, was Hunger ist?

Und wussten sie, was diese andere Art von Hunger ist, nicht der des Magens, sondern der der Haut, dieser Hunger nach Affektion, nach Zärtlichkeit, nach einem wirklich von Herzen kommenden und ganz und absolut nicht karitativen Lächeln, dem Lächeln nämlich gerade eines dieser Männer, gegen die sie wetteten, dieser Männer, die wirklich Jungen liebten. Nicht diese anderen Touristen, die nur 'mal so sehen wollten, wie es war, mit einem Jungen zu schlafen, weil sie es sich leisten konnten. Aber selbst unter diesen gab es welche,



die nett waren, und die ein Herz hatten, und nicht nur schöne Worte und Phrasen von Nächstenliebe, sondern die einem ein Paar Turnschuhe kauften oder gar eine ganze Tennisausrüstung, oder einen Taucheranzug. Und es gab gar welche unter ihnen, die Freunde Edwards in ihrem Hotelzimmer aufgenommen hatten, Jungen, mit ihren kleinen Brüdern und Schwestern, weil sie im Moment keine Bleibe besaßen, und nicht, um mit ihnen zu schlafen, sondern, um ihnen ein Dach über den Kopf zu geben. Damit sie nicht auf der Straße schlafen mussten. Sicher, es gab auch solche, die dergleichen Situation dann für sich ausnutzten, aber das war doch selten. Denn auch die Strasse kennt eine Moral, eine sehr starke sogar—und davon wussten die Prediger leider überhaupt nichts. Und auch Knabenliebe hatte ihre Moral, und davon wussten sie nicht nur nichts, davon wollten sie um keinen Preis etwas wissen. Denn es hätte ihre Prinzipien in Frage gestellt, in denen eben gewisse Dinge keinen Platz haben, obwohl das Leben selbst ihnen einen Platz zuweist.

Schon vor seiner Begegnung mit Pierre wusste Edward von dem, was Kameraden ihm von dergleichen Beziehungen erzählt hatten, dass es mit diesen Männern ganz anders war.

Dass Liebe zwischen einem Mann, der Jungen wirklich liebte, und ihm, Edward, der sich offen zu seinen homosexuellen Neigungen bekannte, wahre Liebe möglich war, eine Beziehung, die im Grunde mit Prostitution nichts zu tun hatte.



Edward wusste, dass manche dieser Männer in ihren Heimatländern gelitten hatten wegen ihrer Neigung für Knaben, und gar im Gefängnis gewesen waren. Aber es hing natürlich auch von der Einstellung der Jungen selbst zu den Männern ab, der Einstellung, die sie überhaupt dem Leben gegenüber hatten. Kam es ihnen lediglich auf Geld an? Oder war Liebe für sie das, was zählt?

—Glaubst du, Edward, fragte Pierre, nach einer Weile des Schweigens, in dem sie still dahingehend, dem Meer gelauscht hatten, glaubst du, dass deine Kameraden, ich meine, die Jungen, die, wie du, auf den Strich gehen, dass sie ähnlich eingestellt sind, wie du?

Edward schaute Pierre kurz an, mit ernstem Ausdruck.

—Viele schon, aber sie wollen es nicht zugeben! Sie wollen nicht zugeben, dass es ihnen in Wahrheit auf etwas ankommt, das über Geld hinausgeht.

—Was ist das?

—Es ist im Grunde einfach das, was sie in ihren Familien nicht finden und niemals gefunden haben.

In diesem Moment sahen die beiden in einiger Entfernung vor sich eine Hündin mit einigen Jungen. Es waren wild herumstreunende Hunde, wie es so viele gab in Manila, wo die Devise *leben und leben lassen* herrschte.



Und plötzlich wurde eines der kleinen Hundchen, das sich etwas zu weit ins Wasser vorgewagt hatte, von einer Welle überspült und einige Meter davongetragen. Sofort machte die Mutter einen gewaltigen Satz in seine Richtung und hatte es in Sekunden geborgen.

Pierre und Edward standen da, wie angewurzelt, Zeugen dieser Szene, die genau auf ihr Gespräch die Antwort gab, eine Antwort, die, stärker als alle Worte, die Realität mit nicht zu überbietender Deutlichkeit vor Augen führte. Für diese Mutter war kein Akt des Denkens erforderlich gewesen, um ihr Junges zu retten, keinerlei Raum zwischen Denken und Handeln. Ihr Handeln war absolut spontan gewesen—und daher absolut erfolgreich.

Ihr Gespräch war erstorben, gleichsam überholt durch dieses Ereignis, das in den Augen eines unbeteiligten Betrachters banal hätte erscheinen mögen, das aber in den Augen Pierres und Edwards eine sofortige Erleuchtung bewirkte, gleich einem *koan*, das ein Zen-Meister gibt und dessen tiefen und verborgenen Sinn ein vor der Befreiung stehender Zen-Schüler sofort intuitiv erfasst und dadurch die *Satori* spontan und unmittelbar erlangt.

V.

Edward trat ganz dicht vor Pierre hin, nachdem die Hündin und ihre Jungen mit lautem Gebell das Weite gesucht



hatten, die Sonne sich langsam als roter Feuerball über das stille Meer senkte, so als sei sie müde von einem langen Tag, und der Strand mit einem Mal völlig menschenleer geworden war.

Pierre legte sanft seine beiden Arme um die Schultern Edwards. Er lächelte.

Die Zeit schien ihm angehalten, die Zeit und der Lauf der Welt. Edward schlang beide Arme um die Brust des Mannes und zog ihn ganz fest gegen sich. Pierre vergrub sein Gesicht in den langen Haaren des Jungen, die leicht in der Meerbrise wehten. Er atmete den Duft dieses Haars ein, der sich vermischte mit dem salzigen Tanggeruch des Ozeans. Sein Herz drohte zu bersten in diesem Augenblick, so voll war es von Liebe, von Glück, von wunschloser Zufriedenheit.

So standen sie da, umschlungen, eine Weile, die ihnen unendlich schien und die in sich den duftenden Samen ihrer Passion barg. Edward verbrachte die Nacht bei Pierre.

Als er am nächsten Morgen erwachte, wunderte er sich, dass Pierre schon längst auf war. Dieser hatte sogar bereits das Frühstück gemacht und sah frisch und kräftig aus.

—Du hast wohl schon geduscht? piepste Edward, noch ganz müde.



Pierre nickte lächelnd, auf dem Bett sitzend und leicht über den Jungen gebeugt.

—Hm ..., brummte Edward, und schnüffelte die Luft ein wie ein Hundchen, du riechst wirklich gut...aber ich hätte doch lieber gehabt, du wärst noch im Bett, ganz nah bei mir...

Dabei ergriff Edward Pierres Hand und zog ihn zu sich hin, um ihn zu küssen.

—Warum bist du so früh aufgestanden? insistierte Edward.

—Ich stehe immer früh auf am Morgen, weil ich meine Yogaübungen mache und dafür ein bis zwei Stunden benötige. Um dich nicht zu stören, ging ich in den Salon hinüber.

Edward schaute Pierre in die Augen.

—Oh, das möchte ich auch einmal versuchen, Pierre.

—Morgen früh, Junge! Okay? Vorausgesetzt, du bleibst noch eine Nacht?

—Darf ich?

—Du musst! Schon um des Yoga willen ..., schloss Pierre schmunzelnd.

—Nur um des Yoga willen ...? wollte Edward wissen, mit einem schelmischen Ausdruck in den Augen.



Pierre schüttelte den Kopf.

—Nicht *nur* ..., nein. Weißt du, ich ...

Edward legte schnell seine Hand über Pierres Mund.

—Ich gehe mich jetzt duschen, sagte er leise. Denn ich möchte so gut riechen wie du ...

Edward schlüpfte aus dem Bett und schlenderte zum Bad. Pierre betrachtete den schlanken Körper des Jungen, an dem alles in fast unbegreiflicher Weise wohl proportioniert war. Sein Körper ist ebenso harmonisch organisiert, wie sein Geist, dachte Pierre. Edward, bewusst, dass die Blicke des Mannes auf ihn geheftet waren, strich mit beiden Händen seine schwarzglänzenden Haare in den Nacken und reckte sich dabei etwas auf. Sein Gang war bewusst und voller Anmut. Als er an der Badezimmertür kurz innehielt, und sich halb umdrehte, begegnete sein Blick dem seines Liebhabers. So sahen sich die beiden einen Moment lang lächelnd an.

—Ich möchte gern, dass du Fotos von mir machst ..., sagte Edward leise.

Pierre schüttelte unmerklich den Kopf.

—Es ist unglaublich, antwortete er. Aber ich hatte im Moment die gleiche Idee wie du!



—Wirklich? rief Edward erfreut. Das ist ein Zeichen, dass unsere Energien zusammenschwingen ...

—Ja, ich denke, es muss so sein. Es kann garnicht anders sein, Liebling, bestätigte Pierre, während der Junge zufrieden im Bad verschwand.

Pierre kümmerte sich darum, ein englisches Frühstück zu bereiten, während ihm Edward von der Dusche aus hin und wieder etwas zurief. Er dachte an ein Projekt, das er sich bereits ganz zu anfangs seines Rückzuges aus der Welt zurechtgelegt hatte. Durch Zufall war ihm damals eine Illustrierte in die Hände gelangt, in der sich ein Artikel über kleine Jungen befand, die in Manila in Gefängnissen waren. Über zwei Jungen berichtete der Artikel. Sie hießen *Cosy* und *Edward* und waren neun und elf Jahre alt ...

Der Artikel hatte bei Pierre eine spontane Reaktion ausgelöst; er wollte diese Jungen und andere aus den Gefängnissen befreien. Und er wollte deswegen nach Manila reisen. Und nun war er in Manila und kannte einen Jungen, der ebenfalls Edward hieß. War das vielleicht ein Omen, dass er dieses Projekt weiterverfolgen sollte? Doch Edward, als er ihm davon beim Frühstück erzählte, war dagegen.

—Komm, lass uns an den Strand gehen und das Leben genießen, Pierre! schlug er nonchalant vor. Diese Jungen, wären sie hier mit uns, täten das gleiche.



—Sicher, aber sie sind eben gerade daran gehindert.

—Warum solltest du dich aufopfern wollen für sie?

—Ist es richtig, es so zu sehen?

—Das Problem ist, dass du hier ein Fremder bist und wenn du dich um diese Dinge kümmerst, legst du dich mit den Autoritäten an. Ich schlage dir etwas Besseres vor!

—So? Bitte lass mich hören...

—Wenn du etwas für die Jungen tun willst, so gehe nicht wie ein Stier vor, der gegen die Wand rennt, sondern eher wie eine Katze, die sich unter der Tür hindurchdrückt!

Pierre lachte.

—Okay, das ist ein lustiger Vergleich, aber treffend. Ich glaube, ich verstehe...

—Also, wie eine Katze ... siehst du, so ...

Im selben Augenblick ließ sich Edward gewandt auf den Boden gleiten und ahmte die geschmeidigen Windungen einer Katze nach, die sich unter einer Tür hindurchdrückt. Der weiße Bademantel diente ihm als Fell und mit einem Mal war er eine Katze. Die Imitation war so echt und gelungen, dass Pierre sich die Augen rieb und den Kopf schüttelte.



—Soll ich den Hund spielen, der die Katze fängt? fragte Pierre.

Edward stand auf.

—Die Katze bist doch du selbst, hast du es schon vergessen? wies er Pierre zurecht.

—Ach so, ja. Du hast Recht. Welches also ist dein Vorschlag?

—Wie eine Katze ...

—Kannst du es nicht konkreter ausdrücken?

—Ich meine, du könntest zum Beispiel Zimmer einrichten für die Jungen...

—Wie meinst du das?

—Nun, wenn sie aus dem Heim oder der Erziehungsanstalt kommen..., hast du dir schon einmal überlegt, wo sie hin gehen sollen?

—Zu ihren Eltern? Oder?

—Wenn sie welche haben. Die meisten haben keine oder solche, die nichts von ihnen wissen wollen. Oder die im Gefängnis sind, oder Alkoholiker ...

—Sie schlafen also auf der Strasse?



—Ja.

—Zimmer? Meinst du, für jeden Jungen ein Zimmer?

—Nein. Wir sind hier nicht in Europa, ein Zimmer für fünf oder sechs Jungen. Aber es sollten privat gemietete Zimmer sein. Sodass die Behörden da nichts hineinreden können.

—Was meinst du damit?

—Es sollte zum Beispiel kein Hotelzimmer sein, noch ein Zimmer, nehmen wir einmal an, in deinem Haus. Ich meine, wenn du eines hättest hier.

—Vielleicht kaufe ich eins.

—Hast du denn vor, länger hier zu bleiben?

—Ja.

—Also, selbst wenn du einmal ein Haus hier hast, sollten die Jungen nicht bei dir wohnen. Sonst denken sie, du wolltest mit ihnen schlafen, und sie bieten es womöglich selbst an, um Geld von dir zu kriegen. Oder aber die Behörden denken es. Und in jedem dieser Fälle gibt es Probleme.

—Ich verstehe. Ich glaube, das Beste wäre wohl, eine Stiftung zu gründen.

—Was ist das?



—Eine Körperschaft mit einer eigenen Rechtspersönlichkeit.

—Du meinst, eine Art von Behörde?

—Ja, so etwas ähnliches. Ich meine, dann bin nicht mehr ich es, der das Geld gibt. Ich übereigne die Mittel der Stiftung und diese kommt für die Miete oder den Kauf der Zimmer auf.

—Aber die Jungen sind manchmal nicht sehr sauber, weißt du. Sie hinterlassen dir eine Dreckbude, und was dann? Doch mach' dir darüber keine Sorge, das können meine Freunde und ich schon regeln. Die Hauptsache ist, dass sie einen Platz zum Schlafen haben.

—Das heißt also, dass ich ohne eure Hilfe nicht auskomme?

—Wohl kaum. Wie willst du das Ganze überwachen, du, der du die Gegebenheiten und vor allem das Milieu der Strasse offenbar überhaupt nicht kennst?

—Du hast Recht, Edward. Was also?

—Wir müssen einfach anfangen...

—Ist das wirklich so einfach?



—Wenn wir viel darüber nachdenken, werden wir mehr und mehr sehen, warum es uns nicht gelingen soll, verstehst du? Und deshalb ist es eigentlich nicht gut, so viel nachzudenken...

—Ja, Edward. Das ist wahr. Wir müssen einfach handeln! Was für ein weiser Junge du doch bist...

Pierre blieb in Manila. Und das ursprüngliche Zimmerprojekt entwickelte sich zu einem bekannten Hilfsprogramm, von dem viele Straßenjungen profitieren sollten.

Edward unternahm eine Führungsrolle in der Stiftung, denn er hatte Qualitäten, denen es Pierre etwas ermangelte.

Und die wichtigste davon war seine Kenntnis der Psychologie der Jungen, ihrer Wünsche und Nöte, ihrer Probleme und Schwächen.

Aber auch ihrer Stärken, ihrer Schönheit, ihrer Integrität.

Denn er war schließlich einer von ihnen gewesen.



IDIR

Eine Novelle in fünfzehn Teilen

I.

Die Morgenstimmung in Kalkutta war unvergleichlich. Um den Palast des Maharadscha lagen die Gärten in die jungfräulichen Strahlen des sich langsam erhebenden glühenden Sonnenballs getaucht. Vögel aller Gattungen, vor allem Papegeien, flogen von Baum zu Baum und ihre grellen Schreie hallten in der Weite der Rasenflächen, um doch gedämpft durch die weit geöffneten Terrassenfenster ins Innere des Palasts zu dringen.

Da herrschte morgenländische Gelassenheit und eine vornehme Stille, die die Geschäftigkeit und Umsicht des Personals dezent verbarg. Alle Bediensteten waren ausnahmslos hübsche Knaben und Mädchen, welche, in elegante Seiden saris gehüllt, barfuss und dozil ihre Dienste verrichteten. Sie führten alles leise, unauffällig und mit einer für westliche Augen ans Wunderbare grenzende Schönheit und Gemessenheit in all ihren Bewegungen und Gesten aus.

Der Palast des Maharadscha hatte trotz seiner beachtlichen Größe ein eher intimes Flair. Dies war weniger das Resultat der Einrichtung, deren dezente Eleganz keinen übertriebenen Luxus zeigte und an die Leere der ostasiatischen



Wohnkultur erinnerte, sondern zum größeren Teil der in mancher Hinsicht außergewöhnlichen Person des Maharadscha selbst. Dieser war nämlich keineswegs einer dieser wohlbeleibten Magnaten, wie sie das kleine Volk aussaugen und ihren Despotismus an ihren Untertanen auslassen, sondern ein schlichter junger Mann, hochgewachsen, mit langem schwarzem seidenglänzendem Haar und einer strahlenden Aura.

Karana Saruma Vayemana war schon als Kind von einer Art gewesen, die soviel Anmut, Intelligenz, Edelmut und Stolz vereinte, dass jeder, auch seine Mutter, sich ihm mit Respekt und Zurückhaltung näherte. Seine schlanke Statur, sein feiner zimtfarbener Teint, sein rascher sympathischer Blick und seine Großmut und Weltgewandtheit gewannen ihm auch die Menschen, die ihm wegen der Eigenart seiner intimen Neigungen eher feindlich gesinnt waren.

Karana war der geborene Herrscher und seine Schwäche für die Liebe kleiner Jungen ließ ihn in den Augen seiner Umgebung schlicht als menschlich erscheinen.

Sicherlich erwartete alle Welt es von einem schönen Prinzen wie Karana, mit einer schönen Prinzessin verheiratet zu sein, die, wie es Brauch war, sehr jung hätte sein können. Des Prinzen Sinn für die Feinheit kindlicher Körperformen, für das Verspielte und Schalkhafte, die Unschuld und Reinheit der Kindheit, sein ausgelassenes Vergnügen an Liebesspielen hät-



ten seine Zeitgenossen an die erotischen Eskapaden Krishnas mit den Gopis erinnert und ihm noch eine Aureole verschafft, hätten sie sich auf junge Feen bezogen, und nicht auf sanfte Engelknaben, die, kleinen Pygmalions gleich, sein Palais bevölkerten.

Die Mutter des Maharadscha, eine sensible und feinsinnige Frau, die eine natürliche Noblesse umgab, hatte schon früh die besondere Neigung des Prinzen bemerkt, die ihr zudem von den Astrologen, nicht ohne bedenklichen Unterton, kundgetan worden war. Auch die frühe Trennung von ihrem Mann, dem Vater des Prinzen, war vorausgesagt worden. Allerdings hatten die Astrologen seinen Tod vorausgesagt, während das, was sich ereignete, dem nicht recht entsprach. Er hatte eine Liebschaft mit einer jungen Bediensteten so weit getrieben, dass die Hausherrin, blamiert, mit ihrem kleinen Sohn in den anderen Flügel des Palastes zog. Kurz darauf verließ er sie für immer mit seiner neuen Braut. In gewisser Weise hatten die Astrologen also doch Recht behalten, wenn man es metaphorisch sah—denn für sie war ihr Mann damit gestorben. Und für den Prinzen hatte sein Vater nie gelebt. Er hatte keine Erinnerung an seinen Erzeuger, denn als dieser den Palast verließ, um anschließend auf Weltreise zu gehen, war Karana gerade ein Jahr alt. Später hatte Vater ihnen aus Frankreich geschrieben, aus Paris, wo er ein fürstliches Palais



in einem der feinsten Arrondissements erstanden hatte, um dort mit seiner jungen Braut *à la bohémienne* zu leben.

Finanziell hatte Sarah Vayemana keinerlei Nachteile vom Weggang ihres Gatten, denn wenn er auch einen ausgeprägt mondänen und vergnügungssüchtigen Charakter besass, so war er jedoch keineswegs geizig oder böartig. Er hatte Sarahs Besitztum geregelt, ihr den geräumigen Palast überlassen und sich mit einigen kleineren Häusern in Delhi begnügt, die er gewerblich nutzte.

Ansonsten wurde das Vermögen geteilt, dem Brauch zuwider, der der verlassenen Ehefrau, selbst nobler Kaste entstammend, eine allenfalls almosenartige Abfindung zugesteht. Nicht auszuschließen ist natürlich, dass der Maharadscha es im Hinblick auf seinen Sohn tat, den er als seinen würdigen Nachfolger im Amte anzusehen sich wünschte.

Wie dem auch sei, dünkte sich der junge Karana gänzlich vaterlos und lebte mit seiner Mutter lange in einer wahrhaften Symbiose, die keinerlei Drittperson in ihrer näheren Umgebung zuließ. Sarah überließ fast nichts bei der Pflege Karanas den Kinderfrauen, die sie übrigens, bis auf ein junges Mädchen, das ihr besonders ans Herz gewachsen war, mit dem Weggang ihres Mannes kurzerhand entlassen hatte.

War es nicht angesichts ihres Herzleidens nur allzu verständlich, dass sich Sarah mit der ganzen heißen Passion,



der ihr indisches Mutterherz fähig war, der Aufzucht ihres kleinen Prinzen hingab? Sie sah in ihm in der Tat alle Qualitäten vereint, die eine Frau nur bei einem männlichen Wesen finden konnte.

Für seine Mutter war Karana eine Wiedergeburt Krishnas selbst. Sie massierte das Baby, dem Brauch in Indien gemäß, sehr oft, auch an den Genitalien, und empfand dabei eine geheime Lust, die all das überstieg, was sie an Empfindungen in den eher kalten Intimitäten mit ihrem Ex-Gatten davontrug. Sie stillte Karana mit unendlicher Liebe und Geduld, bis gut zu seinem dritten Lebensjahr, und setzte ihre Massagen fort, bis Karana fast die Pubertät erreichte. In ihrer passionierten Liebe zu ihrem Sohn fehlte nicht eine starke Possessivität, die zum Teil aus der Frustration gespeist war, von ihrem Gatten verlassen worden zu sein. Dies umso mehr, als sie, nicht nur der Tradition gemäß, sondern der eigenen inneren Stimme folgend, nach dem Weggang ihres Mannes allein geblieben war.

Karana verbrachte eine Kindheit fast ohne Spielgefährten, vor allem fast gänzlich ohne solche des anderen Geschlechts. Die Präsenz seiner Mutter beherrschte den ganzen Palast und duldete kaum eine weibliche Person an ihrer Seite.

Ausnahme war das junge Kindermädchen, das sie, allerdings nicht zur Kinderbetreuung, sondern als Zofe, bei sich



behalten hatte und das ihr devot ergeben war. Ansonsten waren alle Bediensteten junge und ältere Männer, die den Prinzen, kaum dass er laufen gelernt hatte, in unglaublicher Weise verhätschelten und wie einen Gott verehrten. Angesichts solcher Umstände hätte man erwarten sollen, dass aus Karana ein unausstehlicher frauenhassender Tyrann geworden wäre. Doch dem war nicht so, wenn sich Karana auch nichts aus Frauen machte. Er liebte kleine Mädchen, doch seine wahre Passion galt kleinen Jungen. Was seinen Charakter angeht, so war dieser solchermäßen sanftmütig, dass er von der übertriebenen Verehrung, die ihm von Kindesbeinen an bezeugt worden war, kaum affektiert wurde und, trotz seines Herrscherstolzes, in einer ihm eigenen Weise bescheiden und kindlich blieb. Er hatte etwas vom Titelhelden aus Dostojewskis Roman *Der Idiot*.

Der Leser mag uns nachsehen, dass das Portrait unseres Prinzen wenn nicht ein wenig paradox, so doch zumindest unvollständig anmutet. In der Tat war Karana eine Person, die alle Kategorien sprengte und die, wie so viele große Persönlichkeiten, eine Reihe widersprüchlicher Charaktermerkmale aufwies.

Dies war vielleicht auf die subtilen Machtspiele zurückzuführen, die seine Mutter mit ihm trieb und die ihn dazu zwangen, schon als Kind sein wahres Wesen zu verbergen.



Später war es ihm allerdings möglich, die erhaltene Konditionierung teilweise in Frage zu stellen. Seine kleinen Freunde halfen ihm beachtlich dabei, ohne dass sie sich dessen im klaren waren. Manche seiner Lieblinge besaßen außergewöhnliche Weisheit und Direktheit, die ihn mit seinen manipulativen Strategien konfrontierte. Was Karana vor allem lernen musste, war, dass man Liebe nicht erzwingen kann, mit keinem Geld der Welt, mit keiner Macht der Welt und dass man sie auch mit allen Verführungskünsten nicht bekommt. Sicher, was Karana bekam, war dozile Untergebenheit zur Befriedigung seines Verlangens, aber davon hatte er schnell genug. Was er suchte, war aufrichtige Freundschaft, wahre Liebe, aber er bekam sie erst, als er fähig war, sie auch zu geben.

Doch geht es uns keineswegs darum, den Helden unserer Geschichte moralisch zu beurteilen, sondern ihn möglichst genau so zu schildern, wie er wirklich war. Grund unseres Berichts, den wir anhand vielfältiger Quellen in mühseliger Recherchierarbeit anfertigten, ist vielmehr, die wunderbare Transformation des Maharadscha nachzuzeichnen, seinen ihm eigenen Weg zur Wahrheit, die ihn schließlich dazu befähigte, den Weg aus dem bloßen Genuss heraus in die Verantwortung für das Wohl eines größeren Ganzen zu gehen und darin seine wahre Bestimmung und Befriedigung seines Daseins zu finden.



II.

Dr. Arataria Vayanema, Karanas Vater, war mit seiner jungen Geliebten zunächst nach England gereist. Sein Ziel war gewesen, in einer der besten Universitäten des Inselstaates seine Promotion als Arzt zu erlangen. Sicher, er hatte ein beachtliches Vermögen und an seiner Hand eine reizende junge Inderin, die ihm in jeder Hinsicht ergeben war.

Aber wonach er strebte, war ein akademischer Grad, der ihn über Seinesgleichen hinaushob. Es ging ihm weniger um das Heilen von Kranken. In der Tat war ihm persönlich Krankheit zuwider und er setzte auf alte indische Naturheilmethoden des *Ayurveda*, die ihm in der Familientradition überkommen worden waren.

Dr. Vayanemas Vater war einer der wenigen Maharadschas, die nicht durch materiellen Reichtum glänzten, sondern auch eine solide geistige und wissenschaftliche Bildung erlangt hatten. Er verbrachte Jahre in einer spirituellen Lehre mit dem großen Guru *Ramana Irsi*, weit entfernt von seinen Ländereien und Palästen, die unter der Hand von Verwaltern während seiner Abwesenheit ein eher klägliches Dasein fristeten.

Doch ging es *Feuer Al Radhi*, wie er in der Familie nur genannt wurde in allererster Linie um sein spirituelles Heil. Trotz der Reichtümer, die ihm vermacht worden waren, folgte



er der Stimme seines Herzens, die ihm einen Mittelweg nahe legte zwischen Genuss und einem Leben in Schönheit und Fülle, einerseits, und einer totalen Entsagung, wie sie die großen Weisen Indiens schon immer predigten und lebten, zum anderen.

Er hatte wahrhaft den *Weg der Mitte* gewählt und stand in der Lebensphilosophie, die er letztlich sein eigen machte, dem gütigen Buddhismus viel näher als dem moralistischen Hinduismus. Er genoss nicht nur in der Familie, sondern im weiten Umkreis eine hohe Autorität, nicht so sehr wegen seines Reichtums, denn das war für einen Maharadscha nichts Außergewöhnliches, sondern wegen der Weisheit, die er erlangt hatte, und die sich in seinem täglichen Walten und Wirken offenbarte.

Al Radhi war einer der ersten gewesen, in seinen Ländereien und Plantagen die Leibeigenschaft aufzuheben; seine Untertanen waren Menschen und nicht Nutzobjekte.

Der Kolonialmacht England stand er misstrauisch gegenüber und sein gesunder Menschenverstand hielt ihn davon ab, sich in der Politik zu betätigen. Er wusste, dass in Delhi konservative Elemente das Sagen hatten, die mit der kolonialen Unterdrückung ein sublimes Doppelspiel betrieben, das letztlich ihre Kassen füllte, für das Volk jedoch umso



schädlicher war, als es von außen fast nicht zu durchschauen war.

Al Radhi war seinen eigenen Weg gegangen und hatte seinen einzigen Sohn Arataria, für den er ein eher durch Abwesenheit glänzender Vater gewesen war, mit Milde und Lebensweisheit erzogen. Allerdings war es diesem, vom Licht seines Vater geblendet, der Jahre und Jahre fern des Heimes bei einem berühmten Weisen verbrachte, in der Kindheit sehr schwer gefallen, seine eigene Identität zu finden, seinen eigenen Lebensweg zu erkennen. Sicherlich hatten die Familienastrologen seiner Mutter Arsanias Vayanema Hinweise auf das Schicksal des Knaben gegeben. Es hatte geheißen, dass er einmal in die Fußstapfen seines Vaters treten würde, jedenfalls was seinen zukünftigen Beruf angehe, allerdings ansonsten mit der Familientradition in vieler Hinsicht brechen würde. Diese Voraussage war von Aratarias Mutter, die sich von ihrem Mann vernachlässigt fühlte und die konventionelle Weisheit, die er entwickelt hatte, nicht recht verstand, mit Betrübnis aufgenommen worden. Noch ein Nachkomme der Familie, der der Tradition abhold sein würde und, die heiligen Schriften missachtend, sich der Philosophie des Buddhismus verschreiben würde? Noch ein Abkömmling dieser einflussreichen Familie, die der zweithöchsten Kaste Indiens angehörte, der die Grundfesten des hinduistischen Glaubens, wenn schon nicht ausdrücklich, so aber doch implizit durch eine



grundlegende Infragestellung des Kastensystems und der spirituellen Hierarchie gefährdete?

Die Ängste der konservativen Arsanias wurden geteilt von anderen Zweigen der Familie, die, in nördlicheren Provinzen Indiens, große Ländereien besaßen und auch bei der Regierung in Delhi einigen Einfluss geltend machten. Diese Maharadschas standen dem Weisen Al Radhi eher kühl und ablehnend gegenüber, vermochten jedoch nichts gegen ihn, da seine Lebensführung in jeder Hinsicht vorbildlich und makellos war.

All dies hatte zur Folge, dass der junge Arataria nicht gerade darin bestärkt wurde, eine Ausbildung oder akademische Grade zu erlangen, zumal solches für einen Maharadscha als überflüssig galt. Sein Vater ließ ihm übrigens die größte Freiheit und zwang ihn zu nichts.

Arataria verbrachte eine in mancher Hinsicht einzigartig schöne Kindheit, begann bereits als kaum Halbwüchsiger, sich heimlich Geliebte zu halten, mit dieser oder jener Gouvernante zu schlafen oder hübsche junge Dienstmädchen zu verführen. Allerdings trugen seine frühen Liebeserfolge nicht gerade dazu bei, ihm innere Stabilität zu verleihen und so stand er der Ehe, als er, kaum sechzehnjährig, verheiratet wurde, eher indifferent gegenüber. Dies umso mehr, als seine Angetraute, die aus einer streng religiösen Brahmanenfamilie stammte,



neben ihrer natürlichen Föminität und Feinsinnigkeit, eine ziemlich kühle Reserve ausstrahlte, die seinem Sinn für Erotik und Wärme widersprach. Doch die beiden waren, wie es Brauch war, bereits als Kinder verheiratet worden und es war ihnen nichts anderes übrig geblieben, als sich zu fügen in die Pflichten dieser Bindung.

In Oxford fand Arataria das ideale intellektuelle Klima und die nötige Motivation, um seinen Traum zu verwirklichen.

Er wurde Arzt und profitierte in jeder Hinsicht von der aufgeschlossenen Atmosphäre der traditionsreichen Universität, die als wahre *alma mater* über ein Rassengemisch von Studenten ihre weise Hand hielt und ein Klima geistiger Verbundenheit unter ihnen schuf, das in der Welt zu dieser Zeit einzigartig war. Arataria entdeckte seine große Intelligenz, sich selbst wundernd, mit welcher Mühelosigkeit er ein fast akzentfreies Englisch erlernte und seine Studien absolvierte, die er mit *summa cum laude* abschloss.

Die Atmosphäre Oxfords mit ihrem regen sozialen Leben, ihren Partys, ihren Ausflügen und Wochenendpicknicks im Grünen förderte Freundschaften und Liebschaften und so hielt es Arataria nicht lange aus bei seiner schönen Inderin, die trotz ihren regelmäßigen Zügen, ihrer Sanftheit und ihrer Jugend nun nicht mehr ganz den Erwartungen Aratarias entsprach. Er sehnte sich vielmehr nach einer Gefährtin, die ihm



auch intellektuell gewachsen war. Durch die sanfte aber doch stetige Assimilation des europäischen Wert- und Moralsystems während der Jahre seines Studiums hatte Arataria seine Haltung Frauen gegenüber modifiziert. Hatte er vorher eine Art von devoter Unterwerfung der Frau unter die Führung des Mannes als das einzig Richtige empfunden, so kam er nun zur Überzeugung, dass in einer solchen Beziehung die beiden Partner sich eher fremd gegenüber stehen, wenn es um Bereiche geht, die über *Tisch und Bett* hinausreichen. Mehr und mehr empfand er sich verkannt und in bestimmter Weise isoliert, wenn er abends mit seiner Braut zusammen war.

Nahm er sich auf Empfänge mit, so musste er traurig feststellen, dass sie kaum ein Wort Englisch sprach, und daher von seinen Studienkollegen wohlwollender Herablassung behandelt wurde. Er führte dies weniger auf Arroganz seiner Kollegen zurück, als vielmehr auf die naturgegebene Scheu seiner Gefährtin, sich außerhalb ihrer Kultur zurechtzufinden. Sie hielt einfach nichts davon, Konversation zu machen und sah keinerlei Notwendigkeit darin, die fremde Sprache zu erlernen. Sie gefiel sich in der Rolle der ergebenen Geliebten, die ihm sexuell jeden Wunsch erfüllte, aber ihrerseits auch von ihm eine eifersüchtige Treue verlangte, die er nicht zu geben bereit war.

Zunächst war es Arataria nur um geistigen Austausch mit vielen hübschen Studentinnen verschiedener Länder gegan-



gen, die er auf dem Campus nach und nach kennen lernte. Doch immer mehr ging er allein aus, vor allem weil seine Gefährtin schwanger geworden war und schliesslich ein Mädchen gebar. Wäre es ein Junge gewesen, hätte er ihr noch verziehen. Ein uneheliches Kind und noch dazu ein Mädchen und von einer Frau, die er innerlich schon seit einiger Zeit nicht mehr als seine wahre Gefährtin ansah—das war zuviel für ihn. Schließlich gab es immer häufiger Streit, bis die junge Frau nebst Kind zu ihren Eltern nach Indien zurückreiste.

Wenig später lernte Arataria eine Französin kennen, die seine Lebensgefährtin wurde. Mit Françoise begann Arataria einen ganz neuen Lebensweg, der die beiden nach der erfolgreichen Promotion Aratarias und den abgeschlossenen Kunststudien seiner Freundin nach Frankreich führte.

In Paris erwarb er ein vornehmes Palais im vierzehnten Arrondissement, nahe *Bois de Boulogne*, in welchem er seine Praxis einrichtete und sein Domizil begründete.

Françoise wurde in jeder Hinsicht seine zweite Hand. Sie gab ihre Kunstinteressen vorerst auf und konzentrierte sich ganz darauf, Arataria beim Aufbau seiner Praxis behilflich zu sein.



III.

Karana hatte als junger Prinz viele Möglichkeiten, sich die Zeit zu vertreiben und hätte sich gerne hundert Dingen zugleich hingegeben. Er dilettierte denn auch in mancher Kunstfertigkeit, spielte die *Sarod* ganz beachtlich und sang ein wenig, doch seine Hauptbeschäftigung, daran bestand für niemanden im Palast ein Zweifel, war die Liebe.

Seit seiner Kindheit hatte Karana diese Neigung für schöne kleine Knaben und es war gewissermaßen, als fühle er sich wie die Sonne, um die all die kleinen Monde kreisten, die ihn auf eine fast magische Weise ebenso anzuhebeln schienen, wie es Karana tat. Und ein solcher Einsatz für die Liebe, wie es der seine war, konnte den Gesetzen der Natur zufolge nicht ohne Erwidern bleiben.

Die Prinzenmutter war übrigens durchaus Komplizin in Karanas kleiner Verrücktheit, wusste sie doch, dass ihr aus dem eigentümlichen Harem ihres Sohnes nie eine Rivalin erwachsen würde. Obwohl das Wort *Harem* in keiner Weise passt zur Liebe Karanas für seine kleine Gespielen. Denn für manche von ihnen war er mehr als ein Liebhaber der Schönheit ihrer Körper und Seelen, Ästhet und Genießer der süßen Früchte, die sie ihm aus Anbetung darboten, sondern Freund, Bruder und Vater in einem.



Für einige wenige sogar Retter. Diese waren Jungen, die ihm von trostlosen Müttern mit flehentlichen Gesten angeboten worden waren, so wie man Ladenhüter loswerden will, die einem mehr Unkosten aufladen, als Gewinn versprechen, mit einem Wort, Kinder aus Familien, die weder Liebe noch ein tägliches Brot für die kleinen Helden hatten, welche in aller Regel mit einem mehr oder weniger eckstatischen Schrei der Entzückung die Lager wechselten...

Die Vielzahl seiner kleinen Freunde hinderte Karana im übrigen nicht daran, mit jedem Jungen ein individuelles Liebesverhältnis zu unterhalten. Karana lag nichts an Orgien, billigen Vergnügungen oder anderen Geschmacklosigkeiten. Er war keineswegs ein Konsument der Liebe. Für ihn war Liebe in erster Linie Freundschaft, ein Band, das ihn in aller Aufrichtigkeit und in allem Respekt an einen bestimmten Jungen knüpfte.

Und der Junge war frei, ob er Karana seine Gunst gewähren wollte oder nicht, oder zu bestimmen, wie weit Karana dabei gehen konnte. Niemals forcierte der Prinz eine Beziehung, denn er kannte die Liebe gut genug, um zu wissen, dass sie keiner Sache abholder ist, dass sie nichts weniger verzeiht, als Zwang, Gewalt und Ungeduld.

Karana investierte in jede Beziehung mit einem Jungen sein ganzes Herz, wenn er es auch manchmal mit einer gewis-



sen fröhlichen Leichtigkeit tat, denn wenn eine Liebe wirklich nicht zur Erfüllung gelangte, so war dies für Karana nicht gleich ein Weltuntergang. Denn er hatte gewöhnlich das, was man *Glück in der Liebe* nennt und die meisten seiner kleinen Gespielen waren ihm mit Geist, Seele und Körper ergeben.

Aber dennoch kam es vor, dass Karana sich vollkommen in einer Liebe verrannte, sich Hals über Kopf in einen Jungen vernarrte und alles darüber vergaß.

Und so war es auch mit dem kleinen *Idir*, der für Karana so etwas wie eine zweite Haut wurde, ein *alter ego*, in welchem er sich spiegeln konnte wie Narziss im Brunnen, und gleichzeitig Liebling und intimer Freund, mit allem, was das für Karana bedeutete. Mit Idir war es anders, als mit den anderen, wiewohl es mit jedem der Jungen für Karana anders war, und Karana fing bald an, den Jungen wie einen Gott, wie Krishna selbst zu verehren.

Und in dieser Liebe winkte Karana wirklich das Glück.

Denn leider ist es so, dass die passionelle Liebe zum anderen Geschlecht häufig die größten Verwicklungen einbringt.

Dergleichen Leiden hat Karana nie gekannt, da er von Kind auf keinen Geschmack an Mädchen fand. Für ihn war ein lieblicher Junge ein Wesen höherer Art, das, gleich dem



Hermaphrodit, Männliches und Weibliches, Junge und Mädchen, in vollkommener Synthese in sich vereinte. Idir liebte Karana mit einer Liebe, die stärker ist als Frauenliebe, stärker auch als jede Form von Geschwisterliebe. Idir war eines dieser unschuldigen Wesen, die völlig ohne Hintergedanken lieben und in der Liebe keinen persönlichen Vorteil suchen. Er war die Sanftmut in Person, ein schlanker dunkelhäutiger ernster Junge mit großen schwarzen Augen ...

Idir war zu einer Hingabe fähig, zu der bei erwachsenen Menschen nur Heilige gelangen, die jedoch bei Kindern, und vor allem bei indischen Kindern, viel häufiger anzutreffen ist, als man dies gemeinhin für möglich hält. Unter Kindern gibt es viele Heilige und in Indien gibt es wohl mehr Heilige als sonstwo auf der Welt. Bei Idir hatte die Hitze der Adoleszenz nicht zur Revolte geführt, zu dieser Art von hässlichem Verlorensein, das gewissermaßen zwischen zwei Stühlen sitzt und das für die meisten von uns die bei weitem elendigste Zeit des Lebens war. Bei ihm führte dieses Alter zu einer unvergleichlichen Passion der Liebe, einem noch stärkeren Aufblühen seiner Sanftheit, seiner Hingabe, seiner intuitiven Intelligenz und der Grazie seines schönen und fast vollkommenen Wesens, das alle Menschen in seiner Umgebung bezauberte. Idir war wie eine Rose oder ein blühender Mandelbaum, ein Inbegriff von Harmonie und Natürlichkeit.



Für Karana war er in der Tat wie der biblische Apfel, den die Schlange Eva anbot, obwohl diese Metapher vielleicht deplaziert ist, da Karana christliche Moralvorstellungen völlig unbekannt waren. Abgesehen von einigen Grundbegriffen des Hinduismus, besaß Karana seine eigene Herzensmoral, die ihn davon abhielt, seine Liebe zum Schaden anderer zu leben. Sicherlich, es hatte Jungen in Karanas reichem Liebesleben gegeben, und es gab sie immer noch, die sich ihm spontan und ohne viel Aufhebens hingaben, die das Körperliche als wichtig und fast exklusiv in der Beziehung mit ihm ansahen, ganz einfach, weil sie selbst zum überwiegenden Teil körperlich orientiert waren. Karana spürte jedoch vom ersten Moment an, als er Idir sah, dass dies bei diesem Jungen anders war. Von Idir ging so etwas wie eine stille Reserve aus, die übertriebene Familiarität mit allen und jedem auf ganz natürliche Art abblockte und die Menschen dazu brachte, ihm mit Vorsicht und Respekt zu begegnen, oder ihn zu meiden.

Die meisten Menschen interpretierten diese Reserve als Stolz, obwohl sie das Gegenteil davon war und den schönsten seiner Charaktereigenschaften Ausdruck gab, die da waren: *Bescheidenheit und Demut.*

Viele Menschen, denen ein adliges Gemüt abgeht, nehmen Anstoß an solchem Übermaß an Tugend bei einem Mitmenschen und neigen spontan dazu, diese sichere Fülle an göttlichen Gaben zu verunglimpfen und herabzuwürdigen.



Karana hatte bereits während der ersten Tage nach der Ankunft Idirs in seinem Palast beobachtet, dass der Junge nur wenige Freunde hatte, die ihm jedoch sehr zugetan schienen, während das Gros der Jungen ihn mied oder ignorierte.

Idir jedoch gab nicht den Anschein, mit dieser Situation unzufrieden zu sein, sondern blühte geradezu auf.

Karana wusste nichts Genaueres über Idirs früheres Leben. Er hatte erfahren, dass der Junge aus einer armen Familie stammte, die ihn nicht ohne weiteres in die Arme des Prinzen entließ, sondern nur aus Not heraus und nachdem sie, wie der Prinz heimlich herausfand, alle möglichen Auskünfte über sein Liebesverhalten einzuholen versucht hatten.

Karana spürte, dass er die Seele dieses Jungen brechen würde, behandelte er ihn wie einen einfachen Haremsknaben. Irgendetwas an dem Jungen strahlte zudem auf den Prinzen aus und erreichte direkt sein Herz, ohne sein Verlangen zu erregen.

Das wunderte den erfahrenen Liebhaber umso mehr, als die Schönheit und Grazie Idirs eigentlich seine Passion und seine stets kindhafte sexuelle Neugierde hätten erregen müssen. Aber seine Intuition signalisierte ihm, dass dies nicht der Weg sein würde, zum Herzen des Knaben zu finden, sondern dass er mit Idir, behandelte er ihn respektvoll und gab er ihm



Freiheit, eine wundervolle Freundschaft oder gar Bruderschaft, würde anspinnen können.

Der Prinz beobachtete, dass Idir den Garten offenbar besonders liebte. Karana unterhielt im Garten seines Palastes mehrere Vogelkäfige, in denen er seltene Papageien und andere Vögel hielt. Es kam vor, dass einer der Jungen den einen oder anderen Vogel für sich erbat, um ihn in seinem Zimmerchen zu halten, zu pflegen und ihm seine Liebe und Aufmerksamkeit zu schenken. So dachte Karana, als er Idir eines schönen Nachmittags wieder um die Vogelkäfige herumstreichen sah, dass dies eine Gelegenheit sei, dem Jungen ein erstes Geschenk zu machen, um in Kontakt mit ihm zu treten und um seine Freundschaft zu gewinnen. Er ging also in den Garten, Idir zu sprechen und als er sich dem Jungen näherte, blieb dieser stehen, schaute ihn freundlich an und grüßte ihn mit respektvoller Verneigung.

—Seid begrüßt, mein Wohltäter, und werter Prinz, und versichert meiner totalen Hinhabe und Dankbarkeit! sagte er, mit einer Haltung, die Würde und Selbstbewusstsein ausdrückte.

—Hab' Dank, Junge, und sei doch bitte weniger formell! Die Tatsache, dass ich in bestimmter Hinsicht dein Wohltäter bin, heißt nicht, dass du mir auf Gedeih und Verderb ausgeliefert bist. Sei also versichert, dass du völlig frei bist ...



Worauf der Junge, etwas schief lächelnd, zu dem Vogelkäfig hinüberblickte und anmerkte:

—So frei wie diese Vögel ...?

Karana stand einen Moment wie angewurzelt, denn diese Antwort hatte ihm bisher noch keiner der Jungen gegeben. Er bemühte sich, seine Überraschung zu verbergen und antwortete:

—Findest du, dass sie nicht sehr frei sind?

Der Junge schaute dem Prinzen offen in die Augen und sagte leise:

—Ich finde, dass sie ganz und garnicht frei sind und wenn es meine Vögel wären, würde ich sie sofort frei lassen ...

Karana fühlte etwas Unmut in sich hochkommen und brummte:

—Und ich hatte dir einen schenken wollen ...

Worauf der Junge ohne jede Verlegenheit zurückgab:

—Wenn der Prinz mir ein Geschenk machen will, dann lässt er diese Vögel frei!

Karana hatte erwartet, dass ihn diese Antwort des Jungen verärgert hätte und das wäre auch sicher der Fall gewesen, hätte irgendein anderer Junge sie ihm gegeben. Aber



eigenartigerweise war mit diesem Jungen alles anders und Karana lächelte, nahm die Hand Idirs, führte sie an die Tür des Käfigs, drehte und drückte die schönen Finger des Jungen so, dass sie das einfache Schloss öffneten und zog dann, den Arm des Knaben weiter führend, die Tür auf. Im Nu waren die Vögel draußen und flogen kreischend davon, in die nahen Bäume.

—Wie heißt du, Junge? fragte Karana, um den Dialog fortzusetzen.

Dabei legte er sanft den Arm um die Schultern des Knaben.

—Idir...

Worauf er sich der zärtlichen Geste Karanas entzog und davonlief. Karana stand da und schaute in den leeren Käfig. Er schüttelte den Kopf und dachte an den Jungen, und immer wieder an ihn, machte jedoch vorerst keine Anstalten, den Dialog mit ihm wieder aufzunehmen.

Einige Tage später kam ihm eine Idee. Er setzte ein kleines Billet an den Jungen auf. Dahinein schrieb er folgende Zeilen:

Liebster Idir,

Du hast in meinem Herzen etwas zum Vibrieren gebracht, eine Saite angerührt, die noch keinem Jungen in meinem Leben zugänglich



war. Ich denke oft an unser kleines Gespräch im Garten zurück und musste schon manche Neckerei von Seiten der anderen Knaben einstecken, die mich entgeistert fragen, warum ich die Vögel freigelassen habe...

Wie dem auch sei, ich denke mir, dass deine Antwort vielleicht mehr aussagen wollte, als das, was diese Vögel anbetraf. Um dich ganz klar zu fragen: fühlst du dich bei mir auch wie ein kleiner Vogel, der gerne die Freiheit möchte, weil er vielleicht hier fehl am Platze ist oder sich fehl am Platze fühlt?

Wenn dem so ist, dann sage es mir offen. Ich werde dir dann eine Geldsumme und Ausstattung geben, die es dir erlaubt, dorthin zu gehen, wo es dir beliebt und dein Leben so einzurichten, wie du es willst. Scheue dich nicht, zu mir zu kommen und mir deine Antwort zu überbringen ...

—Karana

Karana war sich im klaren, dass er noch nie auf eine solche Art einem Jungen gegenüber gehandelt hatte. Es ging ihm fast über seine Kraft, seine Liebe für diesen Jungen so sehr von Narzissmus zu befreien, dass sie ihm erlaubte, ihm völlige Freiheit zu geben. Doch nach eingehender Prüfung seines Herzens fühlte Karana, dass er sich, bliebe der Junge um ihn herum, so in ihn verlieben würde, dass er dem Jungen gewissermaßen mit Herz, Seele und Körper ausgeliefert wäre. Und konnte er darauf hoffen, dass der Junge ihn ebenfalls lieben würde? Konnte er ahnen, was der Junge für ihn empfand oder nach einer gewissen Zeit empfinden würde? So zog er vor, ihm jetzt, wo seine Passion noch nicht entfacht war,



seine Freiheit zu geben und sich selbst vor dem Abgrund einer unglücklichen weil unerwiderten Liebe zu bewahren ...

Karana hatte erwartet, dass der Junge ihn unverzüglich aufsuchen würde. In seinem Herzen schwankte er hin und her zwischen der vagen doch verführerischen Hoffnung auf Erfüllung seiner Liebe einerseits, und der väterlichen Zärtlichkeit für dieses Kind, zum anderen.

Diese beiden Aspekte seiner Liebe schienen miteinander unvereinbar und doch musste sich Karana zugestehen, dass dem einfach so war und er, jedenfalls zu diesem Zeitpunkt, nicht zu innerem Frieden finden konnte in dieser Beziehung.

So siegte bei seinen inneren Dialogen doch immer wieder die Stimme, die nur das Interesse des Jungen sah, die sein Bestes wollte und die ihm die größtmögliche Freiheit zu geben bestrebt war.

Endlich, an einem Nachmittag eine Woche später, einer Woche während der Idir es tunlichst vermieden hatte, seinem Herrn zu begegnen, kam der Junge traurigen Gesichts in die Gemächer Karanas. Er war abgehärmt, blass und verstört. Karana erschrak, als er ihn erblickte. Hatte er ihn sich doch freudestrahlend vorgestellt, dankbar ob dieses großzügigen Geschenks ...



—Prinz, ich weiß nicht, wie ich mich entscheiden soll, vergeben sie mir ..., begann er schüchtern. Ich möchte gern so handeln, wie es ihrem großmütigen Herzen gefällt, doch mir scheint, wie auch immer ich mich entscheide, werde ich wohl das Missfallen meines erlauchten Prinzen erregen ...

Karana, neugierig geworden angesichts dieser unerwarteten Ausführungen des Knaben, bat ihn zärtlich, an seiner Seite Platz zu nehmen, und fort zu fahren.

—Wenn ich das Angebot annehme, mögen sie mich für undankbar halten und eigensüchtig, lehne ich es jedoch ab, für feige und unmännlich, oder gar bequem ...

Betroffen über die Aufrichtigkeit des Jungen, und seinen Scharfsinn, sah Karana mit einem Mal, dass sein Angebot an den Knaben, das ihm so nobel und uneigennützig erschienen war, auch so ausgelegt werden konnte, dass er den aufmüpfigen Jungen auf vornehme Art und Weise loswerden wollte. Diese Erkenntnis füllte den Prinzen mit Unwohlsein und er fühlte sich plötzlich verkannt. Es wurde ihm klar, dass er sich dem Jungen gegenüber näher erklären musste, dass er ihm eine solche Erklärung schuldig war.

Nachdem er geläutet hatte und für den Jungen und sich ein Mahl und eine Kanne honigsüßen Tees bestellt hatte, hub er an, sich ähnlich verlegen fühlend, wie der, zu dem er sich



nun voller Liebe hinwandte und der ihm still und mit großen hingebungsvollen Augen zuhörte ...

—Idir, ich bin dir eine Erklärung schuldig ... begann er, und schluckte den Rest des Satzes herunter, da sein Diener den Tee servierte ... und fuhr eine Weile später fort ... also Idir, dass ich ... um es ehrlich zu sagen, dass ich dir ein Geschenk machen will, weil ich ... dich sehr liebe ... und nicht möchte, dass du hier gegen deinen Willen bleibst ...

Da hielt Karana an, mitten im Satz. Und in der Stille, die darauf folgte, hörte er sein Herz bis an die Schläfen pochen. Idir schaute zu Boden. Als er schließlich den Kopf hob, sah Karana, dass dem Jungen die Schamröte im Gesicht stand.

Aber er lächelte, wenn auch verlegen.

—Ich gehe, wenn sie darauf bestehen, Prinz. Andernfalls bleibe ich.

So lautete seine schlichte Antwort. Karana spürte, dass der Junge noch unschuldig war, aber hinter der scheuen Fassade ein aufrichtiger, nobler und starker Charakter sich barg. Denn wie sonst war die absolut unbestechliche Reaktion des Jungen zu erklären und die schlicht überzeugende Antwort, die er gab, ohne viel zu kalkulieren?

Der Prinz konnte nicht ausschließen, dass der Junge seine Liebe erwiderte. Andererseits aber wäre möglich, so räs-



nierte er bei sich im stillen, dass es sich lediglich um die Bezeugung von Gehorsam und Loyalität handelte. Schon das allein hätte den Prinzen unter normalen Umständen eingenommen, aber seine Liebe zu Idir war so groß, so heftig, dass er die Ungewissheit nicht länger ertrug. Er zog es vor, von dem Jungen zu erfahren, dass dieser ihn nicht liebte, als länger in dieser bohrenden Ungewissheit leben zu müssen ...

—Aber warum willst du denn hier bleiben, in diesem langweiligen Schloss? Draußen wartet die Welt auf dich und es soll dir an nichts fehlen für deine Ausstattung. Du wirst schon eine gute Zeit verbringen und sicher bald einflussreiche Freunde finden, die dich ernähren, oder vielleicht gar eine Gefährtin fürs Leben... Also, worauf wartest du?

Der Prinz gab sich jovial, aber im stillen hoffte er, dass der Junge sein großzügiges Angebot ablehnen würde und im Palast bliebe. Für diesen Fall hatte er sich ein noch viel großzügigeres Geschenk ausgedacht.

Er hätte Idir unverzüglich zu seinem Liebesjungen ernannt, was diesem das Vorrecht vor allen anderen Knaben im Palast gegeben hätte, eine Auszeichnung, die Idir ob seines zarten Alters Bewunderung und Neid seitens der anderen Jungen eingebracht hätte, und darüber hinaus jede nur erdenkliche Fülle an allem, was ein Jungenherz begehrt.



Doch Idir's Antlitz nahm plötzlich einen ernsten und männlichen Ausdruck an, der dem Prinzen fremd erschien, und sagte kurz:

—Ich nehme ihr Angebot an, Prinz. Ich bin bereit, sie unter diesen Umständen zu verlassen und danke ihnen für ihre Großzügigkeit. Ich werde alles tun, mich dieser großartigen Geste würdig zu erweisen und alles das, was sie für mich auslegen, in nicht zu ferner Zukunft an sie zurückzuerstatten...

Karana stand da wie vom Blitz getroffen.

Welche eine Antwort gab dieser Junge, welche eine Noblesse, welche eine Kühnheit! Aber der Prinz hatte eine andere Antwort erwartet. Schweren Herzens nickte er, da er in keinem Falle wortbrüchig werden wollte, und gab sogleich Anweisung, dem Jungen alles das Versprochene auszuhändigen und seine Abreise vorzubereiten. Idir ging ein letztes Mal auf Karana zu und gab ihm die Hand.

Da spürte der Prinz, dass die Hand des Jungen zitterte wie Espenlaub. Er tat jedoch so, als merke er es nicht und bemühte sich zu einem, wenn auch verzerren, Lächeln. Idir drehte sich brüsk von ihm weg und ging schnell hinaus. Am nächsten Morgen reiste er ab.



IV.

Idir erlangte seine Fassung halbwegs wieder, als er auf dem Elefanten, in der kleinen Eskorte dahin ritt, und der Palast des Prinzen bereits außer Sichtweite war.

Da ließ er anhalten, zahlte die völlig überraschten Diener aus, die ihm mitgegeben waren, schenkte ihnen die Elefanten und nahm sich von all den Schätzen, die der Prinz ihm wehmütigen Herzens in Säcke und Taschen gepackt hatte, nur einen Rucksack voller Proviant, zwei Wasserschläuche und einen goldenen Siegelring, auf dem seine Initiale, ein großes *I* eingraviert war ...

Als der Staub dann endlich verweht war, den die aufbrechende Karawane verursachte, nahm Idir den Sack auf den Rücken und ging geradewegs in den angrenzenden Wald hinein. Er hatte sich in den Kopf gesetzt, da das Leben ihn nun einmal dahin zu leiten schien, eine Zeitlang oder wer weiß vielleicht für immer, die Laufbahn des *Sannyasi*, des Bettelmönchs, einzuschlagen.

Nur deswegen hatte er den Vorschlag des Prinzen so spontan annehmen können. Denn nicht für sich selbst, sondern *Krishna* zuliebe wollte er diesen Weg gehen. Nur unter dieser Bedingung hatte er das außergewöhnliche Angebot seines Herrn und Meisters überhaupt annehmen können. Es



für sich selbst, für sein eigenes Wohllleben, anzunehmen, verbaten ihm sein Stolz und sein adliges Gemüt.

Freilich wusste der Prinz von alledem nichts.

Er fand die Entscheidung Idirs vernünftig, wenn sie ihm auch das größte Herzeleid einbrachte. Karana war es nicht entgangen, dass Idir, der noch unschuldig sein musste, ihm keinerlei Signale gegeben hatte, dass er seine Liebe erwidern würde—oder jedenfalls nicht in ihrer körperlichen Dimension. Unter diesen Umständen aber wäre ein Verbleib Idirs im Palast nicht nur für den Jungen selbst, sondern auch für Karana, der vom Charme Idirs nicht nur platonisch hingerissen war, eine Qual gewesen.

So tröstete Karana sich damit, für seinen Liebling eine gute Tat vollbracht zu haben, die sein Karma positiv verbessern würde und versuchte mit allen Mitteln, den Jungen zu vergessen. Indessen war das nicht so einfach. Zum einen kam nach kurzer Zeit, zum ungeheuren Erstaunen des Prinzen, die kleine Karawane wieder in den Palast zurück, außer Idir, einem Proviantstasche, zwei Wasserschläuchen und einem Siegelring, mit allen Schätzen, die die drei Elefanten auf ihren Rücken trugen—und mitsamt den Dienern. Letzteres wunderte den Prinzen am meisten. Unter allen vernünftigen Umständen des Lebens hätte in derartiger Situation jeder Paria Indiens sich



seinen Teil unter den Nagel gerissen und wäre mit den Sachen auf und davon.

Doch die drei Diener kamen mit ihren drei Elefanten treu in den Stall zurück und sagten ihrem Meister schlicht, der junge *Sahib* habe offenbar die Laufbahn eines Heiligen eingeschlagen, denn er sei schnurstracks mit wenig Habseligkeiten in den Wald gezogen und habe sie verabschiedet.

Eine solch noble Missachtung all der Reichtümer, die ihm vermacht worden seien, habe sie dermaßen beeindruckt, ja in Schrecken versetzt, dass sie nicht umhin hätten können, sich von seinem Beispiel inspirieren zu lassen. Daher seien sie zurückgekehrt und verlangten nur, ihre bescheidenen Dienste wieder aufnehmen zu dürfen.

Der Prinz, beeindruckt nicht nur von der Seelengröße des Jungen, sondern auch von der Güte der Diener, die entgegen aller Wahrscheinlichkeit zurückkamen zu ihm, versprach einem jeden von ihnen, da sie drei an der Zahl seien, eine Verdreifachung ihrer Gehälter und die Möglichkeit sofortiger Freiheit, wenn sie diese wünschten.

Die drei Diener jedoch bestanden auf bisheriger Entlohnung und wollten sich um nichts in der Welt vom Prinzen trennen. Sie sicherten Karana darüber hinaus volle Unterstützung zu beim Wiederfinden des Jungen, den sie von allen



Jungen, die der Prinz je als Gespielen hatte, als den ansahen, der ihrem Herrn in jeder Hinsicht angemessen war.

Karana, der kein größeres Geschenk erwartete, als eines Tages diesen Traum erfüllt zu sehen, dankte ihnen überschwänglich und sicherte ihnen seine Freundschaft zu. Zum anderen hatte der Prinz nunmehr alles Interesse an den anderen Jungen verloren. Er vergnügte sich mit dem einen oder anderen, aber sein Herz war nicht dabei. Während sein Körper sich in süßer Lust mit den sich ihm zärtlich hingebenden Körpern vergaß, war sein Geist bei Idir, dem einzigen, der sein ganzes Wesen ansprach, für den seine Affektion bis auf den Grund seiner Seele reichte, den er so sehr liebte, dass sogar das Körperliche hinter dieser Liebe zurücktrat und an Bedeutung verlor.

Um Idir zu vergessen, organisierte der Prinz, entgegen seiner Gewohnheit, wahre Orgien, ließ die Jungen zu Dutzenden nackt für ihn tanzen, vergnügte sich mit mehreren zugleich—und fiel spät in der Nacht nur noch übersättigter und angewiderter als je zuvor in sein Gemach, in welchem er den vermisste, nach dem einzig sein ganzer Geist, seine Seele und sein Körper gleichermaßen sich sehnten.

V.

Idir war einfach immer tiefer in den Wald hinein gegangen und es ward ihm, als die Abenddämmerung hereinbrach,



doch etwas bang zu Mute. Um ihn her waren Tiger und Kobras und der Junge hatte kaum Erfahrung mit der Natur, da er seine Kindheit, trotz der Armut seiner Eltern, ziemlich behütet zugebracht hatte. Er war in Kalkutta aufgewachsen und hatte nur selten Gelegenheit gehabt, einmal die Stadt zu verlassen und den Dschungel zu erkunden.

Bereits erschöpft, fragte er sich, wie er wohl diese Nacht überleben würde, ohne von irgendeinem Getier aufgefressen zu werden? Indessen schwankte er weiter voran, und kam auf die Idee, einen Baum zu erklimmen, um sich auf einem niedrigen Ast ein kleines Gemach zu erstellen. Es war bereits stockdunkel und als der Junge zu einer Lichtung gelangte, kam ihm der Vollmond zu Hilfe, der ihm genügend fahles Licht spendete, um mit dem Unternehmen zu beginnen.

Als Idir den ersten Ast des Baumes erklommen hatte, wurde er eines rötlichen Lichtscheins gewahr, das er tiefer im Wald drinnen erortete. Was mochte das sein?

Als er sich auf den Lichtschein konzentrierte, schien es ihm, als ob über dem Licht ein fahler Rauch zu erkennen sei.

War es möglich, dass in diesem Wald vielleicht ein Eremit lebte? Ohne lange zu überlegen, kletterte Idir wieder den Baum hinab und machte sich auf in die Richtung des Feuer Scheins. Und in der Tat, nach halbstündigem Marsch und ein paar Baumkontrollen, damit er die Richtung nicht verfehle,



langte der Junge in die Nähe eines Holzfeuers, an dem ein abgehärmter Greis mit schneeweißem Haar und ebenfalls schneeweißem langem Bart saß.

Der Junge nahm an, da der Greis mit dem Rücken zu ihm saß, dass er ihn überraschen würde und nahm sich vor, erst einmal aus der Ferne leise zu rufen, um den Heiligen nicht unnötig zu erschrecken. Doch indem er dies dachte, stand der Greis auf, drehte sich langsam herum und kam gemessenen Schrittes auf ihn zu.

Er schien nicht im leisesten überrascht und verneigte sich bereits in einigem Abstand, während er dem Jungen Gesten des Grußes zur Einladung machte.

Als sie sich gegenüberstanden, verneigte sich Idir ehrerbietig vor dem Eremiten und so standen sie einander einen Moment schweigend gegenüber. Der Greis lächelte gütig und eröffnete den Dialog:

—Willkommen Idir! Seit langem ist mir ein Schüler angesagt und nun ist er gekommen. Ich hätte nicht gedacht, dass es ein solch hübscher Knabe sein würde, fügte er schmunzelnd hinzu.

Idir, erschrocken über die Tatsache, dass der Alte seinen Namen wusste, antwortete etwas unzusammenhängend:



—Nun ja, ich bin etwas überrascht, dass sie meinen Namen kennen! Ich komme tatsächlich in der Absicht, einen Guru zu finden, und lebte bis vor kurzem im Palast des Prinzen Karana. Wie ist eigentlich ihr Name?

—Nenne mich *Baba*, schöner Junge, und komm' nun, schloss der Greis zärtlich, nahm Idir bei der Hand und zog ihn zur Feuerstelle hin.

Als Idir sah, dass hinter dem Feuer eine kleine Hütte war, in der Baba offenbar lebte, hellte sich sein Gesicht auf. Er würde diese Nacht nicht nur geschützt vor Tigern und Kobras verbringen, sondern zudem an der Seite eines wunderbaren Greises, für den er eine spontane Sympathie empfand.

VI.

Karana hatte noch nie zuvor ein Tagebuch geführt. Doch nun, nachdem sein Leben ihm nach der Abreise Idirs wie ein leeres Schneckenhaus erschien, setzte er sich abends oder früh am Morgen in den kleinen Salon des Palastes, ließ sich den Tee servieren, und kitzelte seine Gedanken und Gefühle, alles, was ihm durch den wirren Kopf ging, in ein Heftchen. Dieses trug er immer mit sich herum, an seiner Brust, und es begann ihm lieber zu werden, als alle seine Preziosen. Denn auf diesen Seiten war die Rede von dem, was ihm am liebsten geworden war auf der Welt, von seinem wirklichen und einzigen Liebling, von Idir. Wenn er schrieb, wollte er von nichts



und niemandem gestört werden, brannte Weihrauch und jagte mürrisch jeden seiner kleinen Freunde hinaus, die neugierig ihre anmutigen Köpfchen durch die Tür steckten, in der Hoffnung auf ein Stelldichein.

Dieses Schreiben an seinem Journal wurde zu einer Art von täglicher Meditation für den Prinzen, für ihn, der sich aus Spiritualität nie etwas gemacht hatte. Die Liebe zu Idir, die sich in seinen Texten so glühend formulierte, führte ihn endlich zu sich selbst, zu seinem eigenen Ich, dem Idir in ihm selbst, dem kleinen Karana, dem Kind in seinem Herzen, das nach Liebe verlangte und Gehör erwartete.

Karana wurde sich mit einem Mal bewusst, dass er immer von sich selbst fortgerannt war, dass er im Äußeren gesucht hatte, was er nun im Innern fand und was nur im Inneren zu finden ist: *sein eigenes Selbst*.

Was hatte der kleine Idir in ihm ausgelöst? Karana konnte es selbst nicht glauben, aber der Wandel, der sich nun in ihm vollzog, überstieg seinen rationalen Verstand. Die frenetische Hast und Gewalt seines Verlangens kam langsam zur Ruhe und machte Platz einer stillen Harmonie, die Karana umso erstaunlicher erschien, als sie ihn den Schmerz des Verlusts der Gegenwart des Geliebten vergessen ließ und ihn stattdessen mit einem ruhigen Warten füllte, einem Warten, das von einer Gewissheit erleuchtet war, dass Idir zurückkommen



würde. Rational konnte sich Karana dieses zu immer festerer Überzeugung heranreifende Gefühl nicht erklären.

VII.

Idir war froh in seinem Herzen, als der wunderliche Greis ihm ein bescheidenes Mahl servierte, das umso nobler wirkte, als es kaum etwas Essbares umfasste: ein paar Beeren, eine Art grüner Paste aus verschiedenen Gräsern und ein in der Sonne getrocknetes Brot aus Baumnüssen—dazu frisches Wasser.

Idir fügte einige Viktualien hinzu, die er in seinem Proviant sack hatte und teilte sie mit seinem Gastgeber. Angesichts der Ärmlichkeit der Umgebung wirkten die ruhigen Gesten des Alten noch adliger und seine ganze Art drückte ein Höchstmass an Feinsinnigkeit und Sensibilität aus.

Idir war so beeindruckt von der friedlichen und lichtvollen Strahlung, die von dem Heiligen ausging, dass er fast zu essen vergaß. Es war ihm, als nähre ihn der bloße Anblick des Heiligen, als gehe von diesem eine Energie aus, die reicher war als jede physische Nahrung und die ihn in einer noch nie da gewesenen Art sättigte und befriedigte.

Die weißen Haare des Greises schienen zu leuchten im Schein der kleinen Petroleumlampe und sein einfaches Leinengewand deuchte ihm ein königlicher Umhang. Mit einem



Wort, Idir war fasziniert von seinem Gastgeber und ließ ihn keinen Moment mehr aus den Augen. In einer eigenartigen ihm noch unbegreiflichen Weise erinnerte er ihn an Karana. Als ihm dieser Gedanke zum ersten Mal kam, wies er ihn erstaunt zurück, war doch der Prinz noch befangen in den Sinnen und den Leidenschaften unterworfen, während dieser Weise die Welt überwunden zu haben schien.

Und doch kam es ihm nicht ausgeschlossen vor, dass auch Karana dahin gelangen könnte, wenn er es nur wollte ...

Als habe er seine Gedanken erraten, fragte ihn Baba, ob er den Prinzen etwa deswegen verlassen habe, weil er auf seine Vorliebe für schöne Knaben nicht positiv habe antworten können ...

Idir war es nicht ganz unbekannt, dass Heilige Gedanken zu lesen verstehen. Andererseits aber schien es ihm nicht ausgeschlossen, dass Baba irgendwie vom Prinzen K. hatte reden hören und von daher seine Kenntnis seiner intimen Neigungen bezog. Indessen räumte Baba sogleich lächelnd ein, er habe dieses kleine erotische Detail nicht etwa von irgendeiner menschlichen Quelle erfahren, sondern auf *übersinnliche* Weise empfangen. Wahrscheinlich sei es aufgrund der Gedanken Idirs, die, was diesen Bereich angehe, einigermaßen emotionsgeladen seien...



Idir blieb vor Erstaunen fast die Sprache weg. Er schwieg für einen Moment und fasste sich. Nachdem er sein kleines Mahl beendet hatte, atmete er tief durch und begann seinen kleinen Bericht.

Baba hörte schweigend zu und nickte bisweilen lächelnd. Seine Augen strahlten starke Anteilnahme aus und liebevolle Zuneigung für den Jungen, der, obwohl er ihm erst seit einigen Minuten gegenüber saß, dennoch bereits sein ganzes Leben hinblättert. Die Frage, die Baba ihm stellte, nachdem er geendet hatte, setzte ihn in Erstaunen. Baba fragte:

—Warum wolltest du nicht in den Armen deines Prinzen glücklich werden, kleiner Idir?

Diese Frage, so einfach wie sie war, so ungeheuer direkt und ohne alle Heuchelei gestellt, so naiv und kindlich, ließ den Jungen aufhorchen auf das, was ihm sein Herz mitteilte. Und so, als habe er diese Frage erst jetzt zum ersten Mal vernommen, stellte er sie sich selbst. *Und fand keine Antwort darauf.* Warum, warum in der Tat, hatte er die Liebe des Prinzen nicht angenommen, warum war ihm jedenfalls der körperliche Teil dieser Liebe zuwider gewesen?

—Warum? fragte er verdutzt zurück, und Baba schaute ihn schmunzelnd an.



—Meine Frage scheint dich in Verlegenheit zu setzen, schöner Junge, fuhr er fort. Indessen musstest du sie dir doch logischerweise auch gestellt haben. Oder etwa nicht?

—Eigentlich folgte ich einem unbestimmten Gefühl, das mir sagte, dass für mich eine andere Rolle vorgesehen sei, als für alle diese Jungen im Palast des Prinzen, erklärte Idir.

—Daran besteht kein Zweifel ...

—Woran?

—Daran, dass du für den Prinzen nicht wie alle anderen Jungen bist.

—Woher weißt du das, Baba?

—Ich weiß es. *Es ist so*. Du musst es glauben.

—Ich hatte es nicht für möglich gehalten...

—Weil du nicht an die Liebe glaubst.

—Liebt ... der Prinz mich denn wirklich?

—Ja. Daran besteht kein Zweifel.

— ...

—Nun schweigst du, Idir, und möglicherweise empfindest du starke Wehmut, dass du nicht das Angebot des Prin-



zen, das übrigens seine wahre Liebe zu dir mehr als bezeugt, angenommen hast ...

—Ja. So ist es. Ich bin sehr traurig jetzt. Denn irgendwie ... mag ich den Prinzen auch. Ja, sehr sogar, sehr, sehr, sehr ...

—Sicherlich, hauchte der Greis zärtlich und nahm Idir bei der Hand.

Mein Junge, fuhr er sanft fort, nicht jedem ist es vorgeschrieben, das körperliche Leben mit seinem Verlangen, seiner Passion und seinen weltlichen Vergnügungen zurückzuweisen. Mein Weg ist nicht unbedingt der deine und deine spirituelle Entwicklung ist nicht unvereinbar mit der Tatsache, sich auch körperlich mit einem Menschen zu vereinen, den man liebt ... Es spielt meines Erachtens keine Rolle, ob dieser Mensch jünger ist oder älter, oder ob er dem anderen oder dem eigenen Geschlecht angehört. Alles das sind Schablonen der weltlichen Moral, die vorne und hinten nicht zusammenpasst und daher sehr an innerer Harmonie mangelt. In der Liebe gibt es nur *ein* Gesetz: das Gesetz der *Anziehung*. Was sich im Herzen verwandt ist, zieht sich an, und die geistige und physische Anziehung ist die Vorstufe für die körperliche Anziehung, die geistige Vereinigung das Vorspiel für die körperliche ...

Nach einem Moment des Schweigens nickte Idir und wirkte plötzlich erleichtert und wie von einer großen Last be-



freit. Auf seinen Lippen zeichnete sich ein Lächeln ab und er ergriff die Hand Babas und drückte sie unmerklich.

—Danke Baba! sagte er, und brauch plötzlich in Schluchzen aus. Instinktiv versuchte er, sein Gesicht in den Händen zu bergen, doch der Greis kam auf ihn zu, hob ihn mit einer Kraft, die man ihm nicht zugetraut hätte, auf und trug ihn zu einem Lager aus Gras und Zweigen, das er geschwind für seinen jungen Gast bereitet hatte. Da bettete er Idir sanft nieder und setzte sich zu ihm, streichelte ihm übers Haar und schaute mit unendlicher Güte und Zärtlichkeit auf ihn hinab.

—Soll das heißen, schluchzte Idir, dass ich nicht dein Schüler werden darf, weil es mir nicht bestimmt ist, ein Heiliger zu werden wie du, Baba ...?

—Nein, antwortete der Alte ruhig. Du bist mein Schüler. Daran besteht kein Zweifel. Aber du wirst nicht hier im Wald mit mir leben. Ich weiß noch nicht genau, wie Gott die Beziehung gestalten wird. Auch mir ist das Ganze noch ein Rätsel, aber soviel ist klar: du wirst nicht hier mit mir bleiben. Jedenfalls nicht für längere Zeit. Du wirst zu ihm zurückkehren, zu dem, den du liebst und der dich anbetet.

—Wirklich? rief Idir aus, plötzlich beruhigt. *Aber du, was wirst du tun? Wirst du hier bleiben?*



—Ich weiß es noch nicht, brummte Baba etwas mysteriös, aber es wird alles so kommen, wie es für dich und mich und den Prinzen und alle Wesen am Besten ist. Verlasse dich darauf, mein Junge! Doch nun erlaube mir, dass ich mich hier neben dich auf mein Lager lege. Denn ich bin müde und gewöhnt, zeitig am Abend schlafen zu gehen. Denn morgens erhebe ich mich mit der Sonne und den Vögeln ...

—Aber sicher, Baba, komm' nur und leg' dich nieder ...

—Versuche auch du, einzuschlafen, und denke nicht nach über alles das, denn das macht nur deine Gedanken wund und führt zu nichts!

—Ja. Oh, ich bin glücklich, Baba, so glücklich mit einem Mal ... und frage mich nur, ob er wohl an mich denkt, jetzt?

Baba streckte sich ruhig aus auf seinem Lager und antwortete nach einer Weile, während Idir schon fast eingeschlafen war:

—Aber sicher, er denkt an dich, er betet für dich!

VIII.

Als Idir am nächsten Morgen erwachte, fand er sich allein in der kleinen Hütte.



Das erschreckte ihn zunächst, denn der verrückte Gedanke schoss ihm durch den Kopf, dass sein Gastgeber ihn hier zurückgelassen habe.

So erhob er sich schnell und verließ die Hütte, um nachzusehen, wo Baba sich wohl aufhielt. Er erinnerte sich vom Vortage her der Lichtung, von der aus er den Lichtschein von Babas Feuer gesehen hatte und machte sich auf, diese Lichtung zu erreichen.

Irgendetwas in ihm rief ihn auf, sich hin zu begeben und gab ihm telepathisch die Information, dass Baba sich dort befand. So ging er ohne lange zu überlegen in die Richtung, aus der er am Vortage gekommen war. Er ging recht schnell und immer schnell, denn der innere Appell, den er in seinem Herzen vernahm, wurde immer lauter, immer dringlicher ...

Schließlich rannte er, brach nervös die Äste und Zweige, die ihm im Wege waren, und hatte nur noch ein Ziel: Baba wiederzusehen.

In diesem Augenblick spürte er, dass er Baba liebte, über alles liebte, dass er sich als sein Sohn fühlte, als sein Schüler, und es war ihm, als habe er Baba immer schon gekannt, als sei dieser Greis, den er erst seit einem Tag kannte, schon seit Äonen sein bester Freund und Mentor. Verwirrt und immer schneller laufend, doch in seinem Herzen die Gewissheit



dieser ungeheuren, mit nichts zu erklärenden Liebe tragend, harnte er auf den Augenblick, Baba wiederzufinden ...

Und im nächsten Augenblick dachte er an Karana und sein Herz begann wild zu schlagen ... Es wurde ihm schlagartig klar, dass von diesem Moment an Karana nicht mehr *der Prinz* für ihn war, sondern schlicht Karana, ein Mensch, ein Mann, ein Mann, der Knaben liebte, Knaben wie er, und dass er sich aus reiner Liebe einem Mann ganz verschreiben könnte, wenn nur, ja, wenn nur dieser Mann ihn liebte, ganz und bedingungslos liebte ...

Verwirrt, doch das Herz erhitzt und von einer plötzlichen tiefen Intuition durchdrungen, einer Intuition, die, einem Blitz des Erwachens gleich, ihm seine eigene Identität vor Augen führte, ihn mit einem nie gekannten Wohlbefinden erfüllte, ihn befreite von einer Beklemmung, die er seit seiner Kindheit empfand, und die ihn selbst betraf, seine Identität und seine Gefühle, seine Sexualität, sein Verlangen nach Liebe, nach Zärtlichkeit ...

Diese Beklemmung, die ein tief sitzenden Schuldgefühl gewesen war, wich nun völlig von ihm und ließ sein Herz mit einer großen Weite, einer großen Fülle zurück, und von der Kontemplation dieses nie gekannten Gefühls bezaubert, gelangte er zu der Lichtung.



Das Schauspiel, das sich ihm darbot, übertraf alles, was er bisher erlebt hatte und schien die Grenzen seines Verstandes zu sprengen. Gefesselt stand er da, mit vor Erstaunen offen stehendem Munde, und schaute, hörte und sah, was sich ihm darbot und das ihm wie ein herrlicher Traum deuchte.

In der Mitte der Lichtung saß im Grase Baba, in der Sonne, und ein gleißendes Strahlen umgab ihn wie eine Aura aus reinem Licht. Seine weiße Mähne glänzte wie Schnee in der Sonne. Er saß mit der Brust Idir zugewandt und hatte ihn offenbar wahrgenommen. Ein leichtes Zeichen seiner Hand gab zu verstehen, dass er Idir erwartet hatte und ihn grüßte. Er lächelte in vollkommener Heiterkeit.

Um ihn herum tanzte ein Reigen von Feen, jungen wunderschönen Mädchen, die völlig nackt waren und sich Baba in ihrer natürlichen Schönheit darboten.

Sie mussten übernatürliche Wesen sein, nicht nur weil sie von einem nebligen Schleier umgeben waren, sondern weil, wenn eine der Feen zwischen ihn und Baba trat, Idir durch sie hindurch sehen konnte. Sie waren offenbar Naturgeister, die Baba gerufen hatte oder die mit ihm in diesem Wald in völliger Harmonie lebten.

Idir erinnerte sich, in seiner Kindheit viele Märchen gelesen hatte, die von solchen Phänomenen berichteten, aber er



hatte dies alles später in den Bereich der Fantasie abgetan und nicht für möglich gehalten, dass es wirklich existiert.

Auch fiel dem Jungen nun auf, dass eine Anzahl von Waldtieren, Tigern, Nagetieren, Papageien und sogar Schlangen sich im engeren Umkreis Babas versammelten und in völligem Frieden dem seltsamen Schauspiel beiwohnten.

Idir kniff sich mehrmals in den Handrücken, um sicher zu sein, nicht zu träumen. Er konnte nicht glauben, was er sah, und doch bot es sich in völliger Natürlichkeit da.

Babas Gesichtsausdruck war ohne jede Spannung, heiter und fast kindlich. Er genoss offenbar dieses Schauspiel und war daran gewöhnt.

Schließlich trat jedes Mädchen einzeln vor Baba hin, knickte graziös und übergab dem Greis eine weiße oder rote Rose. Von den zwölf Mädchen gaben sechs eine weiße und sechs eine rote Rose. Idir war bezaubert von der Schönheit dieses Schauspiels, das nun ganz plötzlich ein Ende nahm.

Zum Himmel aufschauend, sah er eine einzige dunkle Wolke herannahen und mit einem Mal donnerte und blitzte es. Idir wurde schwindlig und er schloss kurz die Augen. Als er sie wieder öffnete, war die ganze Szenerie verschwunden und Baba stand unmittelbar vor ihm und schaute ihn lächelnd an.



—Willkommen, Idir, sagte er leise und der Junge reichte ihm die Hand.

Doch die gegenseitige Affektion war so stark, dass sie sich in die Arme fielen und Idir in ein krampfartiges Weinen ausbrach. Baba streichelte ihm zärtlich über Haar und Schultern und küsste ihn mehrmals auf die Stirn.

Idir zog ihn nieder auf die Erde, und als sie schließlich auf dem Waldboden lagen, umarmte er den Greis, als sei er sein Liebhaber. Letzterer reagierte sehr sanft, aber bestimmt und führte Idir zur Beruhigung seiner aufgestachelten Sinne. Mit einem Mal war Idir eingeschlafen. Baba nahm ihn leichthin auf die Arme und trug ihn in die Hütte zurück. Dort legte er den Jungen sanft auf sein Lager und deckte ihn mit einer Grasmatte zu. Er zündete ein Weihrauchstäbchen an und betete.

Idir schlief den ganzen Tag und die ganze Nacht durch und erwachte erst am nächsten Morgen, diesmal so früh, dass er Baba schlafend neben sich erblickte. Von den Erlebnissen des Vortages hatte er jede Erinnerung verloren. Es war ihm, als befände er sich am Folgetage seiner Ankunft. Er war mit sehr heiterem und leichtem Herzen erwacht und kam sich irgendwie verändert vor, wusste aber noch nicht so recht, was eigentlich an ihm anders war. Er *fühlte* sich anders. Sich aufsetzend, betrachtete er aufmerksam den schlafenden Greis



und, einer spontanen Eingebung folgend, legte er sich zu ihm und umarmte ihn sanft. Er fühlte sich erfüllt von einem großen Frieden, und alles schien ihm weit und nobel. Mit einem Male wurde ihm klar, was eigentlich wirklich anders geworden war: sein Selbstbild hatte sich fundamental geändert, das Bild, die Anschauung, die er von sich selbst hatte, von seiner Person, seinem Geist, seiner Seele, seinem Körper, seinem ganzen Sein, seinem Schicksal. Es wurde ihm klar, dass er sich liebte—und dass er sich vorher nie geliebt hatte. Er liebte sich und war mit seiner Existenz voll und ganz einverstanden. Allerdings konnte er sich den plötzlichen Wandel nicht erklären. Er schrieb es wenn nicht irgendwelchen magischen Kräften des Greises, so doch der magischen Kraft der Liebe selbst zu, die ihn an diesen band—an ihn und an Karana, an den er mit Wehmut und großer Zärtlichkeit zurückdachte. Als er seine Abreise vor seinem geistigen Auge wieder und wieder abrollen ließ, konnte er nun seine Motivation dazu nicht mehr verstehen. Aber er akzeptierte den Verlauf der vergangenen Ereignisse, etwas, das ihm vor seiner mysteriösen Wandlung sehr schwer gefallen war. Er akzeptierte und war von einer inneren Flamme erfüllt, von einem starken Glauben, dass alles sich zu seinem Besten wenden würde. So sehr war er verändert, dass er nun glückliche Liebe als etwas Natürliches, als sein Lebensrecht anerkannte und nicht mehr, wie zuvor, als die große Chance irgendwelcher auserwählter Kreaturen,



nicht aber Menschen wie er selbst. Idir fühlte, dass er auch körperlich verwandelt war. Er empfand nun körperliche Nähe als etwas völlig Natürliches und Erstrebenswertes und nicht mehr als einen Angstfaktor in seinem Leben. Das war der Grund für sein spontanes Verlangen, dem geliebten Baba nahe zu sein, so nahe wie möglich. Und als dieser nun erwachte und ihn lächelnd ansah, suchte er in seinem liebevollen Blick vergeblich das leiseste Erstaunen. Baba war nicht erstaunt, dass der Knabe in seinen Armen lag. Erstaunt war nur der Knabe selbst.

—Wie kommt es, Baba, dass du so allein leben kannst, hast du nicht manchmal großes Verlangen nach Liebe, nach Zärtlichkeit, brach es aus ihm heraus.

Baba antwortete ruhig und ernst, es fehle ihm an nichts, an wirklich nichts. Nachdenklich strich er mit den Fingern durch Idirs schwarzes langes Haar, um schließlich schmunzelnd hinzuzufügen:

—Aber das gilt offenbar nicht für dich, mein Junge!

Idir nickte zustimmend und dachte an Karana.

IX.

Auch in dem Prinzen war seit der Abwesenheit seines geliebten Idir eine Wandlung vorgegangen. Er begann, viele Dinge anders zu sehen.



Er war dabei, ein Projekt auszuarbeiten, das nicht nur die Jungen in seinem Palast, sondern Waisenkinder, Jungen und Mädchen, aus der ganzen Region, die dem Prinzen unterstand, betraf.

Nicht dass es den Jungen im Palast schlecht gegangen wäre; jeder hatte sein eigenes Zimmerchen, jeder aß die gleiche Speise wie der Prinz selbst, jeder bekam die gleiche Pflege wie er, wenn er einmal krank oder hilfebedürftig war.

Es ging dem Prinzen darum, den Jungen eine Ausbildung oder, umfassender, eine *Bildung* zu verschaffen, die es ihnen erlaubte, später einmal, wenn sie dies wünschten, selbständig zu sein und die Arbeit zu tun, die sie selbst als ihre Lebensaufgabe ansahen. Diesen Bereich hatte der Prinz bisher vernachlässigt, denn es war ihm bei der ständigen Feststimmung im Palast und den vielen Stelldicheins mit den Knaben nicht aufgefallen, dass diese sich doch sehr an den luxuriösen Lebensstandard gewöhnt hatten und später einmal, spätestens dann, wenn sie über das Alter hinaus waren, da sie für den Prinzen angenehm und anziehend waren, allein und mittellos da standen. Bisher hatte sich dieses Problem einfach so gelöst, dass die Jungen, die über die Adoleszenz hinausgewachsen waren und die der Prinz ganz offenbar eine Weile vernachlässigte, ganz plötzlich aus dem Palast verschwanden. Die Verwalter, Schergen und Vertrauensleute des Prinzen kümmerten sich um derlei Dinge und der Prinz hatte



einfach darauf vertraut, dass diesen Jungen irgendwo eine kleine Arbeit und Unterkunft verschafft würde, ohne jedoch genau zu wissen, wie es wirklich damit stand.

So war es das erste, was Karana nun veranlasste, seinen Rat einzuberufen und einmal die Frage zu stellen, was eigentlich mit den Jungen geschah, die den Palast verlassen hatten. Seine Frage löste ein peinliches Schweigen aus, das den Prinzen dazu veranlasste, die folgende Anordnung zu geben:

—Morgen früh, zu der Zeit der Morgenaudienz, verlange ich alle Jungen, die einst meine Geliebten waren und die nun außerhalb des Palastes leben, hier im Palast zu sehen. Meiner Erinnerung nach müsste es sich um fünf Jungen handeln, koinzidenterweise ebenso viele wie sie, meine Herren Ratgeber. Sollten sie meiner Anordnung nicht nachkommen, so werde ich die Jungen von meiner Privatgarde einsammeln lassen und sie werden ihre fünf Amtsplätze übernehmen. Ist das klar genug?

Am nächsten Morgen um die angegebene Zeit befand sich lediglich einer dieser Jungen, mit Namen *Rokof*, der nun bereits achtzehn Jahre alt war, zur Audienz des Prinzen ein. Seine Ratgeber waren untröstlich, aber das half ihnen nichts. Sie wurden auf der Stelle entlassen.

Als der Prinz Rokof befragte, wie es ihm ginge und was er so tue, erfuhr er, dass dieser beachtenswerte junge Mann



ein kleines Foyer gegründet hatte, in dem er Findelkinder aufnahm und großzog. Die erste Zeit, so berichtete er ruhig, als die Minister ihn aus dem Palast geführt hätten und im Dorf in eine Kaserne von Landarbeitern steckte, sei es ihm sehr schlecht ergangen. Er sei doch verwöhnt gewesen von dem angenehmen Leben im Palast, von dem Tagträumen, in dem er seine Jugendzeit an der Seite des Prinzen verbracht habe, und er sei von den anderen Jungen in der Kaserne in übler Weise gehänselt und misshandelt worden, so sehr, dass er eines Nachts die Kaserne heimlich verlassen habe. Er sei daraufhin lange in der Region herumgeirrt und es sei eben während dieser Zeit gewesen, dass er gewahr geworden sei, wie viele Findelkinder, wie viele elternlose Jungen und Mädchen auf den Strassen Kalkuttas umher irrten.

Durch sein höheres Alter und seine Erfahrung im Palast, denn da habe er sich bereits um die kleineren Jungen gekümmert, sei er ganz natürlich eine Art Protektor einer kleinen Gruppe dieser Kinder geworden. Diese hätten sich um ihn geschart und ihm ihre ganze Liebe geschenkt, obwohl er doch zu der Zeit so arm gewesen sei wie sie.

Aber die Kinder hätten etwas von ihm erwartet, irgend etwas, Aufmerksamkeit, ein Lächeln, Schutz, seine einfache Anwesenheit, Liebe und Geborgenheit. Sie hätten nicht nach Geld gefragt ...



Die Grundlagen ihres bescheidenen Heims hatten sie sich sprichwörtlich erbettelt. Die Kinder seien ans Betteln gewöhnt, da das einfach ihre einzige Erwerbsquelle sei. Er habe lediglich die *Arbeit* der Kinder besser organisiert und dabei mitgeholfen, indem er nicht jedes Kind einzeln und verlassen herumlaufen ließ, sondern mit allen Kindern zusammen zum Betteln ging.

Es habe sie nämlich dabei ergeben, dass die Kinder, glücklich, nicht mehr allein zu sein, sich sicher und geborgen fühlend, anfangen zu singen, und so sei eine kleine Gesangsgruppe entstanden. Im übrigen habe das Glück mitgeholfen und der Eindruck, den die Gruppe auf die Menschen machte, hätte die Leute wohl dazu animiert, mehr Geld zu geben, zumal die reicheren Leute, in deren Vierteln sie bevorzugt herumzögen, davon ausgegangen seien, dass die Kinder nunmehr nicht bettelten, sondern eine Leistung erbrächten. Obwohl diese Leistung doch nur darin bestanden habe, ein wenig zu singen und bisweilen auch zu tanzen.

Der Prinz schwieg eine Weile. Er schaute Rokof offen an und war so voller Bewunderung für ihn, dass er nicht wusste, was er erwidern sollte. Plötzlich kam ihm die Erinnerung, wie Rokof als kleiner Junge gewesen war und der Prinz errötete leicht, als er sich gewisser intimer Details erinnerte, die er nun lieber vergessen hätte. Er atmete tief ein und begann:



—Rokof, ich weiß nicht, wie ich es sagen soll, sagen kann, was in mir vorgeht, ich fühle solch eine große Bewunderung für dich und gleichzeitig ein brennendes Schuldgefühl wegen ... wegen ...

—Sprechen sie es nicht aus, Prinz, und lassen sie uns vergessen. Auch ich war damals in der Ekstase der Liebe befangen und habe all das nicht so negativ gelebt, wie sie nun vielleicht glauben ... das einzig Negative war eigentlich, eines Tages gehen zu müssen, eines Tages erkennen zu müssen, dass sie mich nicht mehr liebten ... und ... es ist etwas zurückgeblieben in mir, das so negativ nicht sein kann, denn es ist dieses Etwas, diese Liebe, dieses Verlangen, das mich dazu führt, mich Kindern zu widmen ...

—Meinst du, dass du ohne die Erfahrung, die du mit mir machtest, nicht dazu gekommen wärest, fragte der Prinz, sichtlich erleichtert.

—Wahrscheinlich nicht ...

—Hast du keine negativen Gefühle mir gegenüber?

—Nein. Denn als ich mich beobachtete und feststellte, dass ich im Grunde dieselben Neigungen habe wie sie, Prinz, konnte ich diese Neigungen nicht schlecht oder anstößig finden, wie manche Leute es tun. Ich habe dadurch erfahren, dass sich Liebe nicht in Schablonen pressen lässt. Und im üb-



rigen habe ich durch sie viel gelernt, zum Beispiel mich korrekt auszudrücken, auf körperliche Reinheit zu achten, meine Nahrung sorgfältig zu wählen und vieles mehr.

—Ich möchte nicht, dass du mir schmeichelst, aber was du sagst ist Balsam auf mein Herz. Denn es geht in mir eine Wandlung vor, die ich selbst nicht recht verstehe. Ich bin dabei, mein ganzes Leben zu ändern. Das ist auch der Grund, warum ich dich rufen ließ. Ich möchte dir folgendes Angebot machen. Ich setze dich ein in den Posten eines Ministers. Du hast diesen Posten wahrhaft verdient. Und deine Kinder kommen in den Palast oder, wenn du dies vorziehst, werde ich im Park ein kleines Palais erbauen lassen für sie, als Heim nicht nur für sie, sondern auch für andere Kinder, die kommen können, weil sie keine Eltern haben oder niemanden, der sich um sie kümmert ...

Rokof schüttelte ungläubig den Kopf.

—Nein, das kann ich nicht annehmen, Prinz ...

Karana jedoch kam seiner Abwehrreaktion zuvor.

—Gut, du hast Recht, Rokof. Du hast Angst vor einer zu großen Abhängigkeit von mir und wer weiß, ob du mir vertraust ...?

Die abwehrende Geste Rokofs überspielend, fuhr er fort:



—Gut, wir werden die Sache anders organisieren. Ich werde eine Stiftung gründen für Waisenkinder und dich zum Verwalter dieser Stiftung ernennen. Auf die Weise wirst du vollkommen frei sein, wie du das Ganze organisieren willst. Denn schließlich weißt du besser als ich, was für deine Kinder das Beste ist ...

Rokof saß still da und hörte zu.

Er strahlte in dem Moment Würde und Selbstvertrauen aus. Ruhig und gelassen erwiderte er, dass er das großzügige Angebot des Prinzen mit der größten Freude annehme. Karana ging auf Rokof zu und reichte ihm die Hand. Der junge Mann stand auf und umarmte spontan den Prinzen, der sich in diesem Augenblick so sehr freute, wie niemals zuvor in seinem Leben.

Er küsste Rokof freundschaftlich und sicherte ihm zu, ab sofort alles zu veranlassen für die Gründung der Stiftung. Im übrigen bot er Rokof an, wenn er dies für gut finde, einmal mit den Kindern zu kommen für einen Nachmittagstee. Rokof sicherte es ihm zu und sie verabschiedeten sich voneinander wie alte Freunde. Als er bereits im Hinausgehen war, rief ihm Karana schmunzelnd hinterher, ob er es sich wegen des Ministerpostens nicht doch noch einmal überlegen wollte, und Rokof versprach, ihm bald definitiv Bescheid zu geben.



X.

Am nächsten Morgen weckte Baba seinen Schüler bereits sehr früh. Er hatte vor, ihm die Schönheiten des Sonnenaufgangs zu zeigen und ihn in Geheimnisse der Natur einzuweihen. So weckte er Idir sanft, gegen vier Uhr morgens und der Junge torkelte ein wenig herum, so müde war er noch, doch durchaus willens, diese neue ungewohnte Erfahrung zu machen. Ein starker Tee, der aus seinem Proviant stammte und den Baba ihm aufgoss, weckte ihn auf, erinnerte ihn jedoch so stark an Karana, dass stille Tränen seine Augen füllten. Baba sah es, aber er sagte nichts. Er wusste. Gutmütig lächelnd legte er seinen Arm um die Schultern des Jungen:

—Die Zeit des Wiedersehens wird kommen, und die der Liebe ...

—Wirklich? gluckste Idir, und ein Anflug von Röte überstrahlte sein schönes Gesichtchen.

Kurz darauf waren sie unterwegs, auf einem schmalen Pfad, zur Lichtung hin. Baba ging voraus und strich die Äste beiseite, die Idir übers Gesicht hätten streifen können. Jede Geste des Alten drückte Respekt vor dem Jungen aus, jede Handbewegung, jeder Ausdruck seiner Augen und seiner Glieder Liebe für seinen jungen Besucher.

Er verhielt sich aufmerksamer als der glühendste Liebhaber einer Frau, mit dem Unterschied jedoch, dass der Frau-



enliebhaber in den meisten Fällen aus bloßer Selbstsucht handelt, weil sein brillanter Hof nur dazu dient, ans Ziel zu gelangen: die Vereinigung. Um wie viel verschieden ist davon die Liebe eines Heiligen, die keinerlei Ziel hat, keinerlei Zweck, keinerlei Absicht verfolgt, die einfach *ist*, so wie die Natur einfach ist, die Sonne, die Sterne—die Erde.

Babas Liebe für Idir war perfekt und so ätherisch, dass Idir sich ihr garnicht besonders bewusst war. Sie äußerte sich zum Beispiel darin, dass er sich zu Baba ins Bett legen konnte, ihm in den Armen liegen konnte, ohne sich das Geringste dabei zu denken. Und das wäre mit Karana sicher ganz anders gewesen ...

Während des ganzen Weges bis zur Lichtung redeten sie kein Wort miteinander. Jeder war aufmerksam dessen, was um sie herum geschah, der Vogelstimmen, der tausend Eindrücke, die unberührte Natur dem bietet, der dafür empfänglich ist.

Als sie auf der Lichtung angelangt waren, bat Baba den Jungen, sich vor ihm in die Hockstellung zu begeben. Idir ahnte, dass er nun eine erste Initiation erhalten würde und war ein wenig ängstlich. Doch Baba beruhigte ihn mit sanften Worten und legte leicht seine beiden Hände auf Idirs Kopf. Im selben Augenblick spürte der Junge eine warme Energie von seiner Scheitelmitte bis in die Fußspitzen fließen. Einen Mo-



ment darauf fühlte er sich völlig leicht, ruhig, voller Frieden und mit sehr geschärften Sinnen.

—Ich habe deine Chakras geöffnet, sagte Baba leise, und nun ist die Vibration deiner Aura so hoch, dass sie empfangen kann, was uns Menschen gemeinhin unsichtbar bleibt...

Einen Moment darauf schloss Idir die Augen und hielt sich schützend die Hände davor. Er war geblendet von gleißendem Licht und spürte sein Herz klopfen bis zum Halse. Für einen Moment wurde ihm übel und er wollte schon zu Hilfe rufen, da spürte er, dass Baba ihn vom Boden aufgehoben hatte und schützend in seinen Armen wiegte, wie ein Neugeborenes, das man in die Welt hineinträgt, in eine neue Welt. Und war dies nicht eine völlig neue Welt für ihn, den kleinen Idir?

Das Licht war so gleissend hell, dass es ihn durch die Augenlider hindurch blendete und seinen Augäpfeln wehtat. Baba musste wissen, wie ihm zumute war und legte ihm wortlos die Hände über die Augen.

—Du wirst dich schnell an die höhere Vibration gewöhnen. Gedulde dich nur einen Moment. Deine Aura braucht ein wenig Zeit, bis sie sich ganz auf die hohe Vibration eingeschwungen hat ... Und dann sang der Alte, wie im Traum:



—Sei geduldig mein Kindchen, gleich ist alles gut ...

Langsam, langsam gewöhnte sich Idir an die veränderten Sinneswahrnehmungen und blinzelte bereits ein wenig, da die Neugierde ihn drängte, diese andere Welt zu sehen, in die Baba ihn geführt hatte. Baba setzte ihn auf den Boden und Idir schwankte noch etwas und fühlte sich ziemlich schwach auf den Beinen. Alles schien anders zu sein, das gesamte Körperreflexsystem schien anders zu funktionieren. Idir fürchtete, seine Muskeln gehorchten ihm nicht mehr und doch fühlte er sich wie von einer geheimen Macht getragen.

Als der Junge die Augen öffnete, brachte er lange kein Wort heraus und schüttelte stumm den Kopf, während sich seine Lippen zu einem seligen Lächeln formten. Alles, was er sah, erfüllte ihn mit Schauern von reinem Glück und Wohlbefinden.

Die Landschaft vor ihm war ein einziges Meer aus Farben von solcher Pracht, wie sie das normale Auge niemals zu sehen imstande ist. Idir war sich nicht bewusst, dass er nicht mit seinen physischen Augen schaute, sondern mit dem sechsten Chakra, dem sogenannten *dritten Auge*, das Baba ihm geöffnet hatte.

Und, mit einem Flash der Erinnerung, rief der Junge aus:



—Aber ... das habe ich doch alles bereits einmal gesehen!

—Ich weiß, antwortete Baba lächelnd. Es war an dem Morgen, als du hierher gekommen warst und mich beobachtet hast ...

—Ja, weil ich mich von einer inneren Stimme angetrieben fühlte, hierher zu kommen, dich zu suchen ...

—Die Stimme in dir war meine Stimme gewesen. Ich hatte dich telepathisch gerufen.

—Ist das wahr? Warum hast du aber danach nicht mit mir darüber geredet?

—Weil du das Gedächtnis daran verloren hattest. Aber es war schon genug, dass du überhaupt diese Dimension gesehen hast. Du bist sehr begabt, Idir, denn normalerweise brauchen Menschen, selbst wenn sie alle ihre Energie investieren in das Erlernen der zweiten Sicht, Jahre und Jahre, wenn nicht ihr ganzes Leben. Bei dir ist die Begabung angeboren.

—Aber warum verlor ich dann das Gedächtnis daran?

—Einfach, weil es eine ungewohnte Erfahrung für dich gewesen war, so unwahrscheinlich für dein bewusstes Denkvermögen, dass es sie glatt weglegnete. Du musst diese Fä-



higkeiten, die du hast, nur etwas üben und du wirst noch weit gelangen ...

In diesem Augenblick näherte sich von Ferne ein schillerndes Licht, einer Sternschnuppe gleich, das von einem geheimnisvollen Summen begleitet war. Baba und Idir schauten zum Himmel auf. Das Phänomen näherte sich ihnen vom Waldrand her.

—Das sind sie, sagte Baba leise, mit dem glücklichen Lächeln eines Kindes.

—Die Feen? vergewisserte sich Idir mit klopfendem Herzen.

Der Alte nickte stumm und verneigte sich tief, bis sein weißes Haar das Gras berührte. Idir tat ihm nach und fühlte sich mit einem Mal wie mit Strom geladen und voller Kraft; seine Chakras begannen die gewaltigen Energien aufzunehmen und zu verarbeiten. *Je näher die Energiewolke kam, umso stärker vibrierten Idirs Körperzellen.* Er spürte das wie eine elektrische Ladung, die sich vehement erhöhte, und ihm nun doch ein wenig Angst machte.

Baba legte schnell seine Hand auf das Sonnengeflecht des Jungen.



—Ich sauge dir Energie ab, damit es dir nicht zuviel wird, sagte er ruhig, ganz zur Erleichterung Idirs, der sich sofort besser fühlte.

Offenbar erkannten die intelligenten Kräfte, die herantraten, das Problem, denn mit einem Mal nahm die Geschwindigkeit, mit der sich der Wirbel näherte, sehr ab, und die Ladung der Energiehülle Babas und des Jungen ging allmählicher vonstatten als zuvor.

—Sie sind sehr rücksichtsvoll, sagte Baba lächelnd, mit zärtlicher Mine. Sie haben sofort gespürt, dass du noch Novize bist und wollen dich nicht überanstrengen. Und mit einem Blick zu der Wolke hin, fügte er leise hinzu:

—Ihre Botschafterin sendet mir telepathische Signale, die Sympathie für dich bekunden.

—Würden sie nicht kommen, wenn ich ihnen nicht sympathisch wäre? fragte Idir schüchtern und ergriff Babas Hand.

—Schon möglich ... denn sie können sich nur Wesen nähern, deren Aura annähernd auf ihrem Schwingungsniveau vibriert. Bei Menschen ist das nur ausnahmsweise der Fall.

—Hängt das mit den Gedanken zusammen, die man hat? erkundigte sich Idir und wusste selbst nicht so recht, wie er auf diese Idee gekommen war.



—Ganz recht! bestätigte Baba. Noble Gedanken haben hohe Schwingung, hässliche und zerstörerische Gedanken schwingen auf niedrigem Niveau.

—Wenn ich an Karana denke, habe ich dann noble Gedanken? fuhr Idir sein naives Fragen fort.

Statt einer Antwort streichte ihm der Greis zärtlich über sein weiches Haar und küsste ihn auf die Stirn. Als hatten sie nur auf dieses Zeichen gewartet, näherten sich jetzt die Wesen, nachdem die Wolke auf die Lichtung herabgesunken war. Ein sehr hoher Ton erfüllte die Luft, so hoch, dass er den betagten Ohren Babas nicht mehr vernehmbar war. Idir hörte ihn jedoch und legte beide Hände über seine Ohrmuscheln, ließ sie jedoch gleich wieder sinken, aus Höflichkeit gegenüber den wunderschönen jungen Mädchen, die er nun in all ihrer Pracht herankommen sah. Eine etwas reifere Frau ging ihnen voran. Diese war in ein weißes Gewand gehüllt, während die Mädchen, die reizende kindhafte Körper hatten und feinsinnige liebliche Züge, völlig nackt waren. Idirs Sinne begannen, sich mit einer betäubenden, wohltuenden Lähmung zu erfüllen und er spürte den erotischen Reiz dieser Feen in sein Herz dringen und alle seine Zellen mit einer prickelnden erfrischenden Energie erfüllen.



Baba und sein Schüler verneigten sich ein weiteres Mal tief und als sie sich wieder erhoben, stand die Herrin der Feen unmittelbar vor ihnen und hob ihre Hand zum Gruß.

—Die Kräfte der Natur grüßen euch, ehrwürdiger Baba und dich, kleiner Junge, der du eine freundliche liebevolle Aura hast, deren Farben wir mit Wohlgefallen betrachten, sagte sie langsam und mit viel Ausdruck.

Idir wurde sich bewusst, dass er ihre Stimme nicht mit seinen Ohren hörte. Was er hörte, war eine Art von Rauschen, das ihm wie eine aus weiter Ferne klingende Meeresbrandung vorkam. In dieses Rauschen war eingebettet eine Art Glockengeläut, das so seltsam war, dass der Junge wie mesmerisiert dastand. Gleichzeitig wusste er, was die Fee gesagt hatte. Nun hatte er einen Begriff davon, was *telepathische Kommunikation* war, abgesehen von der Initiation, die er von Baba durch seine innere Stimme an jenem Morgen erhalten hatte, als dieser ihn auf die Lichtung rief.

Die Fee sagte weiter, sie entferne sich nun diskret und lasse Baba und seinen netten Besucher allein mit den Mädchen, die sie in ihrer Obhut habe. Sie habe für Baba, so sagte sie zu Idir hin gewandt, die schönsten Mädchen ausgesucht, die sie habe finden können in ihrer Dimension, da die Kräfte der Natur Baba große Liebe und Verehrung entgegenbrachten. Baba verneigte sich demütig, als er dies vernahm, und Idir tat



ihm nach, da er sich in der Etikette der Welt der Feen noch nicht auskannte und sich dachte, dass alles das, was Baba tat, sicherlich auch für ihn, Idir, richtig war.

Als sie sich wieder erhoben, war die Dame verschwunden und die Mädchen hatten inzwischen einen Kreis gebildet und tanzten einen Reigen um unsere beiden Helden. Jedes der Feenkinder war ein Exemplar vollkommener Schönheit, absoluter Harmonie und Reinheit. Ihre weiblichen Körpermerkmale waren erst im Ansatz herausgebildet, ihre kleinen Brüste frischen Knospen gleich, ihre Schultern schmal und lieblich, ihre Glieder schlank und fein, wie kein Maler der Welt sie hätte abbilden können.

Idir schaute sie eine nach der anderen mit großer Hingabe an und er spürte, dass eine von ihnen seinen Blick erwiderte. Er dachte bei sich, dass er diese Fee, dieses Mädchen, als das schönste und lieblichste der Welt erkannte und dass er gerne ihren Namen erfahren hätte. Doch kaum hatte er's gedacht, da schoss ihm ein warmer Energiestrom durchs Herz und der Name *Natalia* kam ihm spontan in den Sinn. Ungläubig vor Staunen schüttelte er den Kopf. Die Antwort des Mädchens war ein lächelndes Kopfnicken.

XI.

Als Karana seinem neuen Tagebuch all die Ereignisse der relativ kurzen Zeit, die seit der Abreise Idirs verflossen war,



anvertraute, konnte er es kaum fassen: die Wandlung, die mit ihm geschehen war, übertraf alles, was er bisher erlebt hatte.

Das Herz voller Liebe, dachte er an diesen Knaben, der diese gewaltige Transformation in ihm ausgelöst zu haben schien. Die Liebe, die er zu Idir empfand, war anders als alle Empfindungen für die vielen Knaben vorher, deren Gunst er genossen hatte. Sie schien völlig frei von alledem, was ihn vorher, trotz aller Völlerei, trotz aller Bequemlichkeit in der Verfügbarkeit seiner Lieblinge, oft schlaflose Nächte bereitet hatte: die Eifersüchteleien der Knaben untereinander, und seine Eifersucht für den Knaben, den er bevorzugte. Konnte er wissen, was der Junge, dem er mit Herz und Leib ergeben war, trieb, wenn er mit den anderen Knaben zusammen war? Hatte er vielleicht einen älteren Knaben als Liebhaber? Oder hatte er selbst einen kleinen Freund unter den Neuankömmlingen? Die Leidenschaft ließ ihn nicht zur Ruhe kommen und Karana meinte damals, das alles gehöre wohl dazu zu dem, was man Liebe nennt.

Und jetzt schien ihm das ganz anders. Das Delikateste war denn auch immer der Wechsel kleiner Lieblinge gewesen, die Frage namentlich, wie er es ihnen sagen würde, dass er nach einer gewissen Zeit des Glücks nun doch andere, meist jüngere, Knaben bevorzuge...? Und manchmal hatte es deswegen hässliche Szenen gegeben im Palast, denn wenn auch die Knaben sehr gut erzogen wurden; wenn es um die Liebe



ging, war dann oftmals alle Erziehung vergessen und das ur-eigene Temperament des Kindes kam zum Vorschein. Karana hatte das früher nicht eigentlich schwer genommen, aber seit er Idir getroffen hatte, konnte er sich etwas Anderes und Schöneres vorstellen. Obwohl er nicht genau hätte sagen können, wie es aussah.

Wie würde es mit Idir sein, wie?

Manchmal zweifelte der Prinz, ob es wohl mit Idir überhaupt eine Zukunft geben würde. Vielleicht war der Junge bereits sehr weit weg, vielleicht würde er auch ein Mädchen treffen und heiraten?

Vielleicht würde er aber auch ..., so schoss es ihm nun plötzlich durch den Kopf, die Laufbahn eines *Sannyasi* einschlagen? Ja, das war es, Freiheit, was seine Liebe zu Idir auszeichnete, und was sie unterschied von allen Liebschaften, die er vorher mit Jungen gehabt hatte. Frei war diese Liebe, frei von allem, frei und leicht—und dauerhaft. Sie war rein wie eine frische Quelle, wie ein Diamant ohne Fehl. Sie war wie ein freudiger Fluss, der ihn rein zu waschen schien und befreite von aller Qual, die gewisse Liebeleien ihm vorher bereitet hatten. Idir wurde für Karana zu einer Art Idol, einer gottähnlichen Gestalt, Krishna gleich, die er verehrte, anbetete und auf die er, und wenn es sein Leben kosten würde, warten wollte.



In der Ecke des kleinen Salons ließ Karana einen Altar errichten, auf den er jeden Tag frische Blumen stellte und wo er Weihrauch brannte. Dieser wohl mehr äußere Aspekt der Wandlung Karanas war es, der seiner Mutter am meisten ins Auge fiel und den sie mit dem größten Lob bedachte. Sie war der relativ kurzen Liebschaft ihres Sohnes mit Idir wohl gewahr geworden, hatte ihr jedoch keine besondere Bedeutung beigemessen. Und dies war nicht verwunderlich, glich doch diese Beziehung in ihren Anfangsgründen ganz und gar den vielen Abenteuern, die Karana vorher erlebt hatte mit den kleinen Objekten seiner Neigung. Umso befremdeter war die alte Frau, als sie die tiefe Depression ihres Sohnes nach dem Weggang seines neuen Liebblings miterlebte. Sie konnte sich einfach keinen Reim darauf machen.

Sie hatte natürlich angenommen, der Junge habe Reißaus genommen, wenn dies auch in der Geschichte ihres Geschlechts einen nachgerade einzigartigen Fall darstellte. Das wahre Staunen lernte sie erst, als Karana ihr unter Tränen anvertraute, dass er selbst dem Jungen den Weg in die Freiheit eröffnet habe ..., dass dieser jedoch kurz darauf fast alle Reichtümer, die er ihm geschenkt habe, wieder samt den drei Dienern und den drei Elefanten in den Palast zurückgesandt habe.

Wer war dieser erstaunliche Junge? war seitdem die Frage, die die Prinzenmutter innerlich bewegte. Und was ging



in ihrem Sohn vor, was um Himmels willen war mit ihm los? Er rührte keinen Jungen mehr an, betete viel, aß fast nichts mehr und brannte viel Weihrauch.

Mit einem Wort, es schien der Mutter, ihr Sohn sei verrückt geworden. Denn die Prinzenmutter war eine mondäne Dame, die zwar gern religiöse Zeremonien sah, aber in ihrem Innern doch mehr an die Gesetze der Weltlichkeit glaubte—und an die der Instinkte. Und dazu gehörte ihr eigener Mutterinstinkt, der Alarm läutete, als sie ihren Sohn solchermaßen dahinvegetieren sah.

So war sie es gewesen, die heimlich die jüngsten und schönsten Jungen im Palast überredete und reich beschenkte, um Karana zu den ausgelassenen Festen und Orgien zu ermuntern, die die erste Zeit nach dem Weggang Idirts stattfanden und die Karana nur noch angewiderter und leerer zurückließen. Als er auch dies ablehnte, wusste sich die Mutter keinen Rat mehr und setzte ihre ganze Hoffnung in das einzige und altbewährte Heilmittel jeder Art von Liebeskummer, *die Zeit*.

Nach den ausgelassenen Festen, die ihm sein Liebesleid nicht hatten lindern können, glaubte Karana, durch die wohl-tätigen Aktivitäten, denen er sich nun hingab, innere Ruhe und Frieden zu finden.



Nicht dass er sich Sorgen machte um das Ergehen des Jungen. Eine innere Stimme signalisierte ihm, dass es Idir gut ging, dass er sich entwickelte, Neues entdeckte, sich vielleicht, wie er selbst, veränderte. Auch aber diese neue Wende in seinem Leben brachte ihm nicht den Frieden, nach dem er sich sehnte.

Hinzu kam, dass seine Mutter versuchte, ihn von zu großen Spenden für die Stiftung, die er gegründet hatte, abzuhalten. Sie fürchtete um den Erhalt des Familienvermögens und konnte sich einfach nicht vorstellen, dass einmal alles, wie Karana es vorhatte, wohltätigen Zwecken dienen sollte. Andererseits entging ihr nicht, wie sehr ihr Sohn innerlich litt unter der Abwesenheit seines Geliebten und sie drang in Karana, nach dem Jungen suchen zu lassen, ihm um jeden Preis in den Palast zurückzuholen.

Aber genau das wollte der Prinz nicht. Es wäre ein Verrat an seiner Liebe gewesen, ein Zeichen, dass er den Jungen, wie die anderen vor ihm, als ein bloßes Objekt ansah, und ihn nicht in seiner Person respektierte. Denn zu dieser gehörte der Wille des Jungen, diesen Weg zu gehen, den er nun einmal gewählt hatte.

Und dieser Weg hatte mit der Entscheidung begonnen, den Palast zu verlassen. Eine Aktion, wie sie seiner Mutter vorschwebte, abgesehen von der Lächerlichkeit eines solchen



Vorgehens, würde die Entscheidung des Jungen und die Freiheit, die er hatte, diese zu treffen, im Nachhinein für null und nichtig erklären. Das aber kam für Karana um keinen Preis in Betracht.

Die Bauarbeiten für den Pavillon im Garten des Palastes gingen sehr gut voran. Rokof erwies sich als hervorragender Verwalter der ihm anvertrauten Werte und Gelder und gewissenhafter Aufseher aller Arbeiten.

Wenn er nicht Minister werden wollte, so gab er einen umso perfekteren Verwalter ab, der wegen seiner Bescheidenheit und Kompetenz von allen Mitarbeitern am Projekt geachtet wurde und dem gegenüber man nicht wagte, die üblichen Finten anzuwenden, um für ein Maximum an Gehalt ein Minimum an Leistung zu erbringen.

Rokof hatte genügend Kontakt zur Strasse, um sich die besten Arbeiter auszusuchen, die zudem nicht nur wegen des Lohnes, sondern auch deswegen kamen, um für eine gute Sache mitzuwirken, eine Sache, die irgendwie mit ihrem eigenen Schicksal in Beziehung stand. Rokof und seine Kinderschar sprachen ein Idiom, das für sich selbst warb, ohne dass es dazu großer Rhetorik bedurfte.

Karana freute sich, wenn Rokof die Kinder mit in den Palast brachte. Zunächst war das etwas peinlich gewesen, weil die Kleinen wegen all der Pracht geblendet und eingeschüch-



tert waren, und kein Wort herausbrachten. Doch mit der Zeit fassten sie Vertrauen zum Prinzen, der sie mit Respekt und natürlicher Zärtlichkeit behandelte und gar manchmal mit ihnen spielte. Die Prinzenmutter war anfangs gegen diese etwas standeswidrigen Empfänge, ließ sich jedoch letztlich umstimmen, und gefiel sich darin, den Kindern Ingwergebäck zu backen und ihnen gesüßten Eistee zu bereiten.

Der Stab des Prinzen war insgesamt befremdet über die unerwartete Wandlung ihres Herrn und manche hielten ihn einfach für übergeschnappt, andere tuschelten, er versuche durch Wohltätigkeit seinen brennenden Liebeskummer zu vergessen.

Jeder hatte wohl ein wenig Recht, aber dennoch war Karana noch nie in seinem Leben so klar gewesen in dem, was er tat und plante. In der Tat hatte er noch nie wirklich die Initiative ergriffen für eine Sache, die ihm gut erschien und die nicht unmittelbar mit ihm selbst zu tun hatte oder ihm selbst zugute kam.

Einige der älteren und traditionsbewussten Berater und Minister entließ er kurzerhand und ersetzte sie durch junge Männer, die ihm und seinen neuen Ideen wahrhaft zugetan waren. Rokof leistete ihm bei der Auswahl wertvolle Hilfe. Nicht nur war er in Kontakt mit einigen der früheren Lieblinge Karanas, die, wie er selbst, in einer Arbeitskolonie des nahen



Dorfes untergebracht worden waren und die Karana in den Palast zurückholte und in Ämter einsetzte, sondern er hatte die seltene Gabe, Menschen zu testen, um ihre Vertrauenswürdigkeit zu prüfen. Letztere Eigenschaft ging Karana völlig ab.

Er war im Grunde ziemlich naiv und zudem beeinflusst von seiner Mutter, die ihm nicht immer die besten Ratschläge gab, da ihre Entscheidungen manchmal auf Vorurteilen und Gewohnheiten beruhten und weniger auf einem gesunden Sinn für die Realitäten des Lebens.

So entwickelte sich alles zum Besten nicht nur der Kinder, für die alle diese Anstrengungen unternommen wurden, sondern auch für ihre Wohltäter, den Prinzen selbst und seine Mitarbeiter an dem neuen Projekt. Denn unmerklich reifte Karana an dieser für ihn völlig neuen Art von Aktivitäten; er entwickelte einen Sinn für Verantwortung und begann zu begreifen, was für eine Liebe das sei, von der die heiligen Schriften sprachen und die er immer als Chimäre religiöser Fanatiker angesehen hatte. Sicher kannte er die Schriften, wie jeder In-der, der in hoher Kaste geboren war. Während seiner Kindheit und Jugendzeit hatte ihm seine Mutter aus der *Baghavat Gita* und den *Upanishaden* vorgelesen und manche der Texte kannte er gar auswendig. Aber dass er einmal wirklich ein Interesse für diese Literatur entwickeln würde, hatte er vorher selbst im Traume nicht angenommen.



Jetzt ließ er sich, sehr zum Erstaunen seiner Mutter, diese Texte aushändigen und las sie, am Abend, während im Palast alles still war, im Yogisitz auf seiner großen mit blauem Seidenbrokat überzogenen Bodenmatte sitzend, Kapitel für Kapitel, Seite für Seite, Vers für Vers. Weihrauch brannte währenddessen und nur ein einziger Diener war um den Prinzen herum. Es war dies ein Junge, der dem Prinzen vorher kaum aufgefallen war, weil er weniger durch äußere Schönheit, als vielmehr durch seine ruhige, hingebungsvolle Art auf sich aufmerksam machte. Er hieß *Udru*, ein schmalbrüstiger Junge von etwa vierzehn Jahren, dessen Gesicht leicht pockennarbig war und der in alles, was er unternahm, sei es das Servieren des Tees, das Ausschütteln des Teppichs, das Zubereiten eines Fruchtsaftes, eine große Aufmerksamkeit legte und den man praktisch niemals hörte, weil es ihm gelang, alles fast völlig lautlos zu erledigen. Er sprach fast nichts, aber seine Gesten sprachen Bände über ihn. Sie bezeugten sein harmonisches und bewusstes Wesen und seine außergewöhnliche Integrität.

An diesem Abend nun, als Karana wiederum in seine Upanishaden vertieft war und Udru lautlos um ihn herumging, um ihm beim kleinsten Augenwink zu Diensten zu sein, geschah es, als Udru sich einen Moment bückte, um ein ausgebranntes Räucherstäbchen durch ein frisches zu ersetzen, dass Karanas Blick auf Udrus entblößten Rücken fiel. Er stellte da-



bei etwas fest, das er vorher noch niemals bewusst bemerkt hatte. Auf dem unteren Teil des Rückens, bis in die Gesäßregion hinein, waren tiefe Einschnitte in die Haut zu sehen, die zum Teil verzogen waren. Es war offenbar, dass es sich hier um alte Narben handelte, die zum Teil schlecht verheilt waren.

—Udru, bitte komm' einmal einen Moment näher, ich möchte gerne wissen, was für Narben du da auf dem Rücken hast, sagte der Prinz und brach damit die Ruhe, die seit über einer Stunde im Saal geherrscht hatte.

Der Junge war offenbar erschrocken über die Idee des Prinzen und näherte sich diesem nur zögernd:

—Oh, es handelt sich da nur um einige Verletzungen aus meiner Kindheit, antwortete er schüchtern. Das habe ich längst vergessen!

Karana, als er die Narben aus der Nähe sah, erschrak. Ähnliches hatte er noch nie gesehen. Er fragte Udru, ob er seine Hose etwas herunterziehen wolle, was dieser sofort mit einem unmerklichen Lächeln ausführte. Karana musste schlucken, da ihm plötzlich ein Unwohlsein überkam. Solch entsetzliche Narben hatte er noch nie zuvor gesehen.

Udru bemerkte, dass der Prinz ganz blass geworden war und fragte ihn sogleich besorgt, ob es ihm gut gehe und ob er etwas für ihn tun könne? In Wahrheit hatte der Junge ge-



glaubt, der Prinz suche ein Liebesabenteuer mit ihm und fühlte sich im stillen geehrt, da sein Herr vorher noch nie die leiseste Anspielung gemacht hatte, an seinen Gunsten interessiert zu sein. So hatte er die Idee Karanas wegen der Narben für einen Vorwand gehalten. Nun aber musste er feststellen, dass es dem Prinzen damit ernst war. Karana sah erschüttert drein und schien zu ahnen, woher diese Narben stammten ...

—Sage mir bitte, Udru, wer das getan hat ... und warum!

Udru schwieg. Seine Mine drückte Unwillen aus. Er wendete sich plötzlich vom Prinzen ab und schickte sich an hinausgehen.

—Auch wenn es dir unangenehm ist, Udru, bitte sage es mir! insistierte der Prinz und lud den Jungen mit einer Geste ein, sich zu ihm auf die Matte zu setzen.

Auch das wollte Udru zunächst nicht annehmen, aus Respekt, ließ sich dann jedoch umstimmen und setzte sich still.

—Die Tatsache, dass es dir so schwer fällt, darüber zu reden, zeigt, wie sehr diese schreckliche Tat dich verletzt hat ..., fuhr der Prinz leise fort, und ergriff Udrus Hand.

Schließlich begann der Junge:



—Es war vor meiner Zeit im Palast ... ich kam hierher mit etwa zwölf Jahren, wie Eure Majestät sich erinnern mag ...

—Ja, richtig, Udru. Du warst damals noch klein.

—Es war, als ich etwa zehn Jahre alt gewesen war. Seine Majestät müssen wissen, dass ich damals noch keine Pockenarben hatte, und ziemlich hübsch war. Und da ich ohne Eltern war und sehr arm und manche Männer mir nachschauten, ging ich mit dem einen oder anderen mit und erhielt jedes Mal ein Taschengeld oder etwas zu essen, dafür, dass ich meine Gunst hingab...

Als Udru das sagte, lächelte er und Karana schaute ihm zum ersten Mal voll in die Augen. Es schien ihm, als sehe er diesen Jungen erst jetzt wirklich, als habe er vorher garnicht wirklich existiert für ihn. Karana wurde sich plötzlich bewusst, wie sehr er doch das Äußere an Jungen bevorzugte, und dass er bei seinen Beziehungen mit ihnen nur selten dazu vorge drungen war, mehr als die Kenntnis der äußeren Schale ihrer Persönlichkeit in Erfahrung zu bringen. Natürlich war es bereits mit Idir ganz anders gewesen, aber nun schien sich auch mit Udru ein Dialog anzubahnen, der eine andere Dimension besaß, als die manchmal doch recht oberflächlich-erotischen Gespräche oder Tändeleien, die er früher mit den Jungen gepflegt hatte.

Udru fuhr fort:



—Und so geschah es, dass ich einmal an einen geriet, der ein wenig verrückt war, pervers oder so. Er zwang mich stillzuhalten, unter der Drohung mich zu ermorden ...

—Weiter! insistierte Karana.

—Er peitschte mich aus bis aufs Blut, und dann, auf dem Höhepunkt meiner Qualen, verlangte er, mich zu lieben ...

—Furchtbar!

—Nein, eigenartigerweise, Majestät, war das Furchtbare an allem, dass er mich daraufhin sofort fluchtartig verließ und mich einer entsetzlichen geistigen und emotionalen Konfusion überließ, die Tage oder gar Wochen andauerte. Ich glaube, wenn ich hätte mit ihm leben können, hätte ich mich gar an die Qualen mit der Zeit gewöhnt ... aber dass er mich so kalt einfach liegen ließ in meinem Elend und das Weite suchte, das konnte ich einfach nicht fassen. Obwohl es logisch natürlich begreiflich war. Er hatte Angst, dass sein Verbrechen geahndet würde, obwohl ich bis heute niemandem davon erzählt habe. Ich hätte ihm sogar alles verzeihen können, aber dass er mich einfach so zurückließ, wie ein Opfer, das man überwältigt hat und dessen man sich gelobt hat, indem man ihm einen Fetzen Fleisches ausriss ...

Udru hatte Tränen in den Augen, und obwohl er nichts mehr sagte, bewegten sich seine Lippen immer noch, so als



rede er weiter fort. Offenbar versagte seine Stimme. Karana saß einen Augenblick lang wie versteinert, bevor er einen Schrei ausstieß und in Tränen ausbrach. Instinktiv näherte er sich Udru, der ihn wie ein Kind in die Arme nahm und gegen seine Brust drückte. Da lag Karana nun und weinte, und seine Tränen liefen dem Jungen über den Bauch.

Als er sich etwas beruhigt hatte, setzte er sich auf, mit geröteten Augen und stieß hervor:

—Wie musst du gelitten haben, damals, mein Junge ...

—Ja, es war nicht einfach, antwortete Udru langsam, zumal ich danach Angst hatte vor jedem weiteren Kontakt mit Männern und Betteln gehen musste, um etwas zu Essen zu haben. Dabei zog ich mir die Pocken zu, die mein Gesicht ruinierten und dazu führten, dass mich die Leute nur noch mit Abscheu anschauten ...

Karana war mit einem Mal von einer Resignation erfüllt, die er noch nie zuvor gespürt hatte. Nun begriff er, was er vorher einfach nie recht einsehen konnte, was die Schriften schrieben über das Leid der Welt und die Verrücktheit des Menschen, der die göttlichen Gesetze nicht mehr beachtet. Nun, gleich einem Gedankenblitz, leuchtete ihm alles dies ein und eine große Zärtlichkeit erfüllte ihn. Er umarmte Udru wie seinen eigenen Sohn und streichelte ihm übers Haar.



—Daher war ich letztlich auch ganz froh, dass Seine Majestät meine Gunst nie begehrte, obwohl ich andererseits einige der hübschen jüngeren Knaben im stillen beneidete ...

—Deine Dienste sind mir ebenso wichtig wie die ihren, sagte Karana ruhig. Und die Botschaft, die du mir bringst, ist soviel wert, wie das, was die heiligen Texte sagen. Durch dich und das Leid, das du ertragen musstest, hast du dazu beigetragen, dass ich selbst zu *sehen* beginne, dass ich zu dem werde, was ich sein soll, was ich eigentlich bereits bin, und dass ich mich entfernt habe, von dem, was ich zu sein glaubte.

Obwohl Udru den tiefen Sinn dessen, was Karana ausführte, nicht ganz verstand, so spürte er doch die tiefe Affektion, die der Prinz für ihn hegte und er war zudem zufrieden, seinem Herrn Dienste erbringen zu dürfen, die mit der religiösen Verehrung im Zusammenhang standen und die im indischen Wertsystem allen anderen Diensten weit überlegen waren.

Er war ausgewählt worden, den Prinzen bei seinen Gebeten und Lektüren zu bedienen, und nicht ein anderer der über hundert Knaben im Palast. Und dies, so schien Udru, befreit, ein bedrückendes Geheimnis losgeworden zu sein, war doch schon etwas wie ein Geschenk des Schicksals oder eine Art von Wiedergutmachung. Dass Karana ihn für diese abend-



lichen Lesungen als Diener erwählt hatte, war eine große Auszeichnung für ihn gewesen. Dieser glückliche Umstand hatte dazu geführt, dass Udrus Gram über sein entstelltes Äußeres nachließ. Denn er sah nun, dass es offenbar für jeden eine geeignete Arbeit gab, und nicht nur für die hübschen Engelnknaben. Im stillen beglückwünschte er sich für die Momente des Vertrauens, die er da Abend für Abend mit dem Prinzen in gelassener Stille verbrachte, Momente eines respektvollen Zusammenseins ohne Zweideutigkeiten, und wenn nicht eines äußeren, so doch eines inneren Dialogs, der ihn seinem Herrn näher brachte.

Doch nun änderte sich die Qualität ihres Zusammenseins grundsätzlich. Das Gespräch dieses Abends verhalte nicht ohne Resonanz und der Prinz benahm sich Udru gegenüber fortan wie ein großer Bruder.

XII.

Nach der ersten Initiation war Idir vollkommen erschöpft und Baba musste ihn, nachdem die Feen verschwunden waren, wiederum bewusstlos zur Hütte zurücktragen.

Die Gehirnwellen, die er aussandte und die Baba empfing, signalisierten, dass er wohlauf war und es somit nicht notwendig war, ihn aus seiner Hypnose zu erwecken. Er würde wieder am nächsten Morgen erwachen und alles vergessen haben ...



Doch dieses Mal kam es anders. Schon nach drei Stunden erhob sich Idir von seinem Lager und sah Baba, der vor seinem Strohbett auf dem Boden saß und meditierte, mit großen Augen an.

—Was ... wo ... oh ja ... ich ... glaube, ich erinnere mich.

Der Name *Natalia* durchflutete seine Gedanken wie ein warmer Strom, und mit dem Namen kam die Erinnerung an das Gesicht, mit dem Gesicht, die Erinnerung an die Person, mit der Person die Erinnerung an die anderen Feen und damit die Erinnerung an das ganze außergewöhnliche Ereignis, das er mit Baba erlebt hatte.

—Diesmal ...

—Erinnerst du dich ..., fuhr Baba lächelnd für ihn fort.

—Ja. Und es war wunderbar. Wann können wir wieder hingehen?

—Nun, Junge, nicht so eilig! Einmal würde es deine Konstitution nicht gestatten, diesen Energieschub gleich wieder ohne Schaden aufzunehmen, ohne dass deine Zellen die hohe Schwingung wirklich assimiliert haben. Und das braucht einige Zeit. Und zum anderen ..., weißt du, die Kräfte der Natur lassen sich nicht gerne nach Schuljungenmanier herumschubsen ...



—Oh, verzeih' ..., antwortete Idir betroffen.

Nach einer Pause fuhr er fort:

—Aber woher weißt du denn, wann es ihnen genehm ist und wann nicht? insistierte er neugierig.

—Sie signalisieren es mir, schloss Baba ruhig und erhob sich. Willst du nicht noch etwas schlafen? fragte er den Jungen, mit zärtlicher Besorgnis.

Idir jedoch entgegnete, er habe absolut keine Lust mehr zu schlafen. Schließlich stand er auf und bat Baba, ihn mitzunehmen zur Suche nach Heilkräutern und Früchten. Der Alte antwortete mit Kopfnicken und so gingen sie schweigend hinaus in den Wald.

Unterwegs dachte Idir an Natalia und in seinem Innern trat das Bild Karanas etwas in den Hintergrund. Als er friedlich hinter Baba durch den Wald ging, auf die Lichtung zu, fühlte Idir zum ersten Mal bewusst die Veränderung, die seit Beginn seiner kleinen Reise in ihm vor sich gegangen war. Er fühlte sich leicht und sorgenfrei, aufmerksam für alles, was um ihn vor sich ging, mit geschärften Sinnen und einer stärkeren Konstitution, als er sie zuvor je besessen hatte.

Seine Gedanken an Karana waren nun nicht mehr voller Melancholie, sondern von dem ruhigen Wissen, dass in Wahrheit gar keine Trennung stattgefunden hatte und sie im



Geiste eins waren, dass er an ihn dachte ... trotz all der anderen Jungen, die um ihn her waren. Manchmal schoss es Idir durch den Kopf, dass Karana vielleicht aus Liebe zu ihm die anderen Jungen vergessen würde, aber dann verdrängte er solche Gedanken sogleich, weil er sie für egoistisch und schlecht hielt, und außerdem für vollkommen unreal.

Schließlich war er doch freiwillig gegangen und wenn er Karana wirklich liebte, so musste er ihn so lieben, wie er war, *mit* seiner Leidenschaft. Dann wieder stellte Idir sich vor, wie es wohl wäre, wenn Karana Frauen liebte, ob er dann derselbe sei oder ob das in ihrer Beziehung etwas ändern würde?

Eine logische oder rationale Antwort fand der Junge auf solche Eingebungen nicht; es waren vage Gefühle oder Stimmungen, die jedoch für ihn den gleichen Wahrheitswert hatten wie die Produktionen seines Intellekts. Er fühlte, dass es an seiner Beziehung zu Karana kaum etwas ändern würde, wenn dieser Frauen liebte.

Die Qualität ihrer Liebe konnte davon nicht abhängig sein, noch von der Tatsache, dass sie ihre Liebe auch körperlich lebten oder nicht. Gleichzeitig fragte sich Idir jedoch, ob er auch ein Mädchen in der gleichen Weise lieben könnte, ob nicht bei dieser Art der Liebe das Besitzenwollen, das Erobernwollen und die körperliche Befriedigung einen größeren Stellenwert besaßen?



Er dachte an Natalia und schüttelte stumm den Kopf, während er ein wenig unsicher über die am Boden liegenden Äste stieg. Nein, mit Natalia würde es anders sein, denn Natalia war schließlich kein normales Mädchen, sondern ein Engel – und Engel stehen über solchen körperlichen Dingen. So dachte Idir sich das. Und malte sich aus, wie es wohl sein würde, wenn sie alle eines Tages bei Karana sein würden, um ihm alles zu erzählen, in den kleinsten Details, und wie Baba ihn initiieren würde in die Geheimnisse der unsichtbaren Welten. Und welch ein Gewinn das für Karana wäre!

Der Anblick Natalias hatte die Fantasie Idirs noch mehr als zuvor auf die körperlichen Aspekte der Liebe gelenkt und er dachte mit Verlegenheit an die Tatsache, dass er in diesem Bereich noch unerfahren war. Außer den kleinen Vergnügen, die er sich selbst gab, seit seiner frühen Kindheit. Wie gern hätte er diese Geheimnisse einmal mit einem Mädchen geteilt, einem Mädchen wie Natalia! Und Karana war doch der erste gewesen, bei dem ihm dies möglich schien. Obwohl er doch Angst davor gehabt hatte, und obwohl diese Angst eigentlich mit einer gewissen Vorfreude vermischt gewesen war; und manchmal verbanden sich diese Angst und diese Vorfreude zu einem warmen Drang, der ihm zum Halse drang und ihn fast betäubte.



Baba musste seine Gedanken wieder einmal gelesen haben, denn er nahm ihn plötzlich zärtlich bei der Hand und begann, während sie ruhig nebeneinander her gingen:

—Die Kraft der Liebe ist die Kraft des Lebens selbst, die sexuelle Energie ist die Vitalkraft, die uns alle am Leben erhält. Diese Kraft musst du beherrschen lernen – darin liegt der Schlüssel zur wahren Meisterschaft des Seins.

Idir ließ diese Worte in sich fließen wie ein süßer Saft, der ihn an bereits Bekanntes erinnerte. Ja, er wusste dies bereits in seinem Herzen, aber er konnte sich nicht vorstellen, wie es praktisch funktionierte.

—Was meinst du mit *beherrschen*? Soll ich denn alle Gedanken daran unterdrücken? Dann wird es nur noch schlimmer ..., entgegnete er, etwas mürrisch.

Baba schaute ihn lächelnd an und nickte stumm.

—Eben. Daher sagte ich nicht *unterdrücken*, sondern *beherrschen*. Das ist wohlverstandenermaßen nicht dasselbe. Um es vielleicht anders auszudrücken, so ersetze einfach das Wort beherrschen durch klug umgehen mit—und du wirst einigermassen begreifen, was ich meine.

—Gut, damit bin ich einverstanden.



Kurz darauf lachte der Junge hell auf und fragte schmunzelnd:

—Definiere mir doch erst einmal, was ein *unkluger* Umgang damit bedeutet!

—Alles Denken und Tun, das Extreme unterhält. Totale Enthaltbarkeit oder völlige Verausgabung sind beides unsinnige und schädliche Einstellungen und Verhaltensweisen. Weisheit ist die Mitte zwischen den Extremen. Wahre Weisheit ist im Einklang mit dem Leben, niemals *gegen* das Leben...

—Gut, aber was heißt das nun für *mich*?

—Dass du deine Sexualität annehmen, lieben und achten sollst, dass du sie als Teil des Lebens, als Teil deines göttlichen Ausdrucks ansehen sollst. Dass du Schuldgefühle, die du wegen deiner sexuellen Wünsche hast, ablegen solltest und damit Gott die Möglichkeit gibst, in deinem Herzen Frieden zu schaffen, damit du frei bist, deine Liebe in all ihrer Größe, in all ihrer Schönheit und in all ihrer Ekstase zu leben und zu erleben.

Beide schwiegen eine Weile und schließlich lächelte Idir und streichelte dem Greis zärtlich über die Stirn, wobei er den Arm um die Schultern des Alten legte, und ihn dicht an sich heran zog.



—Oh, Väterchen, was für ein wundervoller Mensch bist du doch! rief er aus, und in diesem Moment betraten sie die Lichtung.

Als der Junge weiterreden wollte, legte ihm Baba schnell die Hand auf den Mund und deutete ihm mit den Augen, gegen den Himmel zu schauen.

—Horch' einen Moment hin und richte deine Aufmerksamkeit auf den Punkt, den ich dir jetzt mit dem Finger weise ..., flüsterte der Meister.

Idir schaute angestrengt und die Geräusche des Waldes drangen durch seine Ohren tief bis in seine Eingeweide und füllten ihn ganz aus.

Plötzlich nahm er am Himmel einen funkelnden Punkt wahr, der sich vergrößerte.

XIII.

An diesem Abend schien Udru nicht wie sonst. Er schaute bedrückt drein und bewegte sich eigenartig ungeschickt. Er schien nervös, gleichzeitig aber versuchte er, seine innere Spannung zu unterdrücken, damit man sie ihm nicht anmerke. Als ihm schließlich die Zuckerdose aus den Händen fiel und mit einem Radau auf dem Marmorboden des Salons landete, schaute ihn der Prinz lächelnd an.



—Warum versuchst du, mir zu verbergen, was du auf dem Herzen hast, Udru? Ich sehe, dass du verändert bist. Irgend etwas bedrückt dich. Kann ich dir helfen? Willst du darüber reden?

Nach kurzer Pause hob Udru schwerfällig an, indem er sich dem Prinzen näherte. Karana lud ihn ein, sich zu ihm zu setzen. Udru ließ sich mechanisch nieder und begann:

—Prinz Karana, ich habe etwas auf dem Herzen, und zwar schon seit langem ...

Karana schaute Udru an und ermutigte ihn mit den Augen fortzufahren.

—Um es rundweg zu sagen ... ich habe ein Kind, Prinz, ein uneheliches Kind, die Frucht einer Liebschaft mit einem Mädchen. Am Anfang war es nicht so schlimm, weil das Mädchen ihr Kind zu lieben schien. Aber jetzt, wo das Kind größer ist, sieht das ganz anders aus ...

—Ist es ein Junge? unterbrach ihn der Prinz, ungeduldig.

—Nein. Es ist ein Mädchen, antwortete Udru kleinlaut. Sie ist jetzt etwa zehn Jahre alt und ihre Mutter hat offenbar jedes Interesse daran verloren, sie bei sich zu behalten. Sie versucht, Geld aus dem Kind zu schlagen, schickt sie auf die Strasse zum Betteln oder gar, um sich zu verkaufen für Männer, Reisende, die in die Provinz kommen ...



—Ich verstehe, Udru. Aber warum nimmst du ihr das Kind nicht weg, damit es bei dir lebt?

—Ja, wären Eure Majestät denn einverstanden, dass ich das Mädchen hierher zu mir nähme? fragte Udru, offensichtlich überrascht.

—Natürlich, Udru. Warum sollte ich etwas dagegen haben? Und warum hast du mir nicht früher von dieser Sache erzählt? Man hätte dem Kind vielleicht manch widrige Erfahrung ersparen können...

—Nun, Prinz, ich dachte, es komme nicht in Frage, das Mädchen hierher zu nehmen, weil es eben ein *Mädchen* ist...

Nach einer Pause fuhr der Prinz fort.

—Du hast Recht, Udru. Vorher hätte ich wohl abweisend reagiert, aber vieles hat sich geändert in mir und um mich her seit ..., seit der einzige Junge, den ich wirklich liebte, wegging. Mädchen oder Junge, das spielt nun keine Rolle mehr. Bring' das Kind nur her, es wird es gut haben hier und niemand wird es anrühren. Mutter wird sich seiner Erziehung annehmen ... Als der Prinz dies aussprach, verzog sich das Gesicht Udrus fast unmerklich, aber merklich genug für seinen Herrn.

—Was, Udru, ist es dir nicht Recht, dass sich meine Mutter um das Kind kümmert?



—Oh, Prinz, es wäre mir lieber, wenn sie selbst dieses Amt übernähmen ..., entgegnete Udrü ängstlich.

—Warum, Junge? Findest du, meine Mutter ist zu streng?

—Ach, ich weiß kein Wort dafür. Aber meine Intuition sagt mir, dass meine kleine Tochter Eure Majestät lieben wird, wenn sie sich nur ein wenig um die Kleine kümmern wollten, und ihr ein wenig Zuneigung geben.

—Gut, Udrü. Bring dein Mädchen nur her. Alles weitere werden wir sehen.

Plötzlich hellte sich das etwas traurige Gesicht Karanas auf.

—Ach, sag mal, Udrü, ist dein Töchterchen hübsch ...?

—Ja, Prinz, sie ist ein wahres Püppchen und ich möchte, dass sie so bleibt. Denn wenn sie weiter so leben muss, wie bisher, wird es um ihre Schönheit sehr bald geschehen sein...

—Es ist eigenartig, Udrü, weißt du, denn ich habe mich nie für die Frauen interessiert. Aber ein kleines Mädchen kann ein wirklicher Engel sein, wenn sie ein reines Herz hat. Und ich möchte mich sehr gern eines solchen Mädchens annehmen. Sie wird Licht und Frohsinn in unsere traurigen Herzen brin-



gen. Und ich bin sicher, dass meine Mutter sie ebenfalls lieben wird. Bring' das Kind nur recht bald hierher ... und ...

—Ja, Prinz ...?

—Ich werde veranlassen, dass ihrer Mutter eine kleine Summe ausgehändigt wird.

—Warum das?

—Der Form halber, Udru. Um sie von dummen Schritten abzuhalten, die uns Ärger machen könnten.

Als Karana späterhin im Bett lag, konnte er nicht so gleich einschlafen und dachte noch einmal nach über das Gespräch mit seinem Diener. Nun kam ihm sein Entschluss doch reichlich unüberlegt vor. Wenn nun das Mädchen hässlich und vulgär wäre?

Wenn sie zu nichts tauglich wäre oder wenn gar, was das Schlimmste wäre, seine Mutter sie als eine Art von Rivalin ansehen würde? Schließlich jedoch vertraute der Prinz auf eine andere Stimme in ihm, die ihm sagte, dass dieses Ereignis ganz einfach in die Reihe all der neuen ungewöhnlichen Dinge gehörte, die seit einiger Zeit sein Leben veränderten und bereicherten, ihm neuartige Erfahrungen brachten und Einsichten vermittelten.



Am Ende konnte er das Kind, wenn es sich in die neue Umgebung nicht einfügen könnte, Rokof überantworten und es würde im Pavillon leben bei den anderen Kindern.

Als Udru wenige Tage darauf mit dem Mädchen ankam, traute Karana hingegen seinen Augen nicht. Vor ihm stand das reizendste weibliche Geschöpf, das er je in seinem Leben gesehen hatte, ein Mädchen von außerordentlicher Schönheit und Grazie.

Zwar sah das Kind recht angegriffen aus, war einigermaßen blass, und trug hässliche Kleider, aber dennoch strahlte von ihm unvergleichliche Feinheit aus, die es dem Prinzen fast unmöglich erscheinen ließ, dass es von so niedriger Abkunft war. Aber hatte er nicht immer bei den armen Schichten die schönsten Kinder gesehen und bei den reichsten Maharradschas seiner Verwandtschaft und Bekanntschaft die hässlichsten und verzogensten? Hinzu kam, dass das Kind selbst sich mit einem offenbar vollkommenen Vertrauen Karana näherte und sein Lächeln ihn sofort gewann.

—Wie heißt du? fragte er entzückt.

—*Natalia*, sagte das Mädchen. Meine Mutter hat mir einen anderen Namen gegeben, aber ich weiß, dass mein wirklicher Name Natalia ist.



—Das ist ungewöhnlich, antwortete der Prinz, erstaunt über die Antwort und über die Selbstsicherheit des Mädchen.

—Gut, Natalia, schloss der Prinz, du lebst ab heute hier im Palast und dein Vater wird um dich sein. Und du wirst schöne Kleider erhalten und sicher unter den Jungen hier einige Freunde finden. Du wirst ein eigenes Zimmerchen bekommen und für alles, was du brauchst, solltest du mich direkt fragen. Scheue dich nicht, mein Kind ...!

Mit diesen Worten zog Karana das Mädchen zu sich hin und küsste ihr zärtlich auf die Stirn.

Natalia strahlte vor Freude und umarmte den Prinzen spontan, bevor sie mit ihrem Vater den Salon verließ.

XIV.

Idir glaubte, die Feen näherten sich ihnen und er dachte mit glühendem Herzen an Natalia. Doch zu seiner Enttäuschung erklärte Baba, eine andere Energiewolke näherte sich ihnen und bringe eine Botschaft. Dies seien nicht die Feen, sondern eine Kraft weit höherer Ordnung. Ein solches Phänomen sei selten und es müsse sich da um eine sehr wichtige Botschaft handeln.

Mit einem Male wirkte die Waldlichtung wie verwandelt, gebadet in ein gleißendes Licht, und die Luft erschien erfüllt



von knisternder Spannung. Idir schauerte es. Er hatte plötzlich sehr kalt. Seine Augen klebten an der Lichtkugel, die sich unaufhaltsam näherte.

—Die Kraft, die sich da nähert, signalisierte mir, Sicherheitsvorkehrungen für dich zu treffen, Idir, erklärte Baba. Eine gewaltige Energie nähert sich uns und es ist nicht sicher, ob du sie ertragen kannst. Die Kraft sagt mir, dass sie sich deswegen nicht mehr weiter annähern wird. Aber sie hat eine Botschaft für uns ...

Idir fühlte plötzlich einen tiefen Frieden seine Brust erfüllen, und er setzte sich ins Gras. In seinem Kopf herrschte völlige Leere, Abwesenheit von Gedanken. Er war vollkommen aufnahmefähig. Baba spürte, dass er nicht mehr zu übersetzen brauchte ... Idir nahm nun die Botschaft der Kraft selbst auf. Die Botschaft lautete:

—Seid begrüßt, Mann genannt Baba und Junge genannt Idir! Seid furchtlos. Die Kraft, die sich euch nähert, ist absolut friedlicher Natur. Wir kommen vom *Stern Sirius-C* und nennen uns *Energiewelle Delta 3*. Wir haben eine Botschaft für euch. Begeht euch unverzüglich in den Palast des *Maharadscha Karana*, von dem der Junge genannt Idir vor einiger Zeit weggereist ist. Der Junge genannt Idir wird große Liebe finden, sowie Reichtum, und eine Aufgabe, die seine Lebensaufgabe ist. Der Prinz Karana erwartet den Jungen Idir mit



glühender Liebe, einer Liebe, die so stark ist, dass sie bis zu *Sirius-C* vibriert und von uns mit großer Freude empfangen wird. Denn solche Liebe ist selten auf dem Planeten genannt Erde. Auch der Mann Baba, der ein Mensch ist, der eigentlich seit langem auf einer Energiewelle vibriert, die der Energie des Sirius Kontinuums ähnlich ist und der daher längst diesen Planeten genannt Erde verlassen könnte, wenn er es wollte, wird ebenfalls aufgerufen, die Zeit, die er hier noch verbringen möchte, im Palast und der Umgebung des Prinzen Karana zu verweilen. Mithilfe bei einer großen Aufgabe wird von Baba erwartet. Der Weise Baba, der Junge Idir und der Prinz Karana sollen zusammen mit anderen treuen Helfern ein Projekt realisieren, das für die Erde und das Universum von Bedeutung ist. Damit ist die Botschaft beendet und wir wünschen euch im Namen aller Energiewellen des Sirius Kontinuums Glück, Kraft und Frieden, und Erfolg für die Realisierung eurer Aufgaben.

Darauf entfernte sich die *Energiewelle Delta 3* sehr schnell und Idir fiel prompt in tiefe Bewusstlosigkeit. Baba musste ihn ein drittes und letztes Mal zur Hütte zurücktragen und in sein Bettchen legen.

Noch am gleichen Abend, als Baba bereits beim Abendgebet auf seinem Lager saß, erwachte Idir. Er schaute den Alten mit großen, erstaunten Augen an. Er lächelte.



—Diesmal erinnere ich mich wirklich an alles, sagte er leise, und Baba schaute auf und nickte stumm.

—Wann brechen wir auf? insistierte Idir neugierig.

—Morgen, in der Frühe, wenn du willst ...

—Schon?

—Anweisungen solcher Art muss man ohne Zögern folgen, Junge. Auch wenn wir den tieferen Grund oft nicht ganz verstehen.

Baba machte eine kurze Pause. Das Reden schien ihm Mühe zu machen. Idir hatte ihn aus tiefer Versenkung gerufen und er brauchte einen Moment, um wieder den gewöhnlichen Gedankenprozess aufzunehmen.

—Für dich ist es sicher eine großartige Botschaft, nicht? Was mich angeht, so ist es doch ein wenig überraschend. Ich hatte damit gerechnet, meine Tage hier im Walde zu beenden, und siehe, da werde ich noch einmal in die Welt zurückgerufen...

—So weißt du doch nicht *alles* im voraus, Baba, rief Idir schmunzelnd!

—Wer hat gesagt, ich wisse alles im voraus? Wer hat gesagt, dass ich *überhaupt* etwas weiß? fragte Baba mit nun dunklerem Tonfall.



—Nun ja, ich dachte eben ..., erwiderte Idir, halb entschuldigend.

—Es ist wahr, als du ankamst, war mir klar, dass die Bekanntschaft mit dir Änderung in mein Leben bringen würde. Aber ich hatte nicht damit gerechnet, von hier wegzugehen. Nun, wie dem auch sei, ich werde eben woanders offenbar gebraucht.

—Ja, Baba, und ich weiß, wer es ist, der dich braucht: es ist der Prinz Karana, mein geliebter Prinz ... Er ist ein wunderbarer Mensch, aber er ist, wenn man so sagen kann, *ein Suchender*. Ich glaube es jedenfalls. Und ich glaube auch, dass du ihm helfen wirst, zu *finden*.

—Sich selbst zu finden ...

Mit einem plötzlichen Elan erhob sich der Junge und ließ sich neben Baba nieder. Er legte seinen Arm um des Alten Schultern und zog ihn zu sich hin.

—Ich liebe dich so sehr, Väterchen, so sehr ... mehr als...

—Nein, nicht mehr als ihn, deinen Prinzen, nicht wahr? Du kannst mich nicht lieben wie ihn. Es ist eine andere Liebe, eine andere Art der Anziehung...

—Es gibt nur eine Liebe, nur eine ... nicht mehrere.



Damit zog er den alten Mann, der in diesem Moment verjüngt wirkte, schön und vollkommen, zu sich hin und küsste ihn auf die Wange.

Baba schaute ihn zärtlich an und fragte leise:

—Für *ihn* hast du auch körperliche Gefühle, nicht wahr, Junge?

—Ja, erwiderte Idir, einfach und klar.

Denn verstummten sie und Idir nahm seines Freundes Hand in die seine und führte sie in einer spontanen Gebärde an seinen Mund. Baba ließ geschehen. Er rührte sich nicht. Aus seinen Augen strahlte bedingungslose Liebe, ein inneres Lächeln, das sich auf Idir übertrug und ihn mit einem unvergleichlichen Frieden erfüllte. Kurze Zeit darauf legte er seinen Kopf in den Schoß des Greises und atmete tief durch. Baba streichelte ihm übers Haar und die Wangen und sagte ruhig:

—Morgen bei Sonnenaufgang brechen wir auf. Eine neue Aufgabe liegt vor uns, eine große wunderbare Aufgabe...

XV.

Mit wenig Habe zogen unsere Waldheiligen am Morgen der Lichtung zu, von der sie nach einer Tagesreise bis zum Palast gelangten.



Karana hatte eine Ahnung an diesem frühen Morgen, eine Ahnung, die er sich selbst nicht recht erklären konnte. Er fühlte, dass dieser Tag ein besonderer sei, und wie die Zeit fortschritt, wurde er unruhiger, bis, am Nachmittag, eine innere Stimme ihm, zunächst leise, doch dann immer gewaltiger befahl, eine kleine Gesandtschaft auszuschicken, um Gäste zu empfangen. Gäste? fragte er sich selbst, besinnend, welche Gäste das wohl sein könnten? Vielleicht eine neue Gruppe von Kindern, die Rokof in sein nun fast fertiges Palais aufzunehmen beabsichtigte?

Als Idir und Baba, kurz vor Sonnenuntergang dann schließlich, von einer Kohorte umgeben, am Palast anlangten, konnte der Prinz seinen Augen nicht trauen. Er konnte einfach nicht glauben, was er sah. Es war zu schön, einfach zu schön, zu wunderbar, um wahr zu sein; es übertraf alle seine kühnsten Träume und sehnsuchtsvollsten Hoffnungen.

Da stand er, Idir, sein geliebter Junge, in Begleitung eines *Sannyasi*, der Güte und Demut ausstrahlte. Wer war der Heilige? Und Idir—war er denn nicht in der Stadt gewesen, hatte er nicht geliebt, geliebt ...? Hatte er denn diese ganze Zeit bei diesem Heiligen verbracht? Auf die beiden zueilend, mit ausgebreiteten Armen, konnte Karana keinen klaren Gedanken mehr fassen.



Sein Glück, seine Freude und seine Erschütterung über die Ungewöhnlichkeit des Erlebnisses überwältigten ihn.

Als Idir den Prinzen solchermaßen auf sich zulaufen sah, konnte er nicht mehr still stehen und rannte auf Karana zu, bis sich die beiden übergücklich in die Arme fielen, der Prinz den Jungen hochhob und sein Gesicht mit Küssen bedeckte, ihn auf die Schultern setzte, herumtrug, tanzend, singend, jubelnd vor Freude ...

Baba ging lächelnd hinter ihnen her bis in den Palast, etwas gebückt und ermüdet. Endlich besann sich der Prinz, setzte Idir schnell ab und nahm sich des Greises mit der größten Liebenswürdigkeit an. Baba sagte, er wünsche lediglich ein bescheidenes Lager und etwas heißes Wasser.

Karana war drauf und ran, ein großes Fest für Idir und Baba zu geben, aber Idir drang in ihn ein, darauf zu verzichten.

—Wenn sie mir eine Freude machen wollen, Prinz, so tun sie einfach so, als sei ich niemals fort gewesen ... sagte Idir bescheiden.

—Das ist unmöglich! rief Karana aus, voller Enthusiasmus und Vorfreude, seinem besten Freund alles mitzuteilen, was sich während seiner Abwesenheit mit ihm, in ihm und um ihn herum verändert hatte.



—Wieso? fragte Idir lächelnd zurück.

—Weil ich nicht mehr derselbe bin, als damals ... entgegnete Karana ernst. Und ich glaube auch du hast dich verändert, Idir ...?

—Ja, Prinz ..., allerdings!

—Nenn' mich nicht mehr *Prinz*, Idir. Ab jetzt bin ich Karana für dich. Einverstanden?

In dem Augenblick standen sie sich gegenüber und Karana ergriff des Jungen Hände, schaute sie nachsinnend eine Weile an und erhob dann Idirs rechte Hand zu seinem Munde und küsste sie.

Idir schwieg. Er wartete. Er wusste, dass ihm jetzt alles recht war, alles angenehm sein würde, dass es für seine Liebe keine Grenzen und Tabus mehr gab.

In einem gleichzeitigen Elan fielen sich beide in die Arme und blieben eine lange Weile eng umschlungen stehen.

—Ich liebe dich, Idir! flüsterte der Prinz, wobei seine Lippen zärtlich über das Haar des Jungen streiften.

Idir schaute hoch und bot Karana seine Lippen zum Kuss dar. Er schloss die Augen und wartete eine Weile. Karana zögerte erst, dann näherte er sich sehr langsam dem weich ge-



NOVELLETEN / 182

formten Mund des Jungen und küsste unmerklich zart seine Lippen.

Küss' mich noch, immer noch, noch mehr, viel mehr ...,
hauchte Idir.



KOWAMBO

Eine Novelle in drei Teilen

I.

Kowambo streckte sich. Der nackte braunhäutige Junge lächelte zufrieden, als er erwachte. Er hatte einen schönen Traum gehabt, von einer großen Wasserschildkröte, auf deren Rücken er geritten war, am Strand, in der Sonne unter den Palmen.

Und da war ein großer weißer Mann gekommen, aus dem Wasser kam er, wie ein Geist, aber er lächelte freundlich und rief ihm etwas zu, das er nicht verstand.

Und die Schildkröte hatte ihm gesagt, er solle zu dem Mann gehen und ihm helfen. Er habe lange geschwommen und sei sehr geschwächt. Der Mann würde ihm viel bedeuten und er dem Mann und der Fremde bringe Heil auch für sein, Kowambos, Volk.

Er solle ihn zu den Ältesten bringen, damit der Mann ihre weisen Lehren, die uralten Lehren und Traumsagen, aufschreibe. Und dann würde der Mann wieder davongehen.

Aber er würde Kowambo mitnehmen.

Es war nicht das erste Mal für Kowambo, dass er einen prophetischen Traum gehabt hatte. In der Tat gab es das häu-



fig bei den Eingeborenen Australiens, und die Kinder erzählten solche Träume ihren Eltern, die sie ihrerseits dem Ältestenrat des Dorfes mitteilten. Und so erzählte Kowambo also den Traum seiner *Mehmeh*, der Mutter. Und die *Mehmeh* meinte spontan, dieser weiße Mann sei ein Deutscher. Sie wusste nicht recht, warum sie das gesagt hatte. Es war ihr einfach so in den Sinn gekommen.

Wohl hatte die *Mehmeh* Recht, denn bereits vor drei Jahren trafen er und *Mehmeh* eine Gruppe von Deutschen in Melbourne. Und sie hatten beide diese Deutschen anders gefunden als die Engländer oder die Australier, sehr viel neugieriger und weniger reserviert. Und was *Mehmeh* damals besonders gefiel, war, dass diese Leute Kowambo gleich auf den Arm nahmen und küssten und ihn sehr schön fanden.

Sie hatte noch niemals gehört, dass Engländer oder Australier die Kinder der Eingeborenen *schön* fanden. Manche hatten sogar eine regelrechte Abscheu vor ihnen, die sich in ihren weißen Gesichtern ausdrückte. Aber diese Deutschen waren ganz verrückt auf Kowambo gewesen und wollten ihn sogar mitnehmen ins Hotel.

Und schließlich hatten sie *Mehmeh* und Kowambo ins Hotel eingeladen und sie hatte ein richtiges luxuriöses Zimmer bekommen und eine der jungen Frauen hatte sich wahrhaft in Kowambo, der damals gerade zehn war, verliebt und



wollte, dass er bei ihr schlief. Sie hatte daraus gar keinen Hehl gemacht und jedermann im Hotel wusste in kurzer Zeit, dass sie in Kowambo verliebt war. Und die Leute fanden das nicht lächerlich, sondern ganz normal.

Und diese Liebe war offenbar gegenseitig, denn Kowambo redete den ganzen Tag nur noch von ihr und schließlich schlief er nicht nur bei ihr, sondern mit ihr, was er nachher stolz der *Mehmeh* erzählte. Und diese Deutschen wussten, was zwischen ihnen beiden war, und manche kicherten ein wenig darüber und die Frau überschüttete ihn mit Geschenken und die anderen Männer, Frauen und Kinder der Deutschen liebten ihn alle.

Alle wussten sie, dass er mit der Frau geschlafen hatte und gratulierten ihm, mit seinen zehn Jährchen schon Manns genug dazu zu sein. Er hatte die Deutschen ziemlich natürlich gefunden, fast so natürlich wie Eingeborene. Sie waren meist nackt, auch die Eltern mit den Kindern, und liebten es auch, ganz wie die Eingeborenen, nachts hinaus zum Schwimmen zu gehen, bei Mondschein. Romantisch waren sie und Sex schien ihnen ebenso wichtig zu sein wie den Eingeborenen. Sie schienen überhaupt keine Vorurteile zu haben und manche der Männer luden ihn in ihr Zimmer ein, um ganz ernst mit ihm zu reden, über die Kultur der Eingeborenen, und um die Namen der Medizinleute des Dorfes zu erhalten. Denn sie wollten von ihnen Näheres erfahren über die alten Lehren.



Neugierig waren sie, diese Deutschen, an allem interessiert, und alles schrieben sie auf, in kleine Hefte, oder sie tippten es mit ihren Fingern in Kästen, die laut klapperten.

Sie nannten diese Dinge *Schreibmaschine*. Kowambo fand das interessant und er hätte gerne gelernt, auf solch einer Maschine zu schreiben.

Und einer der Männer war sehr lieb zu ihm und lud ihn oft zu sich ins Zimmer ein und gab sich die Mühe, jeden seiner Finger auf die richtige Taste zu legen, damit Kowambo selbst fühle, mit welchem Finger man welche Taste anschlage. Da hatte er immer auf seinem Schoß gesessen und manchmal hatte der Mann ihn ganz zart gestreichelt und Kowambo fand das sehr erregend und wollte garnicht mehr weggehen. Und jeden Wunsch, den Kowambo äußerte, erfüllte er sogleich.

Später hatten ihm andere Jungen lachend erzählt, das sei so, weil solche Männer gern mit Jungen schliefen und nicht mit Frauen, weil es eben Männer seien, die gerne braune Jungen hätten, weil sie diese schöner fänden. Es seien nicht nur Deutsche, sondern auch Franzosen, Holländer, Schweden, Amerikaner und andere dabei.

Kowambo wunderte sich darüber sehr, aber die anderen Jungen sagten, sie hätten selbst schon mit solchen Weißen geschlafen und es habe ihnen sehr gut gefallen, weil diese Männer noch zärtlicher und anhänglicher seien als Frauen.



Sogar nach Jahren noch schrieben sie ihnen von Europa und schickten Geld.

Kowambo hatte den Mann sehr lieb gewonnen damals und nun stellte der Junge sich vor, dass der Deutsche, der ihm im Traum angesagt worden war, er sein müsse, *Michael*. Das war sein Name und Kowambo hatte ihn sich gut gemerkt.

Er konnte Michael nicht vergessen. Nun war Kowambo dreizehn und er dachte oft an ihn zurück. Er hatte zuerst gedacht, alle Deutsche seien so wie er, Michael, aber dann sah er, dass Michael doch eine Ausnahme war unter ihnen. Er interessierte sich garnicht für Frauen, auch für Eingeborenenfrauen nicht, andererseits aber traf er keine Anstalten, mit Kowambo zu schlafen. Vielleicht war es auch alles Humbug und Spinnerei, was die anderen Jungen ihm da erzählt hatten?

Jedenfalls sagte sich Kowambo, hätte er alles das schon vorher erfahren, so hätte er Michael vielleicht gefragt, ob all das richtig sei, was die Jungen da erzählten? Michael hätte ihm sicher die Wahrheit gesagt. Vielleicht war es wahr, dass Michael für ihn Gefühle gehabt hatte, wie andere sie Mädchen gegenüber hatten?

Warum sollte es nicht möglich sein? Vielleicht hatte Michael einfach nicht zu fragen gewagt, aus Angst, Kowambo



würde ihn zurückweisen? Aber nun war es zu spät, die Wahrheit zu erfahren, und darüber war Kowambo ein wenig traurig.

Mehmeh sagte später, Kowambo müsse intelligent sein oder Michael ein guter Lehrer, oder beides, denn nach zwei Wochen bei Michael konnte Kowambo schon kleine Sätze auf der Maschine tippen, mit vielen Fehlern, aber immerhin. Sein Englisch war nicht schlecht, aber nun konnte er gar ein wenig Deutsch.

Und als Michael abreiste, schenkte er Kowambo die Schreibmaschine.

Kowambo hatte sie immer noch und manchmal tippte er darauf. Dann dachte er jedesmal sehr stark an Michael und wünschte sich insgeheim, er werde zurückkommen zu ihm. Und dann würde er endlich die Wahrheit erfahren!

II.

Als Kowambo von den anderen Jungen erfuhr, dass ein großes Schiff in der Nähe der Küste gestrandet war, lief er sogleich, mit anderen Jungen, zum Strand hin.

Überall standen die Leute herum und redeten über das Ereignis. Kowambo lief, so schnell er konnte, denn er erinnerte sich an den Traum und wollte es sich nicht nehmen lassen, dem Fremden zu helfen, damit sich der Traum bis ins Detail erfülle.



Doch als er am Strand ankam, sah er nur Wasser; es schien keine Überlebenden zu geben. Immer mehr Menschen kamen nun zum Meer und plötzlich gab eine Gruppe, in einiger Entfernung, laute Freudenrufe von sich. Sie liefen ins Meer hinein und Kowambo sah undeutlich etwas Schwarzes, das sich dem Strand näherte.

Einen Moment später konnte er es als ein Ruderboot identifizieren. So lief auch er los, denn er war überzeugt, dass der Fremde in diesem Boot sein müsse. Doch als er ankam, sah er, dass in dem Boot nur Frauen und kleine Kinder waren, und er erfuhr von seinen Freunden, dass die Männer im Schiff den Frauen und Kindern den Vortritt gelassen hätten für die Benutzung der Boote.

—*So wird er geschwommen kommen, wie im Traum!* ging es Kowambo durch den Kopf und er beschloss, den ganzen Nachmittag und wenn nötig auch den Abend am Strand zu verbringen, um nur nicht die Ankunft des Fremden zu verpassen.

—Es muss Michael sein, es muss Michael sein ..., dachte Kowambo, und setzte sich im Schatten einer Palme in den Sand. Dann wurde er jedoch schnell müde und schlief ein, obwohl er mit allen Mitteln gegen den Schlaf gekämpft hatte. Und da hatte er wieder einen Traum.



Er ritt wieder auf der Schildkröte am Strand entlang, aber diesmal war es ein großer weißer Vogel, der aus dem Wasser kam. Und die Schildkröte sagte, er solle den Vogel mit sich nehmen, denn dieser Vogel bringe ihm Glück. Und da war der Traum zu Ende, weil Kowambo erwachte. Ein Geräusch hatte ihn aufgeweckt. Es war wie ein Summen, oder ein ganz entferntes Rufen ...

Noch ganz schlaftrunken, stand der Junge auf und totkelte ein wenig hin und her. Er hielt sich die Hand vor die Augen wegen der gleißenden Helle des Sonnenlichts, das sich im Wasser spiegelte. Dann ging er langsam voran zum Wasser hin.

—*He, he, boy ...*, hörte er rufen, *he, he, Junge, hörst du mich?* hörte er die Stimme rufen, eine Stimme, die ihm irgendwie bekannt vorkam.

Da nahm der Junge die Hand von den Augen und schaute übers Wasser. Ein weißer Mann, der ganz nackt war, erhob sich schwerfällig aus dem Wasser, um gleich wieder hinein zu plumpsen. Er war offenbar am Ende seiner Kräfte. Kowambo lief ins Wasser, um dem Mann zu helfen. Er sah, dass der Mann leider nicht Michael war und er war ein wenig enttäuscht.

—*Verstehst du meine Sprache?* fragte der Mann, langsam, in Deutsch.



Kowambo nickte.

—Ist das möglich? Ich denke, ich träume! fuhr der Mann fort, und nahm den Jungen bei der Hand, der ihn zum Strand führte.

Kaum waren sie am Ufer, brach der Mann erschöpft zusammen und schlief sofort ein. Kowambo fand das eigenartig und er fragte sich angstvoll, ob der Mann nicht vielleicht tot sei? So legte er seinen Kopf auf die Brust des Mannes und horchte.

Bumm..., bumm..., bumm...

Er war nicht tot, schloss Kowambo. Er schlief. Kowambo lief schnell zur Palme hin und hob einige Palmblätter auf, die am Boden lagen. Damit flocht er dem Fremden einen Schurz, den er ihm mit viel Mühe um seine Scham band. Der Fremde schlief so fest, dass er davon nicht erwachte. Dann setzte sich Kowambo neben den schlafenden Mann und wartete. Alle anderen Kinder waren bereits im Dorf, denn die Nacht brach herein. Kowambo überlegte, was er tun sollte. Den Mann einfach hier liegen lassen und zurück zu den Seinen gehen? Nein. Hier bei ihm bleiben die ganze Nacht, oder jedenfalls bis er erwachte? Nein. Man würde sich Sorgen machen um ihn. Es blieb nur eines: den Fremden zu wecken und ihn zu *Mehmeh* zu führen.



Kowambo rüttelte und schüttelte den Fremden, aber dieser wollte nicht aufwachen. Was sollte er nur machen?

Da hatte er die Idee, dem Mann Wasser überzuschütten. Davon würde er ganz sicher wach werden. So lief er wieder zur Palme hin, nahm ein besonders großes Palmblatt vom Boden auf und lief damit ins Wasser. Er faltete das Blatt zu einer Art Wanne oder Bottich, und füllte es mit Wasser. Dann lief er schnell zurück, und kaum war er neben dem Mann, schüttete er ihm die ganze Ladung über den Kopf.

Mit einem Ruck schoss der Fremde hoch.

—Wo bin ich, um Himmels Willen? rief er entsetzt.

Und da sah er Kowambo neben sich, und es war nun bereits in der Dämmerung.

—Oh, schöner Knabe ...! sagte der Fremde dann leise, mit großem Erstaunen.

—Ich heiße Kowambo..., sagte Kowambo, in Deutsch.

—Das ist nicht möglich ... du, ein Eingeborenenjunge, sprichst Deutsch? wunderte sich der Fremde.

—Ja, ein paar Worte, fuhr Kowambo fort und lächelte.



—Mein Name ist *Friedrich*, sagte der Mann, und reichte Kowambo die Hand. Dann schaute er aufs Wasser hinaus, und zeigte mit dem Arm auf etwas hin.

—Ich komme von dort, sagte er. Von dem Schiff ...

—Ich weiß, antwortete Kowambo und setzte sich wieder neben den Fremden.

—Gibt es noch mehr Überlebende? fragte Friedrich.

—Ja. Ein Boot kam an mit Frauen und Kindern, antwortete Kowambo ruhig.

—Oh, das ist wunderbar! Dank Gott! rief Friedrich, mit einer Geste zum Himmel.

Dann nahm ihn Kowambo bei der Hand und sie standen auf, um ins Dorf zu gehen. Friedrich, als er seinen Lendenschurz sah, dankte Kowambo mit einem Kuss für diese liebe Geste. Er nahm den Jungen für einen Moment auf den Arm und küsste ihm das ganze Gesicht ab. Und Kowambo dachte an Michael und er fand Friedrich sehr sympathisch. So gingen sie schweigend zur *Mehmeh*, Hand in Hand.

Als Friedrich vor *Mehmeh* trat, lächelte diese.

—Willkommen! sagte sie bescheiden. Sie sind uns angekündigt worden, Fremder, fügte sie hinzu.



Friedrich verstand nicht, was sie meinte, aber er ahnte irgendein Geheimnis, das er aus Diskretion nicht entblößen wollte. Und so sagte er nichts als seinen Namen. Und *Mehmeh* nickte freundlich und wies ihm eine Strohmatten zur Rast. Dann bereitete sie für Friedrich und Kowambo ein üppiges Mahl aus Brotfrucht, Bananen, Palmöl und Nüssen, eine Art Paste, die Kowambo liebte, und servierte sie ihnen sehr appetitlich auf großen Palmblättern. Endlich setzte sie sich zu ihnen und schaute ihnen beim Essen zu.

Friedrich war glücklich. Er wusste nicht, wie er diesen Leuten danken sollte.

Er erfuhr, dass die Frauen und Kinder des Ruderbootes alle in Dorffamilien untergebracht worden waren und bereits schliefen, da sie sehr müde gewesen seien. Und nach dem Essen fiel auch er auf die Matratze und Kowambo fragte ihn schüchtern, ob er neben ihm auf der Matratze schlafen dürfe, was Friedrich lächelnd erlaubte.

Bevor er einschlief, schlang er die Arme zärtlich um den Jungen und drückte ihn gegen sich, sein Haar mit Küssen bedeckend, und Kowambo war lange nicht mehr so glücklich gewesen, denn seit einiger Zeit liebte er es nicht mehr mit *Mehmeh* zu schlafen, aber er hatte sonst niemanden, gegen den er sich nachts drücken konnte während der Nacht, und alleine schlafen liebte er nicht besonders.



Und bevor er einnickte, dachte er an seinen Traum und an Michael und nahm sich fest vor, Friedrich nie mehr gehen zu lassen. Und der Traum gab ihm auch darin Recht, denn im Traum nahm er ihn als seinen *Boy* mit nach Europa. Und so schlief Kowambo mit einem Lächeln auf den Lippen ein und erwachte erst am nächsten Morgen wieder, in den Armen Friedrichs, der immer noch schlief.

Kowambo löste sich ganz vorsichtig aus den Armen seines neuen Freundes und stand auf. *Mehmeh* schlief noch. Sie lag auf ihrer Matratze in der Ecke des Raumes, ganz zusammengekauert.

Kowambo schlich hinaus, um Palmöl zu pressen und Nüsse zu holen.

Er wollte Friedrich eine ganz besonders gute Nusspaste bereiten, noch besser als die von *Mehmeh*, obwohl auch die schon sehr gut war. Und dazu brauchte er Palmöl, viel mehr Palmöl, als sie im Hause hatten.

Und so lief Kowambo kurzerhand zum Strand hin. Er wusste, wie man das Palmöl direkt vom Baum gewann, wenn man nur hoch genug hinaufkletterte. Und so erklimm der Junge geschickt die Palme, fast so geschickt wie ein Koala, und machte sich daran, das Öl zu pressen, das er in einen kleinen und dichten Bastbecher fließen ließ.



Und als er wieder hinabsteigen konnte und sein Blick wie durch Zufall über den Horizont glitt, sah er die Überreste des Wracks, des gestrandeten Schiffes, und da schien ihm nun, und er rieb sich die Augen, weil er es nicht glauben konnte, da schien ihm ein Mensch auf dem Wrack zu sitzen, der verzweifelt winkte.

Kowambo ließ sich schnell wieder den Stamm hinunterrutschen und rannte zur Hütte zurück, wo er sofort *Mehmeh* und Friedrich aufweckte.

—Wir müssen die Männer im Dorf zusammenrufen! rief der Junge aufgeregt. Auf dem Schiff sitzt noch ein Mann ...

Friedrich schaute ihn entgeistert an.

—Hast du erkennen können, Junge, ob es ein alter Mann war?

—Ich habe gute Augen, Friedrich, aber dafür ist die Entfernung zu groß. Ich kann nur sagen, dass seine Haut weiß ist ...

—Es muss der Kapitän sein, überlegte Friedrich. Obwohl ich es nicht glauben kann.

—Warum nicht? erkundigte sich *Mehmeh*.

—Weil ich überzeugt war, dass er tot sei, als ich selbst das Wrack verließ, um zum Strand zu schwimmen. Er kann



nicht schwimmen und ist im übrigen ein alter Mann. Ich fand ihn nicht mehr. Alle anderen waren bereits weg, nur wir beide waren noch auf dem Wrack. Aber ich sah ihn nicht mehr und rief und rief nach ihm und erhielt keine Antwort. Sonst hätte ich ihn geborgen.

– Nun also, lauf schnell, Kowambo, und hole Hilfe im Dorf! Organisiere, dass man mit dem Ruderboot hinausfährt, um den Mann zu retten, rief *Mehmeh* ihrem Sohn zu, der bereits hinausrannte.

III.

Kapitän Heine wurde geborgen. Als er erfuhr, dass er sein Leben einem kleinen Jungen namens Kowambo zu verdanken hatte, lief er gleich zu *Mehmehs* Hütte, um den Jungen zu umarmen und ihm herzlich zu danken.

Er versprach ihm ein großes Geschenk, und Kowambo wunderte sich, denn im Scherz hatte der Kapitän gesagt, dass *ein großer weißer Vogel* ihm dieses Geschenk bringen würde. Und das erinnerte Kowambo an den zweiten Traum, den er gehabt hatte. Und *Mehmeh*, der Kowambo auch diesen Traum erzählt hatte, sagte wieder lächelnd, all das sei ihnen angekündigt worden und der Kapitän wollte aus Indiskretion nichts Unüberlegtes sagen, und schwieg, obwohl er gerne gewusst hätte, was die Frau denn damit meinte.



Kapitän Heine und Friedrich wurden von den Dorfältesten empfangen, und es gab ein großes Fest aus Anlass ihrer Rettung.

Kowambo war ein wenig der Held dieses Festes, obwohl die Eingeborenen sich zurückhielten mit Lob. Sie sagten, jeder der ihrigen würde ganz genauso handeln und dem stimmte auch Kowambo bescheiden zu. Friedrich nutzte die Gelegenheit des Ältestenrates, um seine Bitte bezüglich Kowambos zu äußern. Er bat darum, den Jungen als *Boy* mitnehmen zu dürfen, wenn er wieder abreise.

Mehmeh hatte ihm vorher bereits ihr Einverständnis gegeben, nachdem Kowambo Friedrichs schüchtern vorgebrachte Frage sofort mit einem lauten Hurra beantwortete. Er würde Europa sehen können und Friedrich hatte ihm erzählt, dass es in Europa sehr hübsche blonde Mädchen gebe, und Kowambo hatte gelacht und gesagt, er freue sich darauf, mit einer zu ficken. Friedrich war erstaunt, dass der Junge darüber schon gut Bescheid wusste und Kowambo hatte ihm sein Erlebnis mit der Deutschen erzählt.

Friedrich hatte laut gelacht darüber und es nicht glauben wollen.

Nun, vor dem Ältestenrat, sicherte Friedrich den Dorfältesten zu, für Kowambos Erziehung aufkommen zu wollen, sodass der Junge, den er als sehr intelligent erachte, eine



Ausbildung erhalte, die es ihm erlaube, später einmal auf die eine oder andere Weise für eine bessere Kommunikation der Eingeborenen mit den Westlern zu sorgen.

Dies beeindruckte die Eingeborenen sehr, da sie nur damit gerechnet hatten, der Europäer werde Kowambo als seinen Diener einstellen.

Und der Kapitän äußerte seinen Wunsch, für die Zeit, die sie bei den Eingeborenen verbringen würden, einen Bericht zu erstellen über ihre Lebensweise, ihre Kultur, ihre Tradition und ihre religiösen Anschauungen.

Die Idee wurde mit Enthusiasmus aufgenommen.

Ein alter Weiser, den das kleine Volk sehr verehrte, müsse unbedingt mit dem Kapitän in Kontakt gebracht werden. Dieser Alte wurde von ihnen als der wahre Mund der Tradition angesehen, als einer der letzten und sehr selten gewordenen Inhaber der wirklichen Weisheit der Eingeborenen Australiens.

—Wie heißt dieser Weise und wo kann ich ihn finden? fragte Kapitän Heine, und strich sich langsam, wie es seine Gewohnheit war, über den struppigen Vollbart.

—Er heißt *Atanka* und lebt nicht weit von hier, im Wald, in einer Hütte. Er möchte nicht mit uns im Dorf leben. Er ist sehr eigen. Aber wir wissen, dass er die Geister für uns be-



sänftigt. Er übt einen heilsamen Einfluss aus, auch auf den Wald und das Wetter, und wenn wir Probleme haben oder Träume, die wir nicht verstehen, gehen wir zu ihm, um ihn zu befragen.

—Kann ich zu ihm gehen ...? fragte Kapitän Heine zögernd.

—Das ist nicht so einfach, versicherte man ihm. Man muss erst einen vom Dorf zu ihm schicken und ihm versichern, wer ihr seid, sonst wird er euch vielleicht nicht empfangen wollen.

Kowambo bot sich sofort für diese Mission an und wurde einstimmig dafür erwählt.

—Wenn der Junge es macht, wird es sicher klappen! affirmierte der Kapitän und blinzelte Kowambo zu, der sich ohne Zögern auf die Reise machte.

Nach drei Tagen kam der Junge zurück. Sofort wurde vom Stammesältesten der Rat einberufen und alle saßen um Kowambo herum, als dieser seinen Bericht gab.

—Atanka begrüßt den Vorschlag des Kapitäns! Er ist bereit, das ganze Wissen unseres Volkes preiszugeben, damit es in den Archiven des weißen Mannes erhalten bleibe. Denn Atanka weiß, dass unser Volk nicht mehr viele Generationen leben wird. Er schloss damit zu versichern, dass das Wissen



der Eingeborenen *ein Wissen ewiger Gesetze und Zusammenhänge* sei, welches unbedingt erhalten und weitervermittelt werden müsse.

Kapitän Heine, Friedrich und Kowambo machten sich denn ohne Zögern auf den Weg zu Atanka, nicht ohne eine reiche Wahl von Geschenken mitzunehmen, die ihnen von allen Dorfmitgliedern in Eile überbracht worden waren.

Obwohl man wusste, dass der Weise sehr genügsam lebte, wollte man doch nicht mit leeren Händen kommen. Wie anders konnte man ihm Respekt und Dankbarkeit erweisen? Die Dorfältesten fanden dies immer noch nicht genug der Ehre für den Eremiten und bedachten ein Opfergebet für ihn.

Dies musste als Ritual mit genauen Details abgehalten werden, da sonst der gegenteilige Effekt erreicht werde und der Weise dem Dorf abhold werden könnte. Das, so sah man es allgemein, käme einer Katastrophe gleich. So stieg denn die Verehrung des alten Mannes auf ihren Gipfelpunkt und kam einer Heiligenverehrung gleich.

Als die Reisenden endlich dem Walde näher kamen, in welchem der Eremit lebte, sahen sie von weitem ein eigenartiges Lichterspiel, etwa in Höhe der ersten Baumäste.



Kowambo sah es als erster, aber er sagte nichts, da er fürchtete, von den Westlern ausgelacht zu werden, da man sie in seiner Kultur als vollends ignorant ansah angesichts der Geisterwelt.

Dann jedoch blieb Friedrich plötzlich wie angewurzelt stehen und schaute mit offenem Munde in Richtung Wald. Kapitän Heine tat ihm gleich, mit dem Unterschied, dass aus seinem Munde ein langer stöhnender Laut drang. Kleine weiße Kugeln schienen in der Luft zu tanzen, verwandelten sich kurz darauf in goldene Sterne, die, einem Goldregen gleich, hinunter- und wieder hinaufglitten, so als seien sie mittels einer unsichtbaren Kette miteinander verbunden.

—Das ist sein Willkommenszeichen! sagte Kowambo leise.

—Wirklich? fragte Friedrich zögernd.

—Ja. Er kann jede Art von Erscheinung hervorbringen, erklärte Kowambo nüchtern, und angesichts der Wortlosigkeit seiner Freunde nun beruhigt, für voll genommen zu werden.

Kapitän Heine, der nun lächelte, blinzelte Kowambo gutmütig zu.

—Nicht wahr, kleiner Eingeborener, du denkst, dass wir Weißen das nicht sehen können, oder aber sehen können und sehen wollen, doch nicht glauben können und daher, obwohl



wir es sehen können und wollen, doch nicht wahrhaben wollen und daher auch eigentlich doch nicht sehen können...

Der kleine Junge lachte.

—Kapitän, sie sind lustig! konterte er. Aber ich wundere mich doch über sie und Friedrich, weil sie nicht darüber lachen.

—Das wäre allerdings ein großer Fehler oder eine große Dummheit, gab Kapitän Heine verschmitzt zurück. Aber nicht alle Weißen sind Dummköpfe, mein Junge...

—Und es hat einmal einen *Goethe* gegeben, bei uns in Deutschland, weißt du, ein großer Gelehrter und Dichter, und dieser Mann hat das auch gesehen und darüber geschrieben, und ein anderer namens *Schiller* auch..., erklärte Friedrich nun und nickte dem Kapitän zu.

—Das brauchst du *mir* doch nicht zu erzählen, Friedo, oder denkst du etwa, ich sei im Urwald aufgewachsen! feixte Kapitän Heine.

—Ja nun, Kapitän, Verzeihung, ich sagte es natürlich unserem kleinen Freund hier, denn wie kann er es wissen...?

—Warum schaust du *mich* denn dann an dabei...?

—Ich bin doch ein wenig verwirrt, scheint es, von diesem Spuk.



—Da hätte unser alter Goethe kaltblütiger reagiert, mein Lieber, *wissenschaftlicher* sozusagen.

—Ja, ja, ich weiß, ich bin kein Wissenschaftler und hab' ein wenig Angst vor solchen Dingen, gab Friedrich nun offen zu, als sie sich wieder auf den Weg machten. Die Erscheinung war inzwischen erloschen und Friedrichs Angst wohl auch.

—Ich habe in der Tat nicht gewusst und hätte es nicht geglaubt, dass auch weiße Männer diese Dinge verstehen, fuhr Kowambo fort. Denn in meinem Volk glaubt man, es sei unmöglich, dass der weiße Mann das versteht.

—Na, dann habt' ihr es eben bislang nur mit Windbeuteln zu tun gehabt, mein Junge. Aus meinen über zwanzig Jahren Erfahrung als Kapitän kann ich dir nächtelang Geschichten über solche Sachen erzählen, Geschichten, mein Junge, die dir alle Haare zu Berge stehen lassen werden...

—Wirklich, Kapitän? fragte Kowambo, ungläubig.

—Du kannst es glauben, versicherte Friedrich. Heine ist kein Aufschneider und ein eher nüchterner Charakter.

—Weißt du, mein Junge, fuhr der Kapitän, nun ernster, fort, während unsere kleine Gruppe eine große Wiese durchschritt, wir Hanseaten sind keine Träumer, sondern eigentlich ziemlich erdnahe Geister. Ich meine, wir spinnen uns so schnell nichts zurecht, wenn nicht wirklich 'was dran ist an der



Sache. Und ich hab' sie wirklich gesehen, mit meinen eigenen Augen...

—Sie...? Wer ist das?

—Na, die *Geister*...

—Wo denn? wollte Kowambo genauer wissen.

—Auf dem Kahn. Meist draußen auf See, aber auch manches Mal im Hafen, wenn die Mannschaft schlief. Manche sind ungehobelt, machen einen Heidenlärm, um einen zu erschrecken, andere sind zivilisierter und mit einigen wenigen kann man sich richtig unterhalten. Aber sie haben eigenartige Ansichten über unser Leben hier. Man kriegt den Eindruck, dass wir Halbidioten sind oder, gelinder gesagt, Schuljungen, mit uns'rer beschränkten irdischen Intelligenz, verglichen mit dem, was die wissen und uns lehren können...

—Sie überraschen mich sehr, Kapitän! rief Kowambo. Ich hätte nie gedacht, dass ein weißer Mann das sagen würde.

—Ich weiß, dass das für euch hier ganz normal ist und nichts Neues, nicht wahr? warf Friedrich nun ein.

—Ja, das ist richtig! gab Kowambo lächelnd zu. Schon ich als kleiner Junge weiß das, und was weiß ich schon, verglichen mit dem, was die Dorfältesten wissen oder gar der Heilige Mann...



NOVELLETTEN / 206

—Da wird man wieder bescheiden! seufzte Heine, und fühlt sich als Kind, während er Kowambo wohlwollend in den Arm nahm.

Unsere Freunde nähern sich nun dem Walde und es ward ihnen ein wenig kühl, obwohl sie doch nur Minuten vorher noch schwitzten unter der Hitze. Sie sagten jedoch nichts, wohl weil sie von nun an eigentlich auf alles gefasst waren...



LIEBE MIT ITZLA

Eine Novelle in vier Teilen

I.

Itzla war ein kleines Mädchen, geheimnisvoll schön, mit der sanften Aura der Indianerkinder und ihrer anmutigen Freude. Sie lebte in einem kleinen Dorf im Süden Boliviens, nahe der Stadt Santa Cruz, einer Region, wo noch kaum je ein Tourist seinen Fuß gesetzt hat, wo das Leben Sittengesetze und Moralapostel gleichermaßen meidet, und die Natur, mit ihren schönen wilden Trieben, das Leben leitet und die Menschen formt.

Diese Menschen, so fand Pierre, waren schön, so schön, dass er es nicht glauben konnte, dass er Stunden und Stunden damit zubrachte, in den Strassen zu schlendern, oder auf dem Marktplatz von Cochabamba, um sie zu beobachten. Vor allem die Alten und die Kinder erregten Pierres Aufmerksamkeit.

Warum war es so, dass die Menschen hier so schön waren, so anmutig, so voller Leben und Energie? Wo Pierre doch in dem Land, aus dem er stammte, beobachten musste, dass die Alten griesgrämig und die Kinder voller Angst waren – und meist auch passiv, scheu und irgendwie *second hand*: entfremdet ihrer selbst durch die Medien und das ewige Ge-



riesel, das sie von morgens bis abends auf sich niederprasseln lassen...

Die Menschen hier waren voller Unschuld und *im wahren Sinne des Wortes frei!* Frei von dem Gewäsch des ewigen Neinsagers, der die Welt beherrscht, von den dämlichen lebensfeindlichen Suggestionen, die die Weltpresse durchfeigen als tägliche Orkane des Hasses, der Stumpfheit, des ewigen Provinzialismus. Pierre fühlte sich wie neugeboren unter diesen Menschen.

Er hatte sich nicht getäuscht in seinen Prognosen und Studien der Eingeborenenkulturen und ihrer Lebensmoral, ihrer wahrhaft intelligenten Religion, und ihrer gelebten Liebe. Für Pierre waren sowohl Eingeborene und ganz besonders ihre Kinder in einem höheren Sinne *wissende Wesen*, und damit auch in einem höheren Sinne *weise Wesen*; und was war gegen ihre Lebensweisheit das kleine Wissen unserer schulgeschädigten und diplomkastrierten Zeitgenossen?

Pierre konnte sich dem neuzeitlichen Weltbild nicht anschließen, das Kinder als unmündige Wesen behandelt. Unmündig, also etwas, das keinen Mund hat, also kein Recht zur Rede, zur Aussage, zur Selbst-Bestimmung!

Wurden Indianer nicht in eben derselben Weise von der neuzeitlich-westlichen Scheinkultur als Kinder behandelt, im besten Falle noch abgetan mit einem gutmütigen Lächeln in



den Mundwinkeln? Sprach man ihnen nicht ebenso die Selbstbestimmung über ihre Kultur, ihr Land, ihre Zugehörigkeiten ab?

Pierre liebte Kinder und Indianer. Nicht weil er Kinder als Indianer sah oder Indianer als Kinder: sondern weil er Kinder und Indianer als die Wesen betrachtete, von denen er *wirkliche Weisheit* lernen konnte. Und die er liebte vom Grunde seines Herzens. Darum war er nach Bolivien gekommen. Denn Bolivien, das wusste Pierre, war immens reich an diesen beiden Goldschätzen: an Indianern und an Kindern!

Itzla war keinesfalls ein Mädchen, das leicht mit Fremden anbändelte oder sich von ihnen Vorteile versprach. Davon abgesehen kamen nicht viele Reisende in ihre Region, und Pierre war der erste Fremde, der ihr Haus betreten hatte. Er war auch der erste Mann, der erotisches Interesse für sie bezeugte. Zwar war Itzla erst acht, doch die Weiblichkeit war ihr sozusagen in die Wiege gelegt worden. Das Mädchen hatte bereits Liebschaften gehabt mit älteren Jungen, und dies war überhaupt nichts Außergewöhnliches in ihrer Kultur. Doch für andere Männer, als ihren Vater, hatte sie bisher keine tiefen Gefühle gehegt. Sie fand die meisten Männer des Dorfes ungehobelt, grob und uninteressant für die Liebe.

Nun muss man wissen, dass Itzla insgeheim von einem Prinzen träumte, der sie einmal abholen würde aus der Armut,



um sie in sein herrliches Schloss zu führen. Darin war Itzla nicht sehr verschieden von anderen kleinen Mädchen.

Nur war Itzla vielleicht verschieden von den meisten ihrer kleinen Genossinnen, indem sie nicht nur träumte, sondern mit einer Art von Geburtsrecht *versichert* war, dass dieser Traum auch in Erfüllung gehen würde.

Und als sie Pierre sah, das erste Mal, am Bahnhof in Cochabamba, da wusste sie einfach, dass jetzt der Moment gekommen war, auf den sie lange gewartet hatte. Pierre war dieser Prinz, daran konnte kein Zweifel bestehen. Und nun war er gekommen, und es schien Itzla, dass er allein wegen ihr, allein wegen ihrer Liebe, die weite Reise nach Bolivien unternommen hatte...

Die Begegnung unserer beiden Helden fand unter Blitz und Donner statt und widerspiegelte gleichsam im Äußeren das, was sich in ihren Herzen abspielte. Es war am Nachmittag von Pierres Ankunft in Santa Cruz. Bereits auf der Fahrt vom Flughafen in *La Paz* nach dem Süden Boliviens, in einem vor Menschengewühl fast zerbrechenden alten klapprigen Bus, hatte Pierre mit ein wenig Angst ein enormes Gewitter sich zusammenbrauen sehen. Alles war ringsum dunkelgelb geworden. Häuser, Landstriche, die Händler, meist Indianer, die an der Landstrasse standen und ihre Waren anboten, Autos, Hunde, einfach alles widerspiegelte das gefährliche fahle



Licht, das sich gespenstig vor dem anthrazitgrauen Himmel abhob. Noch bei der Landung des Flugzeugs war der Himmel blau gewesen, das Wetter herrlich, die Luft frisch und kühl...

Als sie endlich in Santa Cruz ankamen, dämmerte es, und ein Blitzhagel umzuckte die Szene. Das Geröll des Donners machte beinahe jede Verständigung unmöglich. Als Pierre aus dem Bus sprang, ging es ihm durch den Kopf, dass in Theaterstücken meist ein Gewitter den entscheidenden Wendepunkt anzeigt, den Wendepunkt, von dem man glaubt, dass nun alles verloren sei, der sich dann aber als das wirkliche Glück entpuppt.

Und dann sah Pierre das kleine Mädchen an der Busstation stehen, das ihn, als er vorüberging, anlächelte. Er hielt einen Moment inne, denn die Kleine war so schön, dass es ihm den Atem verschlug. Wohl hatte er viele Fotos von Indiokindern gesehen, aber noch nie war er in Kontakt gekommen mit Indianern. Überdies hatte er oft hören müssen, die Indianer, besonders die der Berge, seien misstrauisch Fremden gegenüber, aber er hatte es nicht glauben wollen.

Als das Mädchen sah, dass Pierre innehielt und sein Lächeln erwiderte, sagte es etwas. Pierre versuchte, das Gehörte zu identifizieren. War es Spanisch? Im Grunde hatte er nicht verstanden, was die Kleine ihm zugerufen hatte, aber eine In-



tuition riet ihm, in Spanisch zurückzufragen, ob das Mädchen wohl im Sinne habe, mit ihm zu gehen?

Und da nickte das Kind auch zufrieden und kam auf ihn zu.

Und als ob sie sich bereits seit Jahren kannten, ging die Kleine neben ihm her und begann zu plaudern in einer Sprache, von der Pierre kein Wort verstand. Ringsum tobte das Gewitter und ein plötzlicher Platzregen ließ die beiden loslaufen und Unterstand suchen. Instinktiv nahmen sie sich bei der Hand. Ein streunender Hund, der offenbar von der Angst getrieben war vor dem Getöse, das der Himmel anstellte, rannte hinter ihnen her. Das Mädchen deutete mit dem Finger auf seine zierliche Brust und rief laut *Itzla*.

Pierre tat es ihr nach und rief laut *Pierre*. Und der Hund bellte, worüber die beiden lachten. Die durchnässte Kleidung klebte an ihren Körpern.

Ein Vordach gab ihnen Schutz vor dem Regen. Der Hund wollte sie offenbar nicht mehr verlassen und setzte sich, um sich die schlammbedeckten Pfoten zu lecken.

Das Mädchen trat vor den Mann hin und schaute zu ihm hoch. Es lächelte. Pierre dachte, dass er noch nie ein solch schönes Mädchen, oder überhaupt noch niemals ein solch schönes Menschenwesen gesehen hatte. Er war unaussprech-



lich glücklich. Alle Formen des zarten Kindes zeichneten sich unter dem wie mit Klebstoff auf seiner Haut aufgeklebten roten Kleidchen ab.

Das Kind sagte nun kein Wort mehr. Es lächelte immerfort. Pierre durchströmte ein ihm völlig neues Gefühl, ein immenser Strom von Wärme, von Liebe, von Nahesein.

Instinktiv streckte er die Arme aus. Die Kleine kam näher, ganz dicht zu ihm.

Er legte sanft die Arme um ihre Schultern, drückte sie einen Moment gegen seinen Leib. Dabei spürte er, dass das Mädchen zitterte. Es fror. Immer noch sprachen sie nichts. Pierre zog seine Jacke aus und hängte sie über die Schultern des Kindes.

Dann befreite er langsam und sorgfältig das lange Haar des Mädchens, glänzend schwarzes, ungemein sauberes, gesundes Haar, sodass Strähne um Strähne über die Jacke fielen. Das Mädchen ließ die liebevolle Geste dankbar geschehen und drückte sich immer fester gegen den Fremden. Pierre spürte die Wärme des Kindes und an seinem Nabel vernahm er des Mädchens Herzschlag.

—*Te quiero*, sagte das Mädchen leise.



—*Yo te quiero también*, antwortete Pierre, und neigte, ohne nachzudenken, sein Gesicht dem Gesicht des Kindes entgegen. Das Mädchen machte keine Bewegung.

Pierre küsste es auf den Mund, nachdem das Mädchen ihn am Hosensack, und ohne das Gesicht von ihm wegzuwenden, in eine Ecke gezogen hatte, die von der Strasse aus nur schwer einsehbar war. Pierres Herz begann stark zu klopfen und er spürte eine ungeheuer starke sexuelle Erregung in ihm hochsteigen.

—*Yo no soy una puta!* sagte das Mädchen deutlich und wand sich sanft aus den Armen des Mannes. Pierre wollte etwas sagen, fühlte sich im gleichen Moment schuldig, aber das Wort blieb ihm im Hals stecken. Da kichert das Kind und nimmt ihn bei der Hand.

—*Viene!* sagt es entschieden und zieht den verdutzten Mann an der Hand in den Regen, mit sich fort.

—*Todos los hombres quieren sólo una cosa, sólo una cosa, ... no es así ...?*

Immer noch kichernd, erzählt Itzla, dass viele ihrer kleinen Freunde und Freundinnen sich insgeheim wünschten, mit *hombres blancos* befreundet zu sein.

Pierre geht schweigend neben dem Kind her und fragt nach einer kleinen Pause, wo sie eigentlich hingehen.



—Na, zu meinem Haus natürlich, antwortet das Mädchen mit der größten Selbstverständlichkeit.

—Soll das heißen, dass du mich einladen willst in dein Haus und mich deinen Eltern vorstellen wirst?

—Natürlich. Was dachtest du denn?

—Oh..., aber, werden sie das auch akzeptieren? Da bleibt das Mädchen stehen und schaut Pierre mit großen Augen ins Gesicht.

—Gastfreundlichkeit ist *heilig* in diesem Lande und bei uns Indianern! sagt es leise und bestimmt, mit einem eigenümlichen Glanz in den Augen. Pierre, gerührt, zieht in einer spontanen, etwas linkischen Geste, den Arm des Kindes zu sich hin und küsst die kleine braune Hand des Mädchens.

Für Pierre war die Freiheit, seine poetische Liebe mit kleinen Mädchen oder Jungen zu leben, nicht selbstverständlich. Diplomierter Psychologe, war er vierzehn Jahre verheiratet gewesen, vierzehn Jahre in einer Ehe ohne Kinder und ohne Erfüllung.

Und er hatte eigentlich seit seiner Kindheit feststellen müssen, dass er in der falschen Kultur geboren wurde—auf dem falschen Breitengrad, sozusagen. Dem hatte er früher nicht viel Bedeutung beigemessen. Das änderte sich jedoch, als Pierre durch die Astrologie erfuhr, welchen Einfluss die



Geografie auf das persönliche Schicksal besitzt. Der Einfluss der Transite, und überhaupt alle astrologischen Daten änderten sich mit jedem Ortswechsel. Und wie verschieden waren doch die sogenannten moralischen Anschauungen der Menschen und demzufolge die Weise, wie sie ihre Kinder erzo-gen! Auf jedem Breitengrad dachte man darüber anders.

Pierre kannte eine Einsamkeit, die er niemand anderem wünschte.

Nur wenn er mit Kindern zusammen war, fühlte er sich befreit und verbunden mit dem Leben, der Welt, der Außenwelt sozusagen. Kinder waren für Pierre gewissermaßen seine Verbindung zum Leben, seine Telefonleitung auch zu den meisten anderen Erwachsenen. Nicht dass Pierre eigenbrötlerisch lebte. Er war kein Misanthrop, sondern interessiert an menschlichen Kontakten. Es war einfach so, dass ihn die meisten seiner Zeitgenossen langweilten, weil sie nicht sich selbst waren und ihre Interessen von außen bestimmt waren.

II.

Itzlas Eltern waren freundliche Menschen, die auf eine natürliche Weise lächelten. Ihr Lächeln war nicht korrupt, ohne Hintergedanken sozusagen. Sie schienen sich wirklich zu freuen, dass Pierre ihre Einladung herzlich annahm, und sagten, ihr Haus sei sein Haus...



Obwohl nach hiesigen Maßstäben eine Familie wie die Itzlas sicher als arm qualifiziert werden würde, so war die Familie doch nicht arm an *essentiellen Werten*. Sie war nicht arm an *Kultur, an Lebenskultur, an Achtung*.

Diese Menschen waren so reich, dass sie ihr Haus teilen konnten mit jemandem, der aus einer Umgebung kam, in der er eigentlich alles besaß und der einen gewissen Anspruch stellte an Hygiene und Umgangsformen.

Und Pierre sollte vom ersten Moment an erkennen, dass es ihm an nichts fehlte, und alles sich so eingerichtet fand, dass er sich wohl fühlte. Nur innerlich reiche, sensible und kultivierte Menschen konnten einen Fremden so aufnehmen, dass er sich geehrt und doch frei fühlte, umsorgt und doch nicht eingeeengt, und dass er ohne Scheu seine Bedürfnisse kundgeben konnte.

Es war keine Frage, dass man für Itzla und Pierre ein Eckchen im kleinen Haus zurechtmachte, einen Ort ihrer Intimität und Vertrautheit, obwohl Itzla normalerweise mit ihren Eltern im Schlafzimmer schlief. Und Itzlas Vater besorgte den kostbarsten Schatz, den es in diesem Lande gab, *frisches Wasser*. Er ging deswegen in den Garten und füllte am Ziehbrunnen einen großen Kanister mit Wasser, der mittels einer einfach, aber perfekt gezimmerten Anlage die Zwecke einer Dusche erfüllte. Wäre Itzla ein älteres Mädchen gewesen, so



hätte Pierre ihren Eltern vielleicht gewisse Hintergedanken unterstellt, im Hinblick auf spätere eheliche Verbindung. Aber Itzla war gerade acht geworden und sah auch äußerlich noch ganz wie ein Kind aus.

Gerade das reizte Pierre so an ihr, ihre unschuldigen Formen, die süße Anmut ihrer kaum sichtbaren Rundungen, der Blick, in dem eine noch babyhafte Reinheit lag, die Kleinheit ihrer Hände und Füße, die Schlankheit ihrer braunen Ärmchen, die Zierlichkeit ihrer Schultern und die Grazie ihrer leichten Bewegungen. Wenn sie ging, schien es, sie sei federleicht, gewissermaßen gewichtslos, elfenhaft agil und gewandt.

Pierre gab einen kleinen Beitrag zum Haushalt, der zunächst auf beachtlichen Widerstand dieser gastfreundlichen Menschen stieß, schliesslich aber akzeptiert wurde für seine Unterbringung. Man hatte man sich augenscheinlich nicht versprochen.

Was Pierre wunderbar erschien, war der Respekt vor der Liebe Itzlas, den ihre Eltern und sogar der weitere Clan und die Nachbarn dem Kinde ganz natürlich bezeugten; es war die bedingungslose Anerkennung, Billigung und Unterstützung der Liebe eines Kindes zu einem von ihm gewählten Liebhaber, ein Phänomen, dem Pierre in seiner eigenen Kultur so gut wie niemals begegnet war.



Und so kam für Pierre diese Liebe wirklich unvermittelt, wenn auch nicht unverhofft. Denn gesehnt hatte er sich seit langem nach dieser idealen Liebe, die doch nicht so ideal war, dass sie unrealisierbar erscheinen musste.

Pierre war sich bewusst, dass seine Liebe realisierbar war. Allein die Umstände, unter denen sie sich realisieren würde, konnte er nicht in jeder Hinsicht vorausbestimmen. Das hatte er göttlicher Fügung überlassen.

Das was Liebe ausmacht, kleine Gespräche und Lächeln, vertraut, unbeobachtet, Momente der ekstatischen Freude, und Vorfreude auf das Kommende, *die Erfüllung*. Das, was wir alle vage kennen, was wir als paradiesisch empfinden, das vollkommene Glück, Zweisamkeit, Hingabe, Glut des wahren Seins. Ekstase hat viele Daseinsformen.

Beim Frühstück stand Itzla lasziv und gelassen vor dem Tisch, den Ziegenkäse in der einen Hand, die *tortilla*, zusammengerollt, in der anderen. Pierre, sass ihr gegenüber am einfachen Holztisch sitzend, und starrte sie an.

—Du bist ein Wunder, Mädchen ...

—Was..., ich...? Was ist denn wunderbar an mir? Ich finde mich ganz normal, weißt du...

—Ja. *Aber normal ist doch jeder!* Und du bist nicht wie jeder. Du bist einzigartig.



—Ich bin Itzla. Und Itzla gibt es nur eine. In unserer Familie, vielleicht auch nur eine in der Stadt...

—Dein Name erinnert mich an Namen der Mayakultur, oder der Inkakultur.

—Wir sind *Kechua Indianer*, obwohl, wie du weißt, hier in der Mehrzahl *Guarani* leben. Die meisten Kechuas leben in Kolumbien, und in Peru.

—Gibt es einen Unterschied in der Lebensweise?

—In gewissen Bräuchen. Aber im Grunde denke ich nicht..., weiß nicht so recht.

Itzla schüttelte ihr Köpfchen und ihr langes schwarzes und prächtig glänzendes Haar fiel über ihre Schultern, ihren Rücken.

—Dein Haar ist wie Teer, so schwarzglänzend wundervoll...

—Gefällt es dir wirklich? Ich meine..., liebst du nicht vielmehr *blonde* Mädchen, aus deinem Land, deiner Kultur...

—Nein. Eigenartigerweise nicht.

Sie lachen und Itzlas Mutter kommt in die Küche, gefolgt vom Vater.



—Hei, das ist fein, Itzla, dass du die *tortillas* bereits fertig hast. Deinen *gran amigo* willst du nicht mit dem Frühstück warten lassen, deine armen Eltern aber wohl...

—Wieso, miezt das Mädchen, es ist doch auch für euch bereits alles fertig, auch der Kaffee für Vater und der Tee für dich, Mutter...

—Aber ich scherzte doch nur, Liebchen, sagt die Frau zärtlich zu ihrer Tochter und küsst sie.

—Oh, Mama, haucht Itzla ihrer Mutter ins Ohr. Ich bin so verliebt...

—Ich weiß, Hühnchen, und mit diesem Hahn hast du keine schlechte Wahl getroffen, raunt die rundliche kleine Frau und blinzelt Pierre freundlich zu, welcher nachdenklich dreinschaut.

—Denkst du wieder darüber nach, ob deine Liebe mit Itzla uns auch wirklich recht ist? fragt *Julio*, Itzlas Vater.

—Ja, sieh mal, antwortet Pierre langsam, alles ist so anders hier, einfach alles!

—Das ist es doch, Pierre, was ich sagen will. Vergiss das Alte und akzeptiere deinen Tod. Für diese *andere Gesellschaft* oder wie du es auch nennen willst, *bist du gestorben*. Und hier lebst du ein neues Leben...



—In der Tat, es ist mir, als sei ich wie neugeboren... und, du bist wirklich ein Weiser, Julio!

Der kleine kräftige Mann lacht und steckt sich eine Zigarette an. Seine Zähne sind gelb und unregelmäßig, sein braunes Gesicht ist faltenübersät, aber aus seinen kleinen blauen Augen strahlt ein solches Licht, eine solche Kraft und Klarheit, und in seinen Bewegungen ist eine solche Geradheit und gleichzeitig agile Sanftheit, dass Pierre sich einen Moment lang fragt, ob dieser Mann wohl jünger sei, als er selbst? Und doch wusste er, dass Julio fünf Jahre älter war.

—Ich hatte bereits zehn Kinder mit meiner ersten Frau, und weitere acht mit meiner zweiten. Und nun, das ist es, was alle meine Nachbarn nicht verstehen, habe ich mit meiner dritten Frau allein *ein* Kind. Und das ist dieses da...

Mit unendlicher Zärtlichkeit streichelt der Vater seinem Töchterchen über die Haare und küsst sie darauf.

—Und sie ist mir lieber, als alle anderen achtzehn zusammen...

Wenn ich dich so sehe, werd' ich eifersüchtig! raunt *Nadyesda* lächelnd ihrem Mann zu.

Dann steht sie auf und geht noch mehr Tortillas holen. Sie ist etwa gleich gross mit ihrem Mann, und ist gut zehn Jahre jünger als er. Wohl füllig, wie sie ist, geht doch eine ju-



gendliche Frische von ihr aus, und ihre Haut ist zart, ihr Haar prächtig und voller Kraft, ihre Gliedmassen klein, fast so klein wie die ihrer Tochter. Aber aus ihren Augen strahlt die Erfahrung einer Frau, die viele Männer hatte, und auch sexuell viele Männer kannte, während in Itzlas Augen noch verträumte Unschuld steht, der Ausdruck, den Pierre so anzog, den er gerne selbst, während seiner Liebe mit Itzla, sich würde verändern sehen...

—Alles in unserer Kultur, was das Körperliche anbetrifft, das was ihr einigermassen abfällig Sex nennt oder wie auch immer, ist für uns *wirklich kein Problem*. Wir denken, dass ihr eines daraus macht. Ihr macht aus der Natur ein Problem. Und das ist euer Problem..., warf Nadyesda lässig Pierre hin, als sie sich zurück an den Tisch setzte.

Sie hatte das ohne allen Vorwurf gesagt, ohne Anklage, ganz ohne negative Emotion, als eine sanfte, aber wahre Feststellung. Pierre war betroffen.

War es nicht das, was er selbst immer intuitiv gefühlt hatte, was aber, wenn er es äußerte, immer auf Widerspruch oder befremdete Ablehnung stieß? Und sagte es diese Indianerin nicht viel deutlicher und präziser, als er es in seinen vielen Büchern und Artikeln weitschweifig ausgeführt hatte?

—Und warum ist das so? fragte Pierre, nun mit dem Ausdruck eines interessierten Schülers im Gesicht.



—Wer kann das wissen? fragte die Indiofrau, mit ernstem Ausdruck, zurück. Sie schaute ihren Mann an, der fortfuhr.

—Wenn man seine Gedanken auf Krieg richtet, kann man Frieden nicht verstehen. Wenn man seine Gedanken auf Krankheit richtet, kann man nicht erfahren, was eigentlich Gesundheit ist. Wenn man seine Gedanken auf den Tod richtet, erfährt man nicht, was Leben ausmacht. Und wenn man seine Gedanken auf Armut gerichtet hält, kann man niemals reich werden. Und schließlich, wenn man seine Gedanken mit Hass beschäftigt, kann man den Sinn und die Freiheit der Liebe nicht begreifen!

—Und man bekommt Angst davor! fügte Pierre leise hinzu, und schaute Itzla an. Diese lächelt, nicht wenig amüsiert über die philosophische Wendung, die das Gespräch angenommen hat.

—Haben Kinder bei euch Angst davor, von Männern geliebt zu werden...? fragt sie Pierre, neugierig.

—Kinder nicht, sondern ihre Eltern, und die sogenannte *öffentliche Meinung*, antwortet Pierre, etwas deprimiert.

—Was ist das nun wieder, öffentliche Meinung?

—Na, die Nachbarn, alle Leute eben, die man kennt, die Leute, die die Zeitungen schreiben und das Fernsehprogramm zurechtbasteln...



—Was kümmert ihr euch darum, was die im Fernsehen sagen? raunt Julio. Können die euch sagen, was gut ist und schlecht? Können die für dich Entscheidungen treffen in deinem Leben? Warum sollen andere klüger sein als du selbst? Und warum soll verbindlich sein, so zu leben, wie es die Mehrheit tut, oder die Reichen?

—Es gibt Gesetze...

—Hier auch. Aber die meisten sind Unsinn und kein Mensch hier hält sich daran. Und ohne vollgeklecktes Gesetzbuch geht es auch, und meist viel besser! schließt Julio lachend die Diskussion, und steht vom Tisch auf. Er klopft sich zufrieden auf den Bauch und sagt, die Zeit sei gekommen für ein Bier. Diese lakonische Bemerkung als Abschluss der ernstesten Unterhaltung bringen Pierre und seine kleine Geliebte zum Lachen.

—He, du bist wirklich witzig, Alterchen, piepst Itzla.

—Was? Was unterstehst du dich, Kleines, mich so zu nennen? Bin ich etwa alt? Ich bin doch nicht dein Großvater, und wenn ich nicht dein Vater wäre, dann...

—Na, nun halt mal schön inne, Strolch, ulkt Nadyesda und streicht ihrem Mann übers Gesicht. Ich weiß sehr wohl, dass auch du bisweilen unreife Früchte liebst...



—So unreife nun auch wieder nicht. Sagen wir, halbreife oder beinahe reife.

Pierre blinzelt Itzla zu, die sich ihm zuwendet, um etwas zu sagen. Als ihre Köpfe dicht beieinander sind, flüstert das Mädchen ihm zu, sie würde ihm gern etwas unter zwei Augen sagen. Pierre nickt. Das Ehepaar schaut diskret weg. Julio drückt seine Zigarette aus und sagt, er müsse in die Stadt, um Gemüse zu verkaufen. Und Nadyesda wendet sich der Hausarbeit zu. Itzla ist in einer Sekunde aus dem Haus und Pierre bleibt noch einen Moment sitzen, um ihr dann zu folgen.

Noch wünschte es das Mädchen nicht, dass Pierre sich ihr nachts näherte. Es schien, dass sie die Kontrolle über die Beziehung mit ihrem ersten richtigen Geliebten ganz ausschließlich für sich selbst beanspruchte. Pierre störte das nicht weiter. Er gab dem Kind Zeit, und um nichts in der Welt hätte er durch eine bruske Annäherung, eine unbedachte Geste, ein Verhalten, das viele Männer *Eroberung* nennen oder *Verführung*, diese zarte Liebe zerstören wollen.

Um sich seine Männlichkeit zu beweisen, und rein fantasztisch, hätte er es wohl gern getan, und davon träumte er insgeheim seit Jahren. Und Itzla hätte es wohl auch nicht übel genommen, noch ihre Eltern, stimmten sie doch ohne Einwände seiner vollen Beziehung mit dem Mädchen zu. *Aber etwas wäre doch wohl verloren gegangen in ihrer Liebe, die*



noch ganz am Anfang stand, diese Vorfreude, dieses Prickeln, das eigentlich Ungewisse, das vollkommen Neue.

Pierre wollte dem Mädchen eigene Initiative belassen in der Gestaltung ihrer Beziehung. Warum sollte es auch angesichts des Alters Itzlas allein so anders sein, verglichen mit Liebesbeziehungen unter Erwachsenen? War nicht auch da eine gegenseitige Anziehung notwendig, damit die Liebe von allen beiden als erfüllend angesehen werden konnte? Und wurden da nicht auch Zeichen gegeben, die einmal von dem, einmal von dem anderen Partner ausgesandt wurden, um den für beide idealen Moment der Vereinigung herbeizuführen?

Pierre kannte wohl Männer, die darauf nichts gaben. Es waren keine Kindliebhaber, wie er, sondern das, was Pierre *gewöhnliche Männer* nannte. Sie nahmen Mädchen, so wie man einen Zug nimmt. Sie redeten von Plattmachen, von Unterkriegen, von Drüberrutschen, und ähnlichem. Mädchen waren eine Art amüsante Ware für sie, für Abwechslung sorgend, für Zeitvertreib. Für diese Männer waren alle Mädchen käuflich, wie kleine Kuschtiere, durch teure Geschenke, Parfüms, Kinobesuche, Urlaubsreisen, luxuriöse Autos...

Pierre hatte Mühe, sich zu dieser Art von Männern zu zählen. Ebenso wenig aber konnte er sich an die anschließen, die eine Frau nahmen, um Haushaltshilfe und Kindermutter zu haben, und die, obwohl es unglaublich klang, dreißig oder



vierzig Jahre mit derselben Person schlafen konnten, ohne davon den Ekel zu bekommen.

Pierre hatte es versucht. Er hatte es immerhin vierzehn Jahre ausgehalten...

Eigentlich, so hatte Pierre nach einer Beschäftigung mit diesen Kategorien festgestellt, kam ihnen doch mehr theoretisch-wissenschaftliche, und weniger praktisch-reale Bedeutung bei. Konnte man es erklären, warum man sich in diese Person oder jene verliebte? Konnte man es ergründen, warum man das Zusammensein mit diesem Jungen angenehmer fand, als das mit jenem Mädchen? Konnte man es wissenschaftlich erklären, warum Pierre in manchen kleinen Jungen Mädchen sah, und in manchen Mädchen Jungen?

Das war überhaupt eine der Lieblingsbeschäftigungen Pierres geworden: herauszufinden, was an Jungen, die er liebte, mädchenhaft war, und was an Mädchen, die er liebte, als jungenhaft erschien. Um letztlich das eigentlich *Androgyne* in jedem Kinde zu entdecken und zu verehren! Und er hatte immer wieder feststellen müssen, dass die intelligentesten und kreativsten Kinder die waren, bei denen sowohl männliche als auch weibliche Elemente und Verhaltensweisen ohne Probleme miteinander verschmolzen.

Was war dann aber letztlich männlich und was war weiblich? Hing diese Definition nicht auch wieder von unserer indi-



viduellen Betrachtungsweise ab? Oder gab es hier universelle Maßstäbe? Oder kulturbedingte Maßstäbe? Oder epochenbedingte?

Pierre fühlte sich wohl, wenn man ihn als *Knabenliebhaber* sah, wenn man glaubte, dass es kleine Knaben waren, die er verehrte, Knaben, die zum Beispiel langes Haar hatten, und irgendwie grazil oder elfenhaft wirkten, wie Mädchen eben. Und er fühlte sich auch wohl, wenn man ihn als *Mädchenliebhaber* sah, wenn man davon ausging, dass die Mädchen klein und zierlich waren, obwohl sie durchaus burschikos jungenhaft sein konnten. Das machte sie doch in einer anderen Weise erotisch. Denn bei den Mädchen gab es den feminin-fraulichen Typ, eher passiver Art, und den burschikos-männlichen, aktiver Art. Letztere Mädchen nahmen lieber selbst die Initiative, auch in der Liebe.

Als Pierre Itzla in den Armen hielt, fragte er sich, welchem dieser beiden Typen sie wohl angehörte?

—Du denkst wieder zuviel! raunte das Kind, und runzelte vielsagend die Stirn. Also, an was denkst du?

—Nichts. Ich bin glücklich! antwortete Pierre leichthin.

—Und was geht da wieder vor? fragte Itzla leise, und streichelte zart über die Stirn ihres Geliebten.



—Ich frage mich, was an dir mehr mädchenhaft und was mehr jungenhaft ist...

—Liebst du etwa auch Jungen...?

—Ehrlich gesagt, ja..., also, es kommt darauf an...

—Auf was?

—Auf den *Funken*..., verstehst du.

—Sicher. Du meinst, es ist eine Frage der Liebe, sonst nichts. Ja?

—So ist es.

—Denk' ich eigentlich auch. Wenn ich mir so vorstelle, mit einem Mädchen...

—Und?

—Vielleicht ganz nett...

Pierre streichelte über Itzlas Haar und versuchte, sie zu küssen.

—Ich denke, ein Mädchen würde mich nicht küssen wollen...

—Warum nicht?

—Ich weiß auch nicht, ich versuche, es mir vorzustellen...



—Ich würde es gern sehen... es würde mich erregen.

—Wirklich? Soll ich mir etwa eine kleine Freundin suchen, und du wirst zuschauen, wenn wir uns lieben?

—Und wie würdet ihr es tun?

—Na ja, ich denke, wir würden uns ganz nackt ausziehen und küssen überallhin, auch hier... Itzla berührt ihre kleine Scham, erst auf ihrem Rock, dann darunter.

—Das würde ich auch gern..., flüstert Pierre ihr ins Ohr.

—Wirklich?

—Ja, sehr!

—Willst du es ... *jetzt* tun?

—Oh ja...

III.

Pierre träumte davon, Itzla mitzunehmen nach Europa. Er hatte darüber mit Julio gesprochen.

—Wenn du uns mitnimmst, und eine Bleibe für uns hast, und für die notwendigen Papiere dort, dann kannst du Itzla mitnehmen, hatte der Indianer geantwortet. Aber er fügte auch hinzu, dass er Pierre diesen Schritt nicht anrate.

—Warum nicht, Julio? erkundigte sich dieser.



—Sieh' mal, Junge, es ist doch klar. Ich weiß, du hast ein Projekt für die Indianer. Das ist eine Sache. Und ich weiß, du liebst Itzla. Das ist eine andere. Und die zwei Sachen, oder sagen wir *Neigungen*, passen recht gut zusammen, finde ich. Wohlgermerkt, sie passen *hier* sehr gut zusammen.

Ob sie auch dort, wo du herkommst, gut zusammenpassen, weiß ich nicht. *Ich bin mir da nicht so sicher*. Hinzu kommt, dass Itzla dort wohl in die Schule gehen müsste, und andere kleine Dinge, die doch nur Probleme und Konfrontationen mit sich bringen, und letztlich nichts von Belang. Verstehst du?

—Ja...

—Und uns hier lassen und Itzla allein mitnehmen, mein Pierre, das kommt nicht in Frage. Und das verstehst du wohl auch! Nicht, dass wir sie nicht gehen lassen könnten oder wollten. Aber Itzla selbst kann noch nicht ohne uns leben. Sie hängt sehr an uns, an ihrer Familie...und sie ist noch zu klein, um sich von uns zu trennen.

—Das ist wohl zweifellos wahr.

—Also, was hält dich eigentlich davon ab, hier zu bleiben?

—Nun ja, eigentlich eine neue und recht interessante Idee...



—Und du musst weiter denken; für dein Projekt kannst du hier wirklich etwas tun. Sieh' mal, wenn du hier in die Regierungskreise kommst, dann hast du Chancen, etwas auszurichten auf einem hohen Niveau, ich meine, auf einer Basis, auf der du sehr vielen Menschen wirst helfen können, und nicht nur einer kleinen Familie oder Dorfgemeinschaft. Und, unter uns gesagt, Pierre, hier kümmert sich niemand darum, ob du kleine Mädchen, Jungen oder Schafe liebst, oder was auch immer. Die Natur lässt hier jeder, wie sie ist. Weil sie eben von höherer Natur ist... Und da bekommst du hier sicher keine Schwierigkeiten. Und das mag in deinem Land wohl anders sein...

—Das ist auch wieder richtig...

—Dein Privatleben kannst du hier leben, wie du willst. Aber du hast die Chance, im öffentlichen Leben eine Art von integrierter Person zu spielen, ich meine, jemand, dem es wirklich am Herzen liegt, anderen zu helfen. Und nicht wie so viele hier in Südamerika, die nur in die eigene Tasche arbeiten...

—Das ist nicht nur hier so...

—Gut. Du weißt, was ich meine. Ich bin überzeugt, dass die Indianer, obwohl sie nun einmal durch die Erfahrungen der Geschichte sehr vorsichtig geworden sind, Vertrauen zu dir fassen werden—wenn du ihnen Zeit dafür gibst.



—Denkst du wirklich?

—Ja. Und witzigerweise würden sie deine Liebe mit Itzla als ein *Zeichen von Integration*, als einen Vertrauensbeweis werten. Denn diese Liebe bindet dich an eine hiesige Familie. Es bedeutet nämlich, dass wir, Itzlas Eltern, dir vertrauen müssen. Und das werden die anderen natürlich fühlen und sehen. Und das wiederum bringt dir auf die Dauer viel mehr Chancen, als wenn du zum Beispiel schön brav mit einer weißen Angetrauten hierher gekommen wärest. Das taten die Missionare schließlich auch... und du weißt, was sie im allgemeinen anrichteten...

—Ja, ich weiß ein wenig darüber Bescheid, ohne natürlich Einzelheiten zu kennen.

—Und, unter uns gesagt, du darfst nicht glauben, dass wir es abgesehen haben, dich gewissermaßen an Itzla zu ketten und dich später mit ihr zu verheiraten. Das wäre entgegen den Prinzipien, die unsere Kultur vertritt, denn es würde in meiner Kultur als *korruptes Verhalten* angesehen werden. Ich hoffe, du glaubst es mir! Wen du wann einmal heiraten willst, ist ganz deine Sache.

—Ich glaube es dir, Julio. Und das ist eigentlich das, vor dem ich am meisten Respekt habe. Denn es wäre nur allzu verständlich, wenn ihr so dächtet...



—Nein. Du kannst morgen irgendein anderes Mädchen haben, oder einen kleinen Jungen... Was weiß ich, wonach dir der Sinn steht?

—Im Moment existiert nur Itzla für mich...

Gut, aber morgen vielleicht ein anderes Kind... Was ich sagen will, ist, dass du dir hier wegen deiner besonderen Liebe für Kinder keine Sorgen zu machen brauchst. Höre auf damit, damit deine Zeit und deine Gehirnzellen zu verschwenden. Es ist die Sache nicht wert. Lebe deine Liebe und denke nicht mehr daran, was andere davon halten! Und widme deine Zeit dem, was wirklich wichtig ist in deinem Leben! Ich meine, widme deine Zeit deinem Projekt, und arbeite wieder alles auf, was du im internationalen Recht gelernt hast: nur so wirst du uns Indianern wirklich helfen können. Es fehlt uns doch einfach jeder internationale Schutz, jede wirkliche Anerkennung unserer Rechte, unserer Tradition. Wir sind gewissermaßen Freiwild für gewisse Gruppen oder Völker...

—Ich weiß...

—Gewaltige Interessen stehen auf dem Spiel, auch internationale Interessen. Grosse multinationale Unternehmen haben die Hände dazwischen, und nur jemand mit deiner Vorbildung kann da wirklich durchblicken und dann vielleicht einen neuen Weg finden. Erst nachdenken. Dann handeln! Und wir stehen hinter dir!



—Was heißt *wir*, wenn ich fragen darf?

—Das weißt du noch nicht. Ich habe es dir noch nicht gesagt, weil ich nicht sicher war. Ich kannte dich noch nicht genug. Ich habe dich beobachtet...

—So...?

—Oh ja, ich habe dich beobachtet und du hast den ersten Test bestanden.

—Wirklich?

—Ich kenne Itzla sehr genau, glaube es mir. Sie ist glücklich mit dir.

—Hast du das wirklich bemerkt?

—Ja, entschuldige, dass ich es erwähne. Aber bitte, es ist ein Zeichen von Vertrauen, von Freundschaft, dass ich es dir offen sage. Ich meine, ich habe gesehen, dass du Itzla wirklich liebst, dass du deine, sagen wir, etwas ungewöhnliche Liebe, mit ihr in einer wahren Weise lebst, also ohne Zwang, und im Einklang mit dem, was auch Itzla will, was sie liebt, was sie ersehnt, was ihr Spaß macht und sie reifen lässt...

—Ja, das ist mein Anliegen. Du hast es richtig erkannt.

—Und darum weiß ich, dass du, in dem Maße, wie du Itzla und uns als ihre Eltern respektierst, wohl auch unser Volk



respektieren wirst, dass dein Projekt aus deinem Herzen kommt, und nicht allein aus deinen Gedanken, deinen grauen Windungen...

—Das ist eine interessante Analyse.

—Weißt du, Pierre, viele sind schon hierher gekommen mit großen Idealen, *vorneweg diese religiösen Sekten mit all ihren abstrusen Ideen, die doch darauf hinauslaufen, dass man ihre Ideologie blindlings zu übernehmen hat—oder sterben muss*. Denn so sind sie, diese Haie. Sie versprechen dir den Himmel. Um den Preis, dass du *deinen* Himmel dafür aufgibst. Sie versprechen dir Freiheit, dafür, dass du ihre einigermaßen weltfremden Ideen akzeptierst, die doch auch wieder Gefängnisse sind. Und du weißt, dass du absolut nichts gewinnst bei diesem Deal, weil alles faules Wasser ist ...

—Würdest du dann bei diesem Projekt mitwirken wollen, Julio?

—Ja, das wollte ich dir eben auslegen, bevor ich abgeschweift bin. Ich habe bereits eine kleine Organisation gegründet. Nicht etwas von der Sorte Terrorismus oder dergleichen. Gott bewahre! Ich meine, eine Organisation, die mit friedlichen Mitteln, auf dem Weg des Dialogs unsere Anliegen auf einer höheren Instanz zur Sprache bringen möchte. Ich habe deswegen auch bereits Kontakte geknüpft in *La Paz*, zu Regierungskreisen.



—Ist das wirklich wahr? Das wäre ja fantastisch...!

—Das ist nicht alles. Ich habe einen Freund, ebenfalls Kechua, dessen Schwester mit einem bekannten Abgeordneten des Parlaments verheiratet ist. Dieser Regierungsabgeordnete heißt *Federico Gonzales Minera*, ein sehr einflussreicher Mann, besonders auf dem Gebiete des Straßenbaus und der Silberminen...

—Den allerwichtigsten Bereichen für Bolivien ...

—Ja, abgesehen vom Bauxithandel, der ebenfalls lebensnotwendig ist für unser Land.

—Aber sag' einmal, und bitte entschuldige, wenn ich so naiv frage: wie kann es sein, dass du als einfacher Indianer all diese Dinge weißt...?

—Auch *einfache Indianer*, lieber Pierre, wissen viele Dinge. Nur ist das etwas, was viele Menschen bei euch leider nicht glauben oder verstehen. Und darüber hinaus kann ich lesen und schreiben. Und da kann man so manches erfahren...

—Oh, jetzt habe ich dich hoffentlich nicht beleidigt!

—Nein, keineswegs. Die Kommunikation zwischen deiner Kultur, deiner Welt, und der meinen, ist leider sehr lückenhaft. Und viele Mythen, falsche Wahrheiten, Vorurteile,



halten uns davon ab, uns einander näherzukommen, einander besser kennen zulernen.

—Das ist leider ein universelles Problem.

—Sicher. *Aber es ist nun einmal so, dass so viele Menschen bei euch im Westen nichts von uns wissen wollen, und dass viele der Indianer von euch nichts wissen können.* Denn wie willst du etwas wissen außerhalb einer Dorfgemeinschaft, wenn du nicht lesen und schreiben kannst, und es auch kein Fernsehen, kein Radio gibt, einfach weil es am Strom mangelt.

—Aber du hast doch Elektrizität...

—Ja. Aber weißt du wieso? Weil ich vor einigen Jahren von einem der Touristen hier, einem Unternehmer, einen alten Dynamo geschenkt bekam. Er hatte hier für ein Bauprojekt einige Baracken aufgebaut, und als sie fertig waren mit den Anlagen, wollte er die alten Dinge verkaufen. Und fand niemanden, sie zu erwerben. Ich hatte ihn durch Zufall kennengelernt und mich mit ihm unterhalten. Auch dieser Mann, ein etwas dicker Mensch, der unglaublich viel schwitzte, warf damals große Blicke auf Itzla, obwohl sie doch zu der Zeit erst vier Jahre alt gewesen war... Aber Itzla hatte ihn überhaupt nicht gemocht. Doch nichtsdestoweniger brachte er ihr einige Geschenke mit, als ich ihn einmal zu uns einlud, und da gab er mir eben den alten Dynamo, der mir heute noch gute



Dienste leistet. Es gibt doch noch liebe Menschen auf der Welt...

IV.

Pierre konnte es nicht fassen.

Nicht allein, dass sich plötzlich auf fast wunderbare Weise seine Liebe, für die er so viel gelitten hatte, in aller Sanftheit und Harmonie verwirklichte, er bekam auch Einfluss in den regierenden Kreisen des Landes, und das beinahe ohne jede Anstrengung oder Mühe. Die Türen schienen sich von selbst zu öffnen.

Es stellte sich als richtig heraus, was Julio vorausgesagt hatte; Pierre stellte fest, dass er mit dem Vater seiner Freundin einen sehr intelligenten und pragmatischen Helfer gefunden hatte, einen Mann, der Probleme auf direkte Weise anzugehen wusste, ein Mann auch, der nicht nur in seinen eigenen Kreisen eine gewisse Achtung genoss.

Man schätzte die Weisheit und Geradheit des Mannes, seinen scharfen Verstand, und die Tatsache, dass er vor niemand Angst hatte. Er sagte, was er dachte, und doch sagte er es so, dass er andere nicht verletzte oder ihr Gesicht verlieren liess.

Pierre kamen seine Kenntnisse des internationalen Rechts und der Politik zugute, und seine guten Umgangsfor-



men. Im Grunde war es so, dass seine langjährige Marginalität hinsichtlich seiner Liebe, seine Entbehrungen und Opfer dementhalben ihn innerlich stark gemacht hatten, stärker, als er es je für möglich hielt.

Seine Liebe hatte ihn auch *einfach bleiben lassen und zugänglich*, bescheiden. Und das gelang vielen seiner Akademikerfreunden nicht, weil sie sich entfernt hatten von der Erde, von den einfachen Menschen. Pierre hatten seine Kollegen gemieden, erst, weil er eine Arbeiterin zur Frau genommen hatte, und später von ihnen verstossen wurde wegen seiner eigentümlichen Interessen an Kindern, an Kunst, an einer Suche, die sie nicht verstanden, die ihnen als bizarr luxuriös, überflüssig, übertrieben oder gar abnorm erschien.

Nun schien sich alles zum Besseren zu wenden. Itzlas Eltern complimentierten ihn nicht, und Schmeicheln lag ihnen fern. Dazu waren sie viel zu nüchtern, und zu selbstbewusst. Sie hatten es einfach nicht nötig, jemandem zu schmeicheln. Sie waren nicht wirklich arm, wenn man die Dinge richtig beschaute. Und ihr Kindchen war glücklich, eines der heitersten und schönsten Kinder des ganzen Dorfes. Dazu kam, dass ihre Ehe war intakt und glücklich war, nachdem sie beide auch in dieser Hinsicht einige negative Erfahrungen hinter sich gebracht hatten. Und das wichtigste war, dass sie ohne Bitterkeit zu wussten, und das Leben liebten, wie es nun einmal war. Offen gegenüber allem Neuen, waren sie auch nicht negativ



eingestellt gegenüber der herrschenden Schicht des Landes, und sahen ihre Zugehörigkeit zu der indianischen Rasse nicht als Handicap, sondern, im Gegenteil, als Privileg an! Sie waren in gutem Sinn stolz, und diese konsequente Haltung, dieser Selbstrespekt, den sie ausstrahlten, kam ihnen überall positiv zustatten.

Pierre fühlte sich bei diesen Menschen aufgenommen wie ein Sohn und guter Freund. Er fand sich respektiert und fühlte, dass diese Familie, obwohl sie doch einer von der seinen ganz verschiedenen Kultur und Lebensweise angehörten, ihm im Herzen sehr nahe war. Seine Liebe mit Itzla verlief weitgehend ohne Geheimnistuerei, abgesehen vom Tabu, über intime Dinge zu reden oder sie bei Tageslicht und außerhalb des Hauses zu tun. Takt war hier großgeschrieben und jede Art von Obszönität, außerhalb bestimmter Feste, bei denen man viel trank, verpönt.

Bei manchen dieser Feste, so hatte Pierre vernommen, war auch Inzest möglich, und es kam vor, dass Väter mit ihren Töchtern oder Mütter mit ihren Söhnen schliefen.

Aber außerhalb solcher Bacchanalen war es nicht nur anrühlich, sondern geradezu gefährlich, über solche Dinge offen zu reden. Die Indianer glaubten, dass Inzest, selbst wenn man nur darüber redet, die bösen Geister anzieht und der ganzen Familie Unglück bringt. Das war nur möglich bei Fest-



ivitäten, weil man mittels starker Zauberformeln die Geister zeitweise in Schach hielt.

Natürlich fiel Pierres Verhältnis mit Itzla nicht unter das Tabu. Aber es galt, was für jedes Ehepaar galt: man sprach nicht über Intimitäten und stellte sie nicht zur Schau.

Pierre fand diese Regeln vernünftig. Er war seinerseits nicht an allzu großer Publizität seiner Liebe mit Itzla interessiert. Ihre nächtlichen Zärtlichkeiten waren unbeobachtet und gingen ohne jede Angst vonstatten. Pierre und Itzla wussten, dass Itzlas Eltern ihren Intimbereich respektierten, so gut es angesichts des begrenzten Raums, den sie gemeinsam bewohnten, möglich war. Anfangs, als Pierre in dieser Hinsicht noch sehr ängstlich war, hatte ihn Itzla oft zu beruhigen gesucht, indem sie ihm kichernd ins Ohr flüsterte, ihre Eltern seien des nachts viel zu beschäftigt mit *el sexo*, um Interesse zu haben, das Liebesleben ihrer Tochter auszuspionieren.

Zum ersten Mal in seinem Leben war Pierre emotional und sexuell wirklich glücklich und erfüllt, und er hatte seine Gedanken frei für die Dinge, die ihm außerhalb der Liebe am Herzen lagen.

Er konnte seine Energie nun voll seinem Projekt zuwenden, statt, wie dies früher fast die Regel gewesen war, in einem Zustand mysteriöser Inaktivität Stunden oder gar halbe Tage mit erotischen Träumereien zuzubringen, die ihm keiner-



lei Resultat einbrachten und ihn in seiner masturbativen Einsamkeit einschlossen.

Pierre fühlte, dass sein Projekt im Grunde genau das war, was die Indianer sich selbst seit Generationen erhofften, nämlich *Hilfe zur Selbsthilfe*, eine Hilfe, die sie in ihrem Selbstrespekt förderte, statt sie zu Almosenempfängern und passiven Reservatbewohnern zu degradieren. Wenige hatten dies verstanden, oder sie fanden nicht die nötige Unterstützung von Seiten der Betroffenen, um ihre Pläne Wirklichkeit werden zu lassen.

Pierre, der mit einem fertigen, über Jahre hin ausgearbeiteten Projekt gekommen war, fand nun begeisterte Genossen, nicht nur unter den Indianern selbst, sondern, was vielleicht noch wichtiger war, unter den ehemals kolonialen Ständen des Landes, den Regierungskreisen.

Im eigenen Land hatte Pierre erleben müssen, dass man ihm Führungsqualitäten absprach, weil man ihn als Träumer ansah, als zu wenig hart, zu wenig aggressiv, zu kooperativ, zu weich, zu nachgiebig.

Und hier wurden diese Qualitäten genau als die angesehen, die ein Mann mit seinen Idealen brauchte. Hier war Pierre unter *seinesgleichen*, hier fühlte er sich nun wirklich zuhause. Nicht nur in den Armen Itzlas, seiner kleinen, liebli-



NOVELLETEN / 245

chen, erotischen und unvergleichlich verständnisvollen Partnerin.



NATI

Eine Novellette in zwei Teilen

I.

Im Grunde hatte Pierre nie ein Interesse an skandinavischen Ländern verspürt.

Es zog ihn mehr dahin, wo es warm war, und die Jungen schwarzhaarig, sensibel und romantisch.

Aber andererseits reizte ihn die offene und tolerante Lebensweise der Nordländer, ihr Humanismus, ihre Vorurteilslosigkeit und ihr Humor.

Pierre hatte zwei konkrete Gründe, nach Stockholm überzusiedeln; er fing wieder vom Nullpunkt an, nachdem er mit seinem Unternehmen in Deutschland Pleite gegangen war und endlich schuldenfrei, und er wollte einen Film realisieren, dessen Drehbuch er geschrieben hatte. Und nun hatte er überraschend ein Angebot erhalten von einem kleinen Filmstudio in Stockholm, das sich für seinen Film interessierte. Sicher, das Manuskript würde ins Schwedische übersetzt werden müssen, aber das war weiter kein großes Problem.

Der Lektor hatte es im deutschen Original gelesen und interessant befunden.



Und er hatte sich gewundert, dass es nicht von Geld handelte, von Kapitalanlagen und Börsenkursen, sondern von der Beziehung eines etwa vierzigjährigen Mannes mit einem dreizehnjährigen Jungen, dass der Film also, mit einem Wort, von *Liebe* handelte, von einer Liebe, die noch nicht alle Menschen verstehen und akzeptieren, die aber im weiten Rahmen, jedenfalls für Länder wie Schweden, Dänemark, Holland und Deutschland, nicht mehr strafbar war, oder jedenfalls nur noch unter gewissen Bedingungen.

Pierre hatte es geschafft, sich in Stockholm einen schönen Platz zum Neuanfang zu schaffen. Er hatte eine kleine Wohnung erworben, in einem Apartmentkomplex nahe dem Wald, und, was fast noch wichtiger war, einen kleinen Freund. Und seine Befürchtungen, mit einem waschechten Vikerger von zwei Metern Höhe und einem Meter Breite ins Bett gehen zu müssen, hatten sich als völlig unbegründet herausgestellt.

Zum einen gab es natürlich reizvolle junge blonde Schweden im Alter, das Pierre liebte, also von etwa zwölf bis vierzehn Jahren, aber das Schicksal wollte es offenbar, dass Pierre eines Nachmittags in der Metro einen jungen Inder kennenlernte. Und das war wahrhaft Liebe auf den ersten Blick! *Nati* war erst elfeinhalb, ein zierlicher Junge mit hellbraunem Teint, großen schwarzen Augen und seidig schwarzem Haar, welches er modisch geschnitten trug. Er war elegant-sportlich gekleidet, mit einer schwarzen Hose und ei-



nem dieser puffärmeligen Skiblouson, dessen violette Farbe ideal mit seiner Hautfarbe harmonierte.

Und nicht nur für Pierre war der erste Anblick des Jungen eine Erleuchtung! Auch Nati ging es nicht anders, als er diesen gut zehn Jahre jünger wirkenden gutaussehenden Deutschen sah, der sein Haar ziemlich lang trug, sehr gepflegt wirkte und ihm sanft und in keiner Weise aufdringlich zulächelte. In diesem Lächeln lag soviel echte Freude, soviel Bewunderung, soviel Erstaunen ...

Pierre hatte die Gabe, all dieses Unausgesprochene, Gedachte und Gefühlte in seinen Blick zu legen. Ein anderer Junge hätte sich vielleicht gefragt, was das wohl zu bedeuten habe, aber für Nati, der ein gesundes Selbstwertgefühl besaß, war dies ein Zeichen dafür, dass ihm da ein Europäer gegenüberstand, der die *Noblesse* seines Wesens, die Feinheit seines Charakters und nicht nur seines individuellen Gemüts, sondern des Charakters seiner ganzen Kultur verehrte, auf die er stolz war und die er von ganzem Herzen liebte; er fühlte intuitiv, dass dieser Mann all dies verstand und schätzte.

Nati fühlte sich denn auch hingezogen zu Pierre und fragte sich ganz spontan im stillen, wie er wohl heiße, dieser Mann, der wie ein großer Junge wirkte, so jugendlich, fast ohne Alter und aus dessen Gesicht etwas Kindlich–Unschuldiges strahlte. Ja, wie ein Schauspieler sah er aus, dieser Mann



... wie ein Schauspieler oder Schriftsteller. Denn für einen gewöhnlichen Mann sah er zu weich aus, zu kultiviert, zu feinsinnig. Und verheiratet war er nicht, nein sicher nicht! Oder vielleicht doch? Nein, und wenn, dann war er geschieden oder getrennt von seiner Frau.

Pierre bemerkte, fühlte, dass der Junge seinen Blick beantwortete, und das ziemlich offen. Dieses Detail war wichtig für Pierre, denn er hatte sich geschworen, nach einer ärgerlichen Affäre mit der Mutter eines ziemlich kleinen Jungen, mit dem er ein Liebesverhältnis unterhalten hatte, das nur Probleme einbrachte, nie mehr mit Jungen anzubändeln, die zum einen noch nicht geschlechtsreif waren, und die sich andererseits nicht im klaren waren, dass zumindest bisexuell veranlagt waren. Denn nach allen Erfahrungen, die Pierre auch früher schon mit Frauen oder in seiner Jugend mit Mädchen gehabt hatte, wusste er, dass es nichts einbrachte, ein Wesen, welchen Alters auch immer, das man begehrte, verführen zu wollen, dass es letztlich Selbstbetrug war, andere zu betrügen. Und das galt im Geschäft gerade so, wie in der Liebe.

Und ganz zuletzt hatte Pierre auch herausgefunden, dass Liebe mit unerfahrenen Knaben und solchen, die nicht wirklich ihr eigenes Geschlecht lieben, absolut langweilig und nichtssagend war. Das einzig Erregende daran war letztlich ein narzisstisches Sich-Selbst-Bespiegeln im Knaben, ein Sich-Beweisen, dass man ihn *herumkriegen* konnte, dass man



in gewisser Weise stärker war, mächtiger. Und das war, so schloss Pierre, im Grunde barbarisch und gegen den Respekt, der allein Liebe möglich macht.

So hatte Pierre einen Strich gezogen unter seine Vergangenheit und damit unter ein ständiges Hin- und Herfallen zwischen *Pflicht und Neigung*, Moral und Trieb, oder auch *Respekt und Missbrauch*, um zu einem nie gekannten inneren Frieden zu gelangen.

Pierre hatte früher auch Anziehung für kleine Mädchen verspürt und gewisse Erfahrungen gemacht, aber es waren alles Beziehungen gewesen, die ihn im Tiefsten seines Herzens nicht wirklich berührt hatten. Es hatte Pierre siebenunddreißig Jahre seines Lebens gekostet, um herauszufinden, was er wirklich liebte, dass es Knaben waren wie Nati, nichts mehr und nichts weniger.

Solche Knaben waren für Pierre nicht *gewöhnliche Knaben* und er sah sich deswegen auch nicht als einen gewöhnlichen Knabenliebhaber an mit all dem griechisch-römischen Firlefanzen, der gemeinhin um diese Form der Liebe gerankt wird. Pierres Liebe hatte keine Lorbeerkränze und auch keine Lustbengel notwendig, und *Boylove* Rhetorik und aufgemotzte Muskeln gehörten da nicht hinein, genauso wenig wie effeminiertes Gehabe oder Toilettenbegegnungen.



Pierres Liebe war anders, viel einfacher und ohne den Anspruch einer Mode, noch die Hölle einer Obsession. Sie war friedlich und seit Pierre sie gefunden hatte und nur noch nach den Prinzipien seiner Liebe lebte, und sie respektierte, lebte er nicht nur friedlich, sondern er hatte endlich Erfolg auch im beruflichen Bereich. Er führte, wie man es so schön sagt, endlich ein erfülltes Leben, ein glückliches Liebesleben.

Der Junge schien auf etwas zu warten und es gleichzeitig zu fürchten.

Er wartete im Stillen nämlich darauf, dass Pierre den ersten Schritt tat. Und daran tat er gut, denn damit zeigte er jedem ernsthaften Freier, dass er kein Prostituiertenjunge war, wenn er es auch angesichts seiner atemberaubenden Schönheit mit sicher großem Erfolg hätte sein können.

Aber Pierre sah sofort, dass dieser Junge nicht durch Geld zu gewinnen war, noch nur aufschneiderisches Getue noch durch dicke Geschenke, noch durch beeindruckende Beziehungen, sondern einzig durch eine *aufrichtige und langfristige Affektion*, eine wirkliche Investition der ganzen Person seines potentiellen Liebhabers.

—Können sie mir sagen, ob der Sechs-Uhr-Zug nach Stockholm Zentrum bereits abgefahren ist? fragte Pierre endlich, und strengte sich dabei nicht weiter an, so zu tun, als be-



treffe seine Frage wirklich den Zug. Sein Englisch war so, dass der Junge ihn auch für einen Engländer hätte halten können.

—Selbst wenn, antwortete der Knabe geistesgegenwärtig und indem er Pierre ein strahlendes Lächeln zuwarf, so wird bald der Nächste kommen ...

—Warten sie auch auf diesen ...? erkundigte sich Pierre.

—Ja.

—So nehmen wir den gleichen Zug, wie es scheint..., schloss Pierre an, um den Faden nicht zu verlieren.

—Oh ja, offensichtlich, rief der Junge glücklich und bot endlich Pierre den Platz neben sich auf der Bank an.

—Darf ich fragen, von welchem Land sie sind ... oder darf ich raten? fragte Pierre, nach einer kleinen Pause.

—Ich bin von Indien, von Delhi, antwortete der Junge, mit ungekünstelter Höflichkeit. Und sie? fügte er hinzu. Sind sie Engländer?

—Nein ..., antwortete Pierre und musste fast lachen, dass er so häufig für einen Engländer gehalten wurde, einfach weil er ziemlich reines Englisch sprach. Ich bin Deutscher! sagte er einfach.



Der Junge lachte verschmitzt, aber versuchte gleich das Lachen wieder zu unterdrücken.

—Warum lachst du, Junge? erkundigte sich Pierre, amüsiert.

—Ich traue es nicht zu sagen ...

—Nun, schon, sage es. Du kannst alles sagen. Ich bin keine alte Jungfer ...

Der Junge lachte noch mehr und dann wurde er still und sagte leise.

—Für einen Deutschen sehen sie gut aus!

Nun musste Pierre lachen und fragte den Jungen, was ihn denn dazu bringe zu glauben, Deutsche sähen *nicht* gut aus?

Diejenigen, die ich kannte oder sah, haben dicke Bierbäuche, reden zu laut, sind manchmal barsch und tragen Kniestrümpfe ...

Nun lachten beide. Pierre beobachtete, dass ihm der Junge dabei unmerklich näher rutschte, oder sich fast gegen ihn lehnte. Nur noch wenige Zentimeter trennten ihre Körper.

—Sind sie Schauspieler? fragte der Junge weiter, nun offenbar neugierig.



—Fast! antwortete Pierre salomonisch und schaute dem Jungen in die Augen.

In dem Moment kam der Zug eingefahren und die beiden standen auf, um sich an den Bahnsteig zu stellen. Sie versuchten weiter zu reden, aber sie verstanden ihr Wort nicht mehr, da die Bremsen des Zuges laut quietschten, und zudem die Ansagerin ihren Sermon durch die Lautsprecher jagte. Der Zug hielt abrupt und sofort flogen die automatischen Türen auf. Ein Mann, der einen Flugkoffer neben sich herzog, hatte es offenbar sehr eilig und hätte den Jungen fast umgerempelt, hätte Pierre nicht im letzten Moment seinen Arm um seine Schultern gelegt und ihn gegen sich gezogen.

Der Junge dankte Pierre mit einem glücklichen und fast komplizenhaften Lächeln, das Pierre bis ins tiefste Innere seines Herzens drang. Im stillen dankte Pierre dem brutalen Passagier, denn er hatte ihm erlaubt, das zu tun, wonach sich sein Herz sehnte, vom ersten Augenblick an, als er diesen Jungen erblickte. *Und der Junge machte keine Anstalten, sich aus Pierres Arm zu entwinden, der zärtlich um seine Schultern lag.* Hingegen lächelte er sanft und betrachtete die Passagiere, die gemächlich und manche mit ausladendem Gepäck, den Wagon verließen. Bevor sie einstiegen, warf der Junge dem Mann, der ihn ruhig anblickte, einen schnellen Blick zu, also wolle er sich versichern, dass er auch wirklich mit ihm einsteige.



Pierre nickte unmerklich und lächelte und der Junge stieg vor ihm ein.

Er ging vor ihm her und ergatterte in dem Großraumwagen ein leeres Viererabteil.

—Darf ich mich neben sie setzen? fragte der Junge sanft.

—Mache es ganz nach deinem Belieben, Junge ... übrigens, ich heiÙe *Pierre*.

Der Junge drehte sich schnell zu Pierre herum, und reichte ihm die Hand.

—Ich bin *Natanor*. Nenn' mich einfach *Nati*.

—Okay, Nati, ich bin sehr froh, dass wir uns getroffen haben, fügte Pierre hinzu, etwas herumgeschubst von den Passagieren, die sich an ihm vorbeizudrängen suchten.

Nati reagierte spontan. Er ergriff Pierres Hand und zog. Und da der Zug in dem Moment in eine Rechtskurve fuhr, wurde der Zug der Hand Natis durch den Zug nach rechts des Zuges verstärkt, und Pierre flog ... Nati geradewegs in die Arme.

Sie lachten ausgelassen und drückten sich einen Moment, bevor sie sich setzten.



Immer noch lachend sagte Pierre, eine solche Begegnung habe er noch nie gemacht. Und Nati, der sich schnell seiner Turnschuhe entledigte und sich im Yogisitz neben Pierre setzte, bestätigte, dass auch für ihn diese Begegnung einzigartig sei.

—Nun, da ich sehe, dass du *wie ein Inder* sitzt, werde ich dir zeigen, dass ich das auch kann ..., und, ohne aufzuschauen, bückte sich mit dem Oberkörper vor, um seine Schuhe auszuziehen. Dabei hatte er aber nicht bemerkt, dass ein Mädchen mit seiner Mutter gerade in das Abteil getreten war und sich seine Beine unmittelbar vor Pierres Kopf befanden. Und so geschah, was logischerweise geschehen musste. Pierres Kopf stieß gegen die Beine des Mädchens und das Mädchen fiel durch Pierres Anstoß nach hinten und plumpste, zum Glück ohne den geringsten Schaden zu nehmen, aber doch mit einem einigermaßen erstaunten Ausdruck auf dem lieben Gesichtchen, rücklings auf den Sitz. Plumf! Und zu guter Letzt flog ihm dabei auch noch der Minirock nach hinten und ließ ihr kleines Unterhöschen erkennen ...

Nati kicherte und hielt sich die Hände vor den Mund. Pierre schaute entsetzt ob seines Werkes und die Mutter des Mädchens brummte:

—He, können sie nicht hinschauen, wo sie ihren Kopf hinstecken, junger Mann!?



Und darüber musste Nati noch mehr kichern, zunächst einmal über das *Hinstecken* des Kopfes, und dann auch über den *jungen Mann*, und schließlich lachte auch das Mädchen selbst mit.

—Auf die Weise hat's noch keiner versucht! schnalzte sie.

—Oh, keine Sorge, liebes Fräulein, entgegnete Pierre trocken, es droht ihnen keine Gefahr. *Ich bin homosexuell.*

Dies hatte Pierre mit einem solch idiotisch naiven Gesichtsausdruck gesagt, dass sowohl das Mädchen, die Mutter und Nati und Pierre selbst in Lachen ausbrachen.

Und der Spuk endete einfach damit, dass man sich gegenseitig bekannt machte und lustig miteinander zu plaudern begann. Das Mädchen hieß *Tinia* und war vierzehn und die Dame mochte um die Fünfzig gewesen sein. *Tinia* nannte sie schlicht *Tantchen*. Und *Tantchen* hatte soviel Taktgefühl, oder so wenig, wie man's nimmt, um Pierre seelenruhig zu fragen, ob denn sein junger Begleiter sein Partner sei?

Worauf Pierre und Nati sich still ansahen und ein wenig verlegen wurden.

—Wir haben uns gerade erst kennengelernt, erklärte Pierre, und musste dann doch grinsen angesichts der ulkigen Situation.



Nati sagte nichts. Seinem aristokratischen Gemüt erschien die Dame wohl einfach zu aufdringlich und im übrigen indiskret. Für das hübsche Blondchen schien er keinen Blick zu haben, obwohl die Kleine ihn mit reizvollen Blicken zu bombardieren suchte. Schließlich gab sie es auf und versuchte es mit Pierre, der sich jedoch, endlich im Yogasitz, von ihr wendete, um seine ganze Aufmerksamkeit Nati zu widmen. Daher schmolte Tinia und begann, Tantchen auf die Pappel zu bringen, indem sie einmal ein Taschentuch, dann Erdnüsse, dann wieder ein Comic, dann wieder ein Taschentuch verlangte, schließlich wollte, dass Tantchen mit ihr auf die Toilette gehe, obwohl Tantchen meinte, dass sie gross genug sei, alleine aufs Clo zu gehen, um nach ihrem Zurückkehren wieder um ein Taschentuch zu bitten und danach wieder um Erdnüsse und schließlich um eine Coca, die Tantchen jedoch nicht hatte, um dann mit einem Kaugummi vorlieb zu nehmen.

—Möchten sie ein Kaugummi? fragte sie Pierre.

—Nein, Mädchen, mir ist heut' morgen mein Gebiss in die Toilette gefallen, antwortete Pierre, um sie zum Lachen zu bringen, und sie lachte denn auch derart, dass ihr der Mini wieder nach hinten rutschte. Und sie beeilte sich nicht sehr, ihn wieder zurecht zu rücken. Das besorgte mehr oder weniger Tantchen. Und dann wollte Tinia wieder Erdnüsse ...



—Pierre, ich hatte dich vorher gefragt, ob du Schauspieler seist, nahm Nati das Gespräch wieder auf. Und du hast geantwortet ... *fast* ... Was sollte das besagen?

—Das soll heißen, dass ich ein Drehbuch geschrieben habe, das ich nun realisieren möchte, ein Drehbuch für einen Film. Und in dem Film möchte ich selbst die Hauptrolle spielen.

—Eine wunderbare Idee! Und ... hast du noch eine Rolle frei in deinem Film?

—Ja. Es fehlt mir noch der Darsteller für die zweite Hauptrolle.

—Und ..., was für eine Person muss das sein? insistierte Nati, offensichtlich gespannt.

—Ein Junge ..., antwortete Pierre ruhig. Ein Junge ... in deinem Alter.

—Oh? Welche Nationalität?

—Nun ja, ich dachte an einen Mestizen. Der Junge hat im Film einen ägyptischen Vater und eine jüdische Mutter.

—Könnte der Junge nicht auch ..., sagen wir, ... ein indischer Junge sein ...? fuhr Nati mit naiver Mine fort.

Pierre dachte einen Moment nach.



—Schon. Es wäre möglich. Ich müsste nur einige Szenen ändern. Denkst du denn ... an dich selbst, Nati?

—Ja. Ich würde gern die Rolle spielen.

—Hast du schon einmal Theater gespielt?

—Ja, in der Schule ein wenig. Ich glaube, ich bin nicht schlecht.

—Ein schönes Köpfchen hast du jedenfalls, daran besteht keinen Zweifel!

Nati schaute Pierre glücklich lächelnd an.

—Findest du?

Pierre nickte und schaute dabei Nati in die Augen. Er legte beide Hände, mit den Handflächen nach oben, auf seine Knie, indem er Nati mit den Augen ein Zeichen gab.

Nati verstand und legte seine Hände in die Pierres.

—Einverstanden! Du bist engagiert für die Rolle, Junge!

Dann legte er seine Hände um die schmalen schönen Hände des Jungen, der seine Emotion nicht länger verbergen konnte und eine Hand Pierres an seinen Mund führte und küsste.

—Danke! sagte er. Danke!



In dem Augenblick fuhr der Zug im Stockholmer Hauptbahnhof ein.

—In welchem Hotel steigst du ab? erkundigte sich Nati, während er sich, immer noch im Yogisitz, die Turnschuhe anzog.

—Ich habe noch kein Hotelzimmer reserviert, antwortete Pierre, und stand auf, um seinen Mantel überzuziehen.

Nati hielt einen Moment inne und schaute zu Pierre auf, der vor ihm stand.

—Bei mir ist alles recht einfach, aber sauber. Du kannst bei mir schlafen, wenn du willst ...

Pierre schaute Nati einen Moment lang in die Augen, als ob er etwas suche darin. Dann streifte sein Blick über das Antlitz des Knaben und es schien ihm fast ein Wunder, dass soviel Schönheit bei einem einzelnen Menschen sich vereint finden konnte.

—Ich nehme dein Angebot von ganzem Herzen an! sagte Pierre leise und reichte dem Jungen beide Hände, um ihn, als er sie ergriff, mit einem Ruck hochzuziehen.

Mann und Junge umarmten sich einen kurzen Moment, um dann, wie zwei sich fast fremde Passagiere den Zug zu verlassen.



II.

Pierre sah einen Moment in das dunkle Zimmer, bevor Nati das Licht angeknipst hatte. Der Raum roch etwas muffig, aber gepflegt.

—Wie gesagt, ich wohne in einfacher Umgebung ..., begann der Junge wieder.

—Nati, bitte, du brauchst dich nicht zu rechtfertigen. Du wohnst so, wie es dir gefällt ...

Und als Pierre in der Mitte des recht großen Raumes stand und sich umschaute, als er sah, wie dieser Knabe aus einfachen Möbeln und zusammengesuchten Stücken eine heimelige und fast elegante Umgebung sich zurechtgebastelt hatte, als er fühlte, welch guter Geist hier wirkte, fügte er hinzu ...

—Und, ehrlich gesagt, mir gefällt es hier!

—Wirklich? fragte Nati unsicher.

—Ja ...

Dabei entledigte Pierre sich seines Mantels und des dicken Strickpullis, der ihn nun in der Wärme des Raumes fast erstickte.

—Mach es dir gemütlich! forderte Nati ihn auf, während er gleich in die winzige Küche ging, um den Wasserkessel auf



den Herd zu stellen. Er hatte Pierre, der Teeliebhaber war, versprochen, einen echten *Darjeeling* aufzubrühen. Und danach wollten sie in ein kleines indisches Restaurant gehen. Dazu hatte Pierre Nati eingeladen.

—Muss man nicht Plätze reservieren im Restaurant? rief Pierre, während er sich im Yogisitz auf den Teppich setzte.

—Nun, ja, besser wäre es schon, antwortete Nati von der Küche aus. Das Problem ist nur, dass wir kein Telefon haben...

—Wer ist *wir* ...? erkundigte sich Pierre, plötzlich hellhörig.

—Mein Bruder und ich. Weißt du, er hat das Zimmer hier gemietet und bisweilen schläft er auch hier, aber eigentlich ist es mein Zimmer. Er hat es für mich gemietet.

—Verstehst du dich gut mit ihm?

—Ja, er ist mein Lieblingsbruder. Er ist jetzt neunzehn, und vielleicht heiratet er bald.

—Was macht er beruflich?

—Er hat Englisch gelernt und spricht auch Schwedisch. Er hofft, etwas im Handel zu bekommen, oder vielleicht bei einer Bank.



—Gute Idee.

—Und du?

Nati kam aus der Küche und näherte sich Pierre.

—Oh, du sitzt wirklich perfekt, wie ein Inder. Wo hast du das gelernt?

—Ich praktiziere seit einigen Jahren Yoga.

—Welches Yoga?

—Eine Art Hausmischung, wie mein Tee ...

—So liebst du auch Tee, wie ich?

—Ja, sehr. Ich trinke fast ausschließlich Tee.

—Ein ulkiger Typ bist du, wirklich ...!

—Ach ja ...? aber ich hatte dich gefragt, was du gerne beruflich tun würdest...

—Ja, entschuldige, dass ich dich unterbrach. Ich wollte immer Schauspieler werden, weißt du, ... oder Tänzer, oder Musiker. Und nun arbeite ich aushilfsweise in einer Disko, als Diskjockey, und manchmal stehe ich Modell für einen Fotografen ...



Pierre schaute zu dem Jungen hoch und ein unwillkürliches Gefühl der Eifersucht auf diesen Fotografen durchzuckte ihn.

—Auch nackt? fragte er, obwohl er wusste, dass es indis-
kret war.

Nati gab ihm keine Antwort und ging in die Küche zu-
rück.

—*Ich muss nach dem Tee schauen!* sagte er klug, um
Pierre nicht erklären zu müssen, dass er frivole Fragen nicht
liebte.

Pierre war sich seines *faux-pas* bewusst und stand auf.
Er ging in die Küche.

—Eine winzige Küche, ohne Fenster ...

—Es ist ein Abzugsschacht drin, siehst du ... hier!

—Ach ja, stimmt.

—Und das reicht mir eigentlich, weißt du. Ich koche sel-
ten einmal ganze Menüs.

Der Tee war fertig und die beiden trugen zusammen die
Kanne und die Teebecher aus Ton in das Zimmer, und ließen
sich in der Mitte des indischen Teppichs nieder.



—Ich laufe schnell zum Restaurant, rief Nati, und war schon an der Tür. Ich möchte nicht, dass wir keinen Platz mehr bekommen. Ich bin in fünf Minuten wieder hier. Solange braucht der Tee ohnehin zum Ziehen.

—Okay, rief Pierre. Ich halte deinen Becher warm ...

Dann nahm er einen der Tonbecher, führte ihn zu seinem Munde und küsste ihn. Nati sah es im Hinausgehen und hielt kurz inne.

—Nachher sage ich dir etwas! hauchte er, und verschwand.

Pierre wartete länger als fünf Minuten.

Der Tee begann bereits, kalt zu werden. Und er hatte absolut keine Lust, ihn allein zu trinken. Also wartete er. Er dachte nach. Soviel hatte er bereits erlebt in diesem Land.

So viel, wie im Grunde noch nie in seinem Leben. Denn so wie er diesen Jungen liebte, hatte er noch niemals geliebt, weder eine Frau, noch einen Jungen, noch, wie so viele, ein Haustier. Es schien Pierre, als sei er im Grunde nur wegen dieses Jungen nach Schweden gekommen, als habe er nur wegen ihm den Film geschrieben.

Denn ohne Film kein Gedanke, nach Stockholm zu kommen. So war im Grunde alles eine Kette von Ereignissen



und man wusste nie so recht, wo die Kette begann und wo sie endete. Vielleicht gab es auch gar keinen Anfang und kein Ende, vielleicht war es eine Endloskette.

Dann vernahm Pierre das Zuschlagen der Haustüre und er hörte jemand flink die Treppe hochsteigen. Einen Moment später trat Nati ein und entschuldigte sich sogleich für sein spätes Kommen.

—Im Restaurant waren eine Unmenge Leute und ich musste regelrecht verhandeln, damit wir heute Abend noch einen Platz bekamen. Aber schließlich gelang es mir, denn der Besitzer des Restaurants kennt mich gut und mein Bruder geht häufig zu ihm essen und bringt auch Freunde mit, und so arrangierte er alles für uns.

—Ach Junge, soviel Mühe hast du dir gemacht ... Du bist wirklich ein erstaunlicher Junge.

—Ist das wahr? fragte Nati unsicher und setzte sich Pierre gegenüber, um sofort den Tee auszugießen.

—So wahr ich lebe und hier sitze, bestätigte Pierre ernst. Ich habe noch nie einen Jungen wie dich getroffen. Nur geträumt habe ich von einem solchen Jungen, jahrelang.

—Soll das heißen, dass du wirklich ... Jungen liebst?



—Ja. Es war wohl immer schon so. Aber früher wollte ich es nicht wahrhaben, und fühlte mich sogar schuldig und schlecht deswegen. Aber heute weiß ich, dass es eine wunderbare Sache ist und nehme es an, ja, ich bin glücklich, dass es so ist. Denn sonst würde ich dir heute nicht gegenüber sitzen ...

Nati stellte den gefüllten Teebecher vor Pierre und, als er ihn losließ, legte er seine Hand mit der Handfläche nach oben auf das Knie Pierres.

—Kannst du Handlesen? fragte er leise.

—Ein wenig, sagte Pierre. Aber mir fehlt die Erfahrung.

—Kann man in den Linien der Hand lesen, wenn ein Junge ... sich nicht zu Mädchen hingezogen fühlt, sondern zu Jungen, oder zu Männern?

—Ich weiß nicht, antwortete Pierre und schaute Nati in die Augen, aber ich denke schon. Doch ich wage mich nicht, es da herauszulesen.

—Woraus willst du es dann lesen?

—Aus den *Augen* eines Jungen.

—Ach ja? Nun also, wenn du so in meine Augen schaust, was liest du da?



—Dass du Jungen liebst und Männer.

—Das kannst du sehen? Ist das wahr?

—Ja. Denn durch die Augen schaut man bis in die Seele. Und deine Seele ist klar wie eine Bergquelle und deine Liebe ist rein wie das Wasser eines Gebirgsflusses...

—Das hört sich sehr poetisch an... und, weißt du, es stimmt. Ich liebe tatsächlich Jungen, und manchmal Männer. Eigentlich mehr Jungen, denn bei den Männern gibt es wenige, die mir wirklich gefallen. Einer muss schon gut aussehen, und, was noch wichtiger ist, er muss schöne Hände haben ...

Instinktiv betrachtete Pierre seine Hände und der Junge, der es wahrnahm, lachte leise.

—Hast du das Manuskript des Films hier, fragte er, und wechselte mit seiner Frage offenbar absichtlich das Thema.

—Ja, es ist in meinem Koffer. Möchtest du es lesen?

—Oh ja, sehr gerne. Noch heute Abend, wenn du erlaubst. Ich bin sehr gespannt, um was es geht in dem Film, vor allem ... auf das Verhältnis zwischen dem Mann und dem Jungen...

—Es ist eine Freundschaft, und dann mehr als eine Freundschaft.



Nati spitzte die Ohren.

—Doch am Ende blieb es doch eine Freundschaft.

—Warum?

—Ich weiß nicht recht. Es war so.

—Und dann?

—*David*, so heißt der Mann, führt *Jonathan*, so heißt der Junge, zu seinem Vater hin.

—Kannte der Junge seinen Vater denn nicht?

—Doch, aber nur flüchtig, er hatte ihn kaum gesehen. Sein Vater wollte sich im Grunde nicht um ihn kümmern. Der Junge lebte in Paris, bei seiner Großmutter, der Vater in Venedig. Er war Musiker.

—Das ist erstaunlich!

—Was?

—Na, die ... Übereinstimmung mit *meinem* Leben.

—Wirklich?

—Ja. Mein Vater, als er mit mir nach Europa kam, gab mich auch zu meiner Großmutter. Meine Mutter lebt in Paris. Und mein Vater ging schließlich nach Indien zurück, mit drei



anderen Brüdern von mir. Und auch er ist Musiker. Er spielt die Sarod ziemlich gut.

—Und deine Großmutter?

—Sie lebt hier in Stockholm. Aber ich zog aus bei ihr. Es war unerträglich.

—Warum?

—Weil sie mich herum reglementierte wie eine Matrone. Es war absolut unmöglich. Ich hätte ihr eines Tages den Hals herumgedreht oder sie aus dem Fenster geworfen...

—So schlimm war es?

—Und das Tollste war schließlich, dass sie meinte, ich könne, wie viele indische und pakistanische Jungen in meinem Alter abends auf den Strich gehen. Einfach des Geldes wegen, verstehst du?

—Eigenartig. Genau wie in meinem Film...

—Wirklich? Das ist wirklich unglaublich.

Damit ging Nati zum Koffer hin und Pierre warf ihm den Schlüssel zu.

—Sperr selbst auf und hole dir das Manuskript heraus. Es ist in einem grauen Ordner.



Alles was Nati tat, tat er in einer korrekten und fast graziösen Weise. Jede seiner Gesten hatte ihre Schönheit und schien eingebettet in ein Kontinuum aus Feinheit und Harmonie, das diesen Jungen umgab. Er legte zuerst den Koffer mit viel Sorgfalt flach auf den Teppich, um dann mit aller Vorsicht den Schlüssel in das Schloss zu stecken und aufzusperren. Als der Koffer geöffnet war, kramte er nicht etwa nervös in den Kleidern herum, sondern nahm jedes Kleidungsstück einzeln, mit einem fast heiligen Respekt, herunter und legte es neben den Koffer auf den Boden, sorgsam bedacht, die Reihenfolge der Kleidungsstücke einzuhalten, um sie nachher wieder ebenso an ihren Platz zurückzulegen, wie sie vorher im Koffer arrangiert waren.

Pierre schaute dem Jungen still zu, fast hypnotisiert von soviel Aufmerksamkeit, Respekt und Schönheit. Nati, das wusste Pierre nun, würde nicht nur sein Liebling sein, sondern auch sein Meister, sein Guru—sein Gott.



RONALD UND PITCH

Eine Novellette in vier Teilen

I.

Ronald und Pitch hatten sich bei einer Besichtigung des Eiffelturms kennengelernt. Das war eigentlich für beide eine ziemlich ungewöhnliche Geschichte. Denn beide liebten sie es nicht sehr, herumzulaufen und sogenannte *Sehenswürdigkeiten* anzustarren. Ronald hätte sich lieber die Universität von Paris angesehen, während dieser Reise, denn er dachte bereits daran, dass er in einem Jahr seinen M.A. haben würde.

Und Ronald hätte gern im Ausland studiert, ganz besonders in Paris, dieser Stadt, von der er seit seiner Kindheit träumte. Doch von Kanada bis hierher war es ein Stück Weges und Ronald war sich nicht sicher, ob seine Eltern ihn so weit ab von zu Hause studieren lassen würden.

Auch Pitch, so wollte es der Zufall, war von Montreal. Seine Mutter war Journalistin und wegen der Veröffentlichung eines Buches nach Paris gereist. Sie hatte Pitch mitgenommen, der mit großen Augen die vielen Eindrücke der Weltstadt in sich aufnahm.

Pitchs Vater hatte sich bereits von seiner Mutter getrennt, als Pitch noch im Babyalter war. Pitch freute sich umso mehr über diese Reise, als sie ihm ein wenig Abwechslung



und Neues in seine Leben brachte, ein Leben, das ihm eher monoton erschien, eher farblos und trist.

Pitch lebte mit seiner Mutter in einem kleinen Haus, in einem Vorort Montreals, einem sehr sauberen, aber doch vergnüglosen Viertel, wo es viele alte Leute gab und wo Pitch einfach nicht die Freundin oder den Freund fand, nach dem er immer suchte, den wirklichen Freund, mit dem er alles, aber auch alles teilen konnte, der ihn verstand, der ihm zuhörte, der mit ihm ausging, auf die Eislaufbahn, zum Tennis, ins Kino oder die Diskothek ...

Pitch fand seine Mutter zu sehr beschäftigt mit ihrem Beruf, ihrer Karriere und ihren Freunden, den Männern, die für einige Zeit ihr Leben teilten, die aber nie lange blieben, obwohl sie sich manchmal in ihrem Häuschen einnisteten, wie Schwalben...

Nicht immer zum Vergnügen Pitches, der manche dieser Typen eher grob und unkultiviert, oder doch zumindest oberflächlich fand. Die meisten gefielen sich darin, wenn sie nicht gerade mit seiner Mutter im Schlafzimmer beschäftigt waren, fernzusehen und Popcorn zu futtern, und es war eher die Ausnahme, dass einmal einer sich Zeit nahm, mit Pitch auf ein Hockeymatch zu gehen oder im Garten Fußball zu spielen, oder, was Pitch besonders liebte, sich mit ihm bei einer Partie



Wrestling auf dem Bett zu vergnügen. Mit einem Wort: Pitch sehnte sich nach *Zuwendung und Affektion*.

In der Schule mochte er eher die Lehrer als die Lehrerinnen. Er fand sie irgendwie toleranter und aufgeschlossener als ihre weiblichen Kolleginnen.

Besonders *einen* Lehrer mochte Pitch, einen recht jungen sportlichen Typ, der den Mädchen in der Klasse den Kopf verdrehte. Pitch dachte oft an ihn, wenn er nachmittags allein zu Hause saß, weil seine Mutter Überstunden in der Firma machte, und Pitch sich langweilte. Er stellte sich vor, was er alles mit ihm würde unternehmen können, und dass er, was in der Schule leider nicht möglich war, sich ihm bisweilen sogar auf den Schoß setzen könnte und sich ganz als kleiner Junge fühlen dürfte. Denn Pitch hatte Momente, in denen ihm wirklich zum Heulen war, in denen er sich nach nichts anderem sehnte, als dass ihn jemand in die Arme schloss und so richtig mit Wärme aufpumpte, ihn wie ein Baby auf dem Schoß wiegte oder an der Hand durch einen schönen Park führte.

Seine Mutter fand Pitch etwas zu modern. Sie war nicht eine der dicklichen Hausfrauen, wie manche der Mütter seiner Schulkameraden es waren, und die ihre Söhne manchmal, wenn diese es wollten, mit viel Zärtlichkeit in die Arme nahmen oder ihnen eine Geschichte vorlasen, Kuchen buken und so ganze Nachmittage mit ihnen verbrachten. Bei seiner Mut-



ter, die eine junge, schlanke und dynamische Frau war, fand er nicht die Affektion, die er sich immer wünschte. Sie war meistens in Zeitdruck, hatte irgendwelche Verabredungen, hetzte hin und her, wenn sie, was selten war, das Essen selbst kochte, denn meist bestellte sie Fertigménüs beim *Traiteur*, beklagte sich ständig, dass sie nicht genügend Geld verdiene, um sich die passende Kleidung für jeden Anlass zuzulegen, und zeter-te meistens, das Haus koste zuviel Strom und Wasser.

Wenn Pitch einmal einen Kameraden einlud, was selten genug vorkam, fragte sie ihn hinterher über alle Einzelheiten aus: was sie denn zusammen gespielt hätten, ob sie Fernsehen geschaut oder was sie denn so für Gesprächsthemen gewälzt hätten... Pitch wurde dann wütend, wenn sie ihn so ausfragte, aber er verkniff sich regelmäßig die Gegenrede, weil er seine Mutter, die ihm schließlich als unglückliche und bemitleidenswerte Person erschien, nicht verletzen wollte.

Pitch wagte es nicht, ein Mädchen mit nach Hause zu bringen, obwohl das unter seinen Schulkameraden durchaus üblich war. Seine Mutter hatte es ihm ohnehin verboten, wenn er allein zuhause war, wie jeden Nachmittag nach Schulschluss. So hatte er denn seine Mutter gefragt, ob er nicht einmal *Lisa* einladen dürfe, die kleine Schwarzhaarige aus seiner Klasse...? Aber er hatte kaum ausgedet, da rief seine Mutter schon aus, das sei *völlig unmöglich*, da Lisas Eltern *Italiener* seien und Lisa ein so schlechtes Französisch spreche



mit einem so starken südländischen Akzent darin, dass dieser Umgang *Pitchs* reine *Aussprache des Französischen* sicher beeinträchtigen würde.

Denn es komme im Leben nun einmal darauf an, gut erzogen zu sein, ein perfektes Idiom zu sprechen und seinen Weg als Mann zu gehen.

Pitch fragte sich, wie er wohl seinen Weg als Mann gehen solle, wenn er noch nicht einmal seinen Weg als Junge gehen durfte...?

Dabei war Pitch ein hübscher Junge, der insgeheim recht vielen Mädchen in seiner Schule gefiel. Er war zwar klein geraten für sein Alter, hatte aber einen schönen gepflegten Körper, regelmäßige Züge, eine sehr reine Haut, große grüne Augen, die in einem anmutigen Gesicht standen, das von seidigem blondem Haar sanft umrahmt wurde. Er trug das Haar fast bis auf die Schultern. Alles in allem glich Pitch gar wohl einem Engel, oder einem mittelalterlichen Troubadour *en miniature*.

Doch Pitch war sich nicht bewusst, wie er auf die Menschen und auf die *Mädchen* wirkte. Manchmal lächelte ihn eine an, aber meist waren es doch die fetten, eher vulgären Mädchen, die er nicht sonderlich mochte. Und die kleine Lisa, die er insgeheim liebte, blieb ihm verboten...



Als dieser große schwarzhäarige Junge ihn lächelnd anschaute, hatte sich Pitch zuerst umgedreht, um sich zu vergewissern, dass der junge Mann nicht etwa einer Person, die hinter ihm stand, seine Aufmerksamkeit schenkte. Doch das war offenbar nicht der Fall. Pitch reagierte zunächst nicht, denn er hatte Heidenangst davor, dem fremden Jungen sein Lächeln zu erwidern. Er glaubte, der Junge selbst oder die Touristen rundherum könnten sich aus irgendeinem unerfindlichen Grunde über ihn lustig machen.

So schaute Pitch zuerst zu Boden, nicht ohne jedoch beim Wiederaufschauen den Blick dem schönen grossen Jungen gleich wieder zuzuwenden, welcher inzwischen die Smogdecke über Paris zu kontemplieren schien. Pitch wollte sich vergewissern, ob er nicht vielleicht geträumt hatte. Das war nämlich nicht so ungewöhnlich bei Pitch, der oft Tagträume hatte, die manchmal, an gewissen Tagen, so stark waren, dass er nicht hätte sagen können, dass das, was er vor sich sah, nun Traum war oder Wirklichkeit...

So dachte Pitch nun bei sich, dass es sich wohl schon herausstellen würde, ob er träume oder nicht. Denn im ersten Falle würde nun gleich wieder alles beim Alten sein und er würde so traurig und allein bleiben, wie zuvor; im letzteren Falle allerdings, wenn dieser Junge ihn wirklich angelächelt hatte und alles recht wohl real war..., dann...



Pitch hatte noch nicht zu Ende gedacht, da fühlte er wieder den Blick des fremden Jungen auf sein Antlitz geheftet. Diesmal wollte er mutig sein, dem Blick nicht ausweichen und vielmehr zu erkennen suchen, was dieser Blick ihm sagte, welche Botschaft er enthielt. Pitch schaute auf.

Er sah in das Gesicht des fremden jungen Mannes, stellte fest, dass es bereits einen Bartwuchs aufwies, wurde dann aber ganz von diesen Augen gefesselt, die ihn mit einer Mischung aus Güte, Wohlwollen und leichtem Schalk anschauten, braunen Augen, die sehr lebhaft schienen.

—Ist das nicht eine wundervolle Stadt? fragte ihn der Junge, und Pitch schluckte, weil er plötzlich einen Klos im Halse spürte und ein leichtes Angstgefühl ihn überkam.

—Ja, ja, antwortete Pitch, indem er seine Stimme so teilnahmslos als möglich erscheinen ließ.

Er verzog keine Mine. Schließlich war es nicht ausgeschlossen, dass dieser Junge böse Absichten mit ihm hatte. Pitch dachte vage an all das, was seine Mutter ihm immer wieder eingebläut hatte, all das von wegen aufpassen und so, und von den Männern mit bestimmten Absichten, die Pitch sich oft auszumalen suchte und die ihn gruselten, aber auch erregten...



Gleichzeitig ging es Pitch durch den Kopf, dass der Akzent dieses Jungen dem seinen sehr ähnlich war, garnicht wie der Akzent der Pariser, sondern wie der etwas singende Akzent der Leute von *Quebec*.

Pitch schaute sich schnell um, ob nicht seine Mutter schon wieder zurück sei von der Cafeteria, wo sie ihm einen Kakao kaufen wollte, und als er feststellte, dass dies nicht der Fall war, nahm er seinen ganzen Mut zusammen und fragte den Jungen schüchtern, ob er wohl auch Kanadier sei?

Diese Bemerkung Pitches löste bei dem Jungen ein so überschwängliches Freudengeschrei, dass Pitch schon meinte, nun würden sicher alle Leute zusammenlaufen und fragen, was denn hier passiert sei.

Aber in Wahrheit reagierten die wenigen Leute auf der Plattform überhaupt nicht, als die Jungen sich schließlich, mit übertrieben männlicher Gebärde, die Hände schüttelten und sagten:

—Willkommen Landsmann! Ich heiße Ronald.

—Willkommen Landsmann! Ich heiße Pitch.

So hatte ihre Liebesgeschichte begonnen. Pitch konnte es noch viel später kaum glauben, wie positiv seine Mutter reagiert hatte, als sie, von ihrem Einkauf zurück, ihn an der Seite dieses fremden jungen Mannes stehen sah. Sobald sie



vernommen hatte, dass der Junge Kanadier war, schien sie gleich Feuer und Flamme und auf nichts anderes als eine solche Begegnung gewartet zu haben. Sie spielte ihre bevorzugte Rolle, die der alleinstehenden verlassenen Frau, die sich in der fremden Umgebung nicht zurechtfindet und eines kundigen Führers bedarf.

Die lakonische Bemerkung Ronalds, er sei selbst zum ersten Mal in Paris und kenne von dieser Stadt außer der Smogdecke, die er hier vor sich liegen sehe, nur den Flughafen, auf dem er zusammen mit seinen Eltern am Vortage gelandet sei, schien sie zu überhören.

Sie lief sogar zurück zur Cafeteria, um auch Ronaldo, wie sie ihn spontan taufte, einen Kakao zu kaufen...

II.

Danach ging alles wie im Traum. Ronald hatte Pitch und dessen Mutter ins Hotel begleitet, von dort aus seine Eltern angerufen, und noch am gleichen Abend hatten sie alle zusammen im Restaurant diniert. Es war gerade so, als hätten sich alte Freunde wiedergetroffen.

Seine Mutter verstand sich auf Anhieb mit Ronalds Eltern. Und das war selten bei ihr, da sie in aller Regel erst einmal das Negative in den Menschen sah, bevor sie die positiven Seiten der Leute bemerkte. Ronalds Vater war Architekt



und erstellte in Paris ein Kongresszentrum. Er war in Montreal in seinem Fach bekannt und hatte nun seinen ersten Auftrag in Frankreich, worauf er ziemlich stolz war.

Ronald sah seinen Vater eigentlich recht selten, und wenn, dann war dieser auch zuhause sehr beschäftigt, arbeitete irgendwelche Baupläne aus, gestaltete Modelle, oder hatte stundenlange Besprechungen mit Bauleuten und Investoren. Ronald wusste, dass sein Vater eigentlich nur *ein* Kind hatte, *seinen Beruf*. Und Ronalds Mutter wusste, dass ihr Mann eigentlich nur *eine* Frau hatte, *seinen Beruf*.

Umso erstaunlicher war es, dass Mr. Cunneley nun plötzlich für Journalismus und Bücher ein Interesse zeigte, als ihm nämlich Pitches Mutter von ihrem Buchprojekt berichtete.

—Dad, bemerkte Ronald schmunzelnd, seit wann interessierst du dich für Literatur?

Mr. Cunneley schaute seinen Sohn über die Brille hinweg an, blickte dann zu seiner Frau hin, lächelte vielsagend, nahm die Serviette ab und tupfte sich damit leicht über die Lippen, nahm einen guten Schluck des *Lafitte* aus dem Kristallglas und erwiderte:

—Mein lieber Ronald, du und deine Mutter seid keinesfalls im Bilde, dass ich während der Collegezeit Mitherausge-



ber unseres Collegemagazins war und außerdem einen Band Gedichte geschrieben habe...

—Aber Liebling, davon hast du uns nie etwas erzählt! rief Mrs. Cunnley überrascht aus.

Auf ihre Frage jedoch, wo sich der fragliche Gedichtband befinde, erklärte Ronalds Vater salomonisch, er habe ihn irgendwann einmal einer guten alten Freundin geschickt, die ihn leider nicht zurückerstattete...

Als Mrs. Cunnley insistierte, und ihren Wunsch äußerte, doch der Dame zu schreiben, um die Gedichte zurückzuerhalten, schüttelte ihr Mann schlicht den Kopf.

—Also, meine Lieben, schloss er, ich wünsche nicht mehr davon zu reden! Denn in jenen Gedichten habe ich dem nachgehungen, was man früher *schwärmerische Gefühle* nannte, und wofür es heute leider an jedem Vokabular fehlt, einem Vokabular nämlich, das *Formen der Schönheit, die nicht unbedingt alle Menschen teilen und verstehen, auszudrücken in der Lage ist...*

Nach einem Moment gespannten Schweigens meinte Mrs. Cunnley leise, sie habe garnicht gewusst, dass sich ihr Mann so ... literarisch ... auszudrücken vermöge.

Ronald nutzte den Moment der Stille, sein rechtes Bein zielbewusst in Richtung auf Pitches Füße zu bewegen und tipp-



te seinem kleinen Freund mit dem Fuß leicht auf die Zehen. Pitch sah zu ihm auf und ihre Blicke fanden sich.

Die Umstände hatten es sodann gefügt, dass Mrs. Cunnley, wegen des Weins, den sie offenbar nicht gewöhnt war oder wegen der fetten Cremesauce auf dem Entenbraten, eine so starke Unpässlichkeit erlitt, dass sich Ronalds Eltern, die in einem Hotel am anderen Ende der Stadt abgestiegen waren, gezwungen sahen, für die eine Nacht an Ort und Stelle zu logieren.

Zum Glück war im Hotel noch ein Doppelzimmer frei, und wie es der Zufall nun wieder wollte, war es das Zimmer neben dem von Pitches Mutter. Pitch bewohnte ein schönes Einzelzimmer auf derselben Etage, aber leider war kein Platz mehr im ganzen Hotel für seinen Freund Ronald. So bat Mr. Cunnley den Hotelmanager, doch eine Abhilfe zu finden, und dieser erklärte mit der größten Liebenswürdigkeit, die beste Lösung sei doch wohl, ein weiteres Bett in das doch recht geräumige Einzelzimmer des *Petit Monsieur* zu stellen, damit *Son Grand Ami* darin mit ihm die Nacht auf unterhaltsamste Weise verbringen könne...

Dabei hatte der etwas dicke kleine Herr im grauen Anzug Pitch auffällig zugeblinzelt, welcher, etwas verlegen, zu Ronald hinüberschaute, welcher wiederum, sich ein Lächeln



mühsam verkneifend, sein Antlitz seinem Herrn Vater zuwandte, dem natürlich die Entscheidung zufiel.

—Gut, entschied Mr. Cunnley, zufrieden gähnend, lass die Jungchen zusammen pennen, aber jetzt nichts wie in die Heia...!

Pitch und Ronald hatten beide einen Klos im Hals, als sie aufs Zimmer gingen. Sie wuschen sich, jeder für sich, im Badezimmer, wobei sie die Tür sorgfältig absperreten, und setzten sich dann brav, wie zwei gut erzogene Internatszöglinge im bis oben zugeknöpften Pyjama, jeder auf sein Bett. So saßen sie einen Moment und schauten sich an.

—Was wohl dein Vater mit *schwärmerischen Gefühlen* und *gewissen Formen der Schönheit* gemeint hatte...? begann Pitch, indem er Roland schüchtern lächelnd in die Augen sah. Ronald antwortete eine Weile nichts, machte es sich dann auf seinem Bett bequem und äußerte, während er zur Zimmerdecke blickte:

—Ach, weißt du, Pitch, das ist etwas, von dem ich dir dann gern erzähle, wenn ich weiß, dass wir uns länger kennen werden...

Am nächsten Morgen beim Frühstück, bei dem sich alle wohlgelaunt einfanden, entschied Mr. Cunnley, dass es *eigentlich ein Irrsinn* sei, das Zimmer im Ritz zu bezahlen, das



das dreifache koste, als das schöne Doppelzimmer in diesem etwas bescheideneren Hotel, zumal das Gelände des zukünftigen Kongresszentrums hier gleich um die Ecke sei.

Da am Tisch jeder das Raisonement einfach genial fand, machte sich Mr. Cunnley kurzerhand auf, ins Ritz zu fahren, das Zimmer dort zu kündigen und mit aller Bagage in Bälde wieder zurückzukehren.

Die Damen nutzten den Morgen zu einem Modebummel, während Ronald Pitch eine Überraschung versprochen hatte. Als die Mütter gegangen waren, bat Ronald seinen kleinen Freund, im zu folgen zum Klavier, das sich am anderen Ende des Restaurants befand. Als Ronald die Tastaturbedeckung hochklappte, sah er die Inschrift *Pleyel 1925*.

—*Oh, was für ein herrliches Instrument!* rief er aus und setzte sich gleich hin, um zu spielen. Pleyel ist eine große Marke, fuhr er enthusiastisch fort, eine der alten französischen Nobelmarken. Diese Klaviere haben einen wunderschönen Klang... fast wie Engel..., flüsterte er, wobei er einige Triller im Diskant spielte, und Pitch, der stumm neben ihm stand, von unten her in die erstaunten Augen blickte.

—Ich wusste nicht, dass du Klavier spielst, sagte Pitch leise. Spielst du mir etwas vor?



—Ja..., lass mal sehen, brummte Ronald und kramte aus einem Stapel vergilbter Notenblätter, die auf dem Klavier herumlagen, ein eher dünnes Heftchen heraus. Als er es aufschlug, war da zu lesen Ludwig van Beethoven, *Für Elise*.

—Gefällt dir das? fragte Ronald kurz.

—Ich weiß nicht..., gab Pitch zurück, etwas unsicher. Ich kenne es nicht.

—*Wirklich nicht?* fragte Ronald erstaunt. Aber... das ist doch ein berühmtes kleines Musikstück. Ich liebe es sehr.

Dabei kramte er einen Bleistift aus seiner Hosentasche, näherte diesen dem Notenblatt, strich mit einer entschiedenen Gebärde *Für Elise* durch und schrieb in aller Seelenruhe, in Großbuchstaben darüber:

—FÜR PITCH.

Pitch hielt einen Moment die Luft an, dann konnte er seine Rührung nicht mehr zurückhalten und warf seine Arme um Ronalds Hals. Dabei kniete er leicht hinter ihm nieder und ließ seine beiden Hände über Ronalds Brust gleiten.

Dieser ergriff schnell Pitches Hand und führte sie zu seinem Mund, und küsste sie. Dann ließ er sie unmerklich, sehr zärtlich, los und begann zu spielen...



Als Ronald endete, stand Mr. Cunnley hinter den beiden Jungen und bemerkte sachlich:

—Bravo, Ronald, ich habe den Eindruck, dass dieser Engelknabe dich zu höheren Leistungen anspornt...

Und im Weggehen rief er zurück, sie sollten nur weitermachen, das sei gute altgriechische Schule, und davon könne er ein Lied singen und habe auch eins gesungen, in seinem Gedichtband ...

Auf Pitches fragenden Blick hin, dem die Alkoholfahne Mr. Cunnleys und dessen schwankender Gang nicht verborgen geblieben waren, meinte Ronald:

—Wie gesagt, Pitch, davon erzähle ich dir später einmal, wenn wir uns besser kennen...

Aber Pitch hatte für sich selbst entschieden, schon am Vorabend, als er noch lange im Bett wach gelegen hatte, während sein Freund bereits schlief, dass er dieses Geheimnis hier und jetzt lüften wolle. *War er denn nicht groß genug, es zu erfahren?* Und warum erst, wenn er Ronald länger kenne? Bestand denn überhaupt eine Chance, diese Freundschaft, die so wunderbar begann, fortzusetzen?

Pitch klammerte sich nicht zu sehr an diese Vorstellung, aus Angst, sie könne sich als Illusion erweisen. Die Ernüchterung wäre dann zu schmerzlich. Und so hatte Pitch für sich



entschieden, dass er jetzt reinen Tisch machen wolle und im übrigen mit der Gunst seines Herzens nicht allzu freigebig zu verfahren. Da Ronalds Vater eine dringende berufliche Verabredung hatte und die Mütter noch nicht von ihrem Stadtbummel zurück waren, erklärten sich die Jungen bereit, zusammen das Zimmer von Ronalds Eltern einigermaßen herzurichten, die Sachen aus den Koffern zu nehmen, und so fort.

Mr. Cunley hatte Ronald großzügigerweise einen brandneuen Tausendfrankschein in die Hand gedrückt, mit der ausdrücklichen Aufforderung, sich damit, zusammen mit seinem Freund, nach Herrichten der Sachen einen Ausgang zu bezahlen. Zum Abschied hatte er nicht nur Ronald, sondern auch Pitch freundschaftlich auf die Wange geküsst, und der kleine Junge war mit offenem Munde dagestanden über soviel väterliche Liebe.

—Wundere dich nicht zu sehr, lieber Pitch, rief ihm Ronald dann zu, während er die beiden schweren Samsonitekoffer auf das Doppelbett plumpsen ließ, so macht mein Alter von Zeit zu Zeit all die Abwesenheit gut, die er mir antut. Dann drehte er sich zu Pitch um und lächelte nun garnicht mehr.

—So *glaubt* er sie gutzumachen, fügte er mir leerem Gesichtsausdruck hinzu.



Dann schüttelte er den Kopf, setzte sich aufs Bett und legte den Kopf zwischen die Hände.

—Aber Ronald, was ist, Junge...? rief Pitch bestürzt und ging auf den Freund zu, legte ihm eine Hand auf den Kopf und streichelte leicht sein schwarzes lockiges Haar.

Nach einem Moment schaute Ronald auf, sah Pitch geradewegs ins Gesicht und lächelte:

—Es ist eigenartig, schön *und* eigenartig, wenn du mich *Junge* nennst, sagte er zärtlich.

Dabei ergriff er die Hand Pitches und zog den kleinen Freund näher zu sich hin. Pitch setzte sich auf seinen Schoß und legte spontan den Arm um seinen Nacken. Ronald vergrub sein Gesicht ins Pitches Brust. Es entging dem kleinen Jungen allerdings, dass sein großer Freund weinte...

Als die beiden Jungen dann, nachdem sie eine Nachricht für ihre Mütter an der Rezeption des Hotels hinterlassen hatten, ausgingen, um sich das Eislaufstadion anzusehen, dachte Pitch daran, dass er an diesem Tag zum ersten Mal in seinem Leben geküsst, richtig geküsst worden war, und dass zum ersten Mal in seinem Leben ihn jemand *Liebling* genannt hatte. Pitch fühlte in seinem Herzen ein unbeschreibliches Gefühl für diesen großen schlanken schwarzhaarigen Jungen, der ihn mit einer solchen Wärme und Zärtlichkeit umgab.



Pitch war glücklich. Er glaubte, sein Herz müsse bersten vor Freude über alles, was sich in diesen wenigen Stunden in seinem Leben an Schönem und Neuem ereignet hatte. Und zudem, zudem fühlte er sich geliebt, geliebt, geliebt, wirklich geliebt ..., wenn auch nicht von einem Mädchen. Aber was machte das aus?

Sein Liebhaber war ein Junge, der so gut aussah, dass ihm sicher die Mädchen nachliefen. Und er zog ihn all diesen Mädchen vor, ihn, Pitch, den kleinen Pitch, der doch bisher so unscheinbar mit seiner Mutter gelebt hatte und immer unglücklich war. Ausgerechnet ihn ...

Was machte es schon aus, dachte Pitch, dass er ein Junge war, und kein Mädchen, was machte es eigentlich aus? Es war sogar noch besser, viel besser, denn er hatte einen Freund gefunden, einen Kameraden, mit dem er alles, auch die Liebe und ihre Geheimnisse, und alles andere, würde teilen können, alles auch, über das er mit einem Mädchen gar nicht sprechen würde, was er noch nicht einmal seiner Mutter sagen würde...

Zum Beispiel all das, was sich in letzter Zeit mit seinem Penis ereignet hatte, wie groß er doch geworden war im Vergleich zu vorher, vor allem, wenn er heimlich im Bett damit spielte, und dass nun manchmal bei diesen Spielen eine leichte Flüssigkeit herauskam, die am Anfang gelblich gewesen



war und nun eher transparent, durchsichtig, und deren Geschmack er mehr und mehr liebte...

Mit niemandem hatte Pitch darüber reden können. Und doch schien ihm dies so wichtig, so wesentlich, in seinem jetzigen Leben, obwohl niemand in seiner Umgebung über solche Dinge redete, und die Dinge oder Erlebnisse waren, die man gewöhnlich versteckte oder derer man sich gar schämte, obwohl Pitch das idiotisch fand.

So fühlte Pitch nun, dass er mit Ronald über all das würde reden können, dass er es vor ihm nicht zu verstecken brauchte, dass Ronald verstehen würde, dass er auch diese kleinen Freuden gern mit ihm teilen würde. Und dieser Gedanke entzündete in Pitches Herzen eine Vorfreude, die schöner war, als alles, was er bereits erlebt hatte, schöner sogar als die Vorfreude auf Weihnachten...

Während der ganzen Fahrt in der Metro hatte Pitch Ronalds Hand in der seinen gehalten und gestreichelt und Ronald dachte bei sich, dass er noch niemals einen Jungen so sehr geliebt hatte, wie Pitch. Konnte ein Mädchen so süß sein, wie ein Knabe, der so war wie Pitch, so rein und wirklich engelhaft in seinem ganzen Denken und Tun? Und die anderen Jungen, mit denen er geschlafen hatte? Nein, das war nicht vergleichbar, dachte Ronald, das war Sex gewesen und auch ein wenig Angeberei, eigentlich niedere Gefühle im Vergleich



zu dem, was er nun für Pitch empfand. Lieber würde er sterben, so dachte Ronald, als Pitch zu verführen, wie er manche anderen kleinen Jungen verführt hatte – mehr oder weniger gegen ihren Willen, oder jedenfalls, ohne sich genau zu vergewissern, ob und wie weit die Jungen mit ihm im Bett gehen wollten.

Lieber niemals Sex, dachte er, lieber niemals mehr Sex, aber immer so lieben, wie er hier und jetzt diesen herrlichen Jungen liebte, den er erst seit genau zwei Tagen kannte, den er auf dem Eiffelturm erblickt hatte, in einem Moment, da sein Herz fast stillgestanden hatte vor Schrecken, ja Schrecken über soviel Schönheit, soviel Anmut, soviel jungenhaften Charme...

Ronald fühlte, dass seine Liebe zu Pitch vollkommen war, dass er noch kein körperliches Verlangen für ihn empfand, und dass alles in ihrer Beziehung letztlich von Pitch abhinge, dass es Pitch sein würde, der, obwohl so viel jünger als er, und offenbar vollkommen unerfahren, diese Liebesbeziehung leiten und dirigieren würde. Ronald wusste, dass sein Herz vollkommen diesem Jungen gehörte, den er mehr liebte, als seine Mutter, als seine Eltern, als alles in der Welt. Mehr sogar als sich selbst.



—Ronald? fragte Pitch, mit verträumter Mine, glaubst du, dass wir unsere ... Freundschaft in Montreal fortsetzen werden können?

Ronald sah Pitch ernst an und sagte leise, dass er eigentlich gern in Paris studieren wollte... Als er jedoch spürte, dass die Hand seines Freundes, die er in der seinen hielt, unter seinen Worten zusammenzuckte, atmete er auf.

Auf dieses Zeichen hatte er nur gewartet. Pitch liebte ihn also...

Im Grunde hatte Ronald längst die Option, nach Paris zu gehen, aufzugeben, und dies, obwohl sein Vater nun, da sein Bauprojekt in Frankreich offenbar großes Interesse fand, dem Ansinnen seines Sohnes, in der Weltmetropole zu studieren, nicht mehr ablehnend gegenüberstand.

—Ich habe eigentlich keine Lust mehr, in Paris zu studieren..., *jetzt*, ... fuhr Ronald fort.

—Jetzt? fragte Pitch zurück, während seine Augen für einen Moment aufleuchteten. Jetzt? wiederholte er, und schmunzelte.

—Ja, jetzt ..., Pitch, jetzt ... wo ... wir Freunde sind. Weißt du?



—*Das ist super!* rief Pitch enthusiastisch, sprang auf und setzte sich rittlings auf Ronalds Beine. Da sie fast alleine in dem erster Klasse Abteil waren, und niemand hinschaute, küsste Pitch seinen Freund ungeniert auf den Mund.

Ronalds Vater reagierte etwas befremdet, als sein Sohn ihm mitteilte, er habe es sich nun doch anders überlegt wegen des Studiums, und wolle schließlich in Montreal studieren.

—Du kannst mir nichts vormachen, Junge, murmelte er. Ich weiß, dass es wegen Pitch ist. Ich weiß auch über deine früheren Affären ganz gut Bescheid. Obwohl du wohl denkst, ich sei ein alter Trottel und merke so etwas nicht, oder wisse nichts über solche Dinge. Ich bin weder ein Dummkopf, Ronald, noch ein Macho oder Tyrann. Ich bin irgendwo auch ein ganz vernünftiger Mensch. Findest du nicht?

Ronald schaute seinen Vater überrascht an. Er hatte in der Tat angenommen, sein Vater habe nicht die leiseste Idee gehabt von seinen Affären mit kleinen Jungen. Aber da stand er nun einem offenbar wissenden und vielleicht sogar ebenseitig erfahrenen Vater gegenüber.

Allerdings reagierte sein Vater nicht so, wie er es sich manchmal ausgemalt und im stillen gefürchtet hatte.



—Da du nichts antwortest, fuhr dieser nun fort, rede ich weiter, mein Junge. Vorweg möchte ich dir sagen, dass ich mir nicht das Recht nehme, in dein Liebes- oder Intimleben hineinzureden. Das geht mich nichts an. Du bist ein großer Junge und ich habe dich weiß Gott nicht wie einen Tölpel erzogen. Ich weiß, dass du ein kluger und kultivierter Junge bist und ich kann deine Neigung besser verstehen, als du glaubst...

—Der ... *Gedichtband*..., rutschte es Ronald heraus.

Junge, ich möchte dir keinen großen Erklärungen abgeben. Sagen wir, wir verstehen uns unter Männern. Der Weise urteilt nicht über Liebe, er liebt. Das war immer meine Einstellung. Und wenn du mir sagst, dass du diesen Jungen wirklich liebst, und nicht nur irgendwelchen Kapricen nachhängst, wenn du vor allem nicht die Prinzipien des Respekts verletzt, wenn du nicht die Unerfahrenheit des kleineren Jungen zu deinem Vorteil ausnutzt, wenn du umsichtig und rücksichtsvoll bist, wie es ein wahrer *Gentleman*, liebe er nun Mädchen oder Jungen, immer zu beachten hat – dann, mein Sohn, habe ich nichts gegen deine Beziehungen. *Bei den vergangenen drückte ich ein Auge zu.* Bei dieser Beziehung ist es allerdings etwas anders. Denn wisse, Ronald, ich liebe diesen Pitch auch, wie ein Vater, als ob er mein eigener Sohn wäre. Und ich möchte nicht...



—Schon gut!..., unterbrach Ronald den Vater. Sieh' mal, fuhr er nach einer kleinen Pause fort, ich würde sicher nicht meine Entscheidung bezüglich der geplanten Studien in Paris geändert haben, liebte ich diesen Jungen nicht von ganzem Herzen..., so sehr, wie ich noch niemals zuvor einen Menschen geliebt habe...

Mr. Cunnley atmete tief und fragte dann langsam, ob Ronald denn damit meine, dass er diesen Jungen etwa mehr liebe, als seinen eigenen Vater.

—Ja, Daddy..., gab Ronald ruhig zurück, wobei er zu Boden schaute.

—Das ist hart, Junge, presste Mr. Cunnley hervor, und suchte sich einen Stuhl, der in der Nähe stand.

Denn auf einmal wurde ihm weich in den Knien.

—Nun gut, Junge, fuhr der Mann stöhnend fort, ich weiß ja, ich habe immer wenig Zeit für dich gehabt...

—*Sehr* wenig, Daddy..., warf Ronald leise ein.

—Ja, sehr wenig, mein Junge, ich weiß..., aber..., die Geschäfte...

—Du hattest auch immer wenig Zeit für Mom, Daddy, und ich weiß, dass zwischen euch nicht mehr viel läuft...



—Es ist gut, dass du die Dinge beim Namen nennst, Junge. Du bist nicht auf den Kopf gefallen und warum sollte ich dir etwas vormachen? Ich habe seit einigen Jahren Freundinnen, Konkubinen, weißt du, hier und da, so dass ich bei meinen Geschäftsreisen nicht so allein bin ..., du verstehst, Junge, und das kostet Geld, viel Geld...

Als Ronald nickte und zu Boden sah, setzte sein Vater hinzu:

—Als du klein warst, liebte ich deine Mutter noch sehr. Ich hatte keine Verhältnisse außerhalb, aber ich arbeitete wie ein Wilder und war oft unterwegs. *Deine Mutter hängt sich sehr an dich, zu sehr, wenn du mich fragst.* Sie hat bei dir so etwas wie Trost gesucht für meine Abwesenheit, verstehst du...? Sie hat dich für meine Begriffe überprotektiv erzogen, und ich habe nicht genügend hineingefunkt in diese Beziehung, ich meine diese starke Bindung zwischen dir und deiner Mutter... Ich sollte es mir vielleicht vorwerfen?

—Warum, Vater? Vorwürfe bringen uns nicht weiter. Für mich ist es schön, dass du mich so akzeptierst, wie ich bin. Ich weiß ja auch nicht, warum mich kleinere Jungen so faszinieren. Ich meine, ich hab' ja auch mit Mädchen geschlafen. Das war auch ganz in Ordnung rein sexuell besehen. Aber danach blieb immer ein ganz eigenartiges Gefühl der Leere zurück, das ich mir nicht erklären kann. Bei Jungen ist das anders. *Da*



ist Sex garnicht so wichtig, da kommt es in erster Linie auf andere Dinge an. Dinge, die viel wichtiger sind, als alles... und da bleibt keine Leere zurück. Im Gegenteil.

—Ich weiß, Junge, du brauchst mir nichts zu erzählen. Ich hatte in meiner Jugend ähnliche Beziehungen. Ich hatte dir ja schon einmal davon erzählt. Erinnerst du dich?

—Ja, Daddy!

—Und das bleibt unter uns—versprochen?

—Klar.

—Jetzt ist nur noch eines zu tun, Ronald...

—Und das wäre?

—Wir müssen deiner Mutter schonend beibringen, dass du nun doch deine Entscheidung geändert hast und lieber in Montreal studieren willst.

—Lass das nur meine Sorge sein, Vater, sagte Ronald entschieden. Ich denke, wenn ich Manns genug bin, eine Entscheidung zu treffen, bin ich auch alt genug, sie wieder zu ändern...

III.

Zurück in Montreal trafen sich Ronald und Pitch nun regelmäßig.



Es hatte sich herausgestellt, dass sie nicht weit voneinander weg wohnten und im übrigen hatten weder Ronalds Eltern noch Pitches Mutter etwas gegen ihre Freundschaft. Pitches Mutter war sogar froh, dass ihr Sohn einen Freund aus so guter Familie gefunden hatte, einen so seriös wirkenden älteren Jungen, dass er sich vorerst von Mädchenkontakten zurückhielt, was sie für sehr vernünftig hielt.

Außerdem war Pitch, seitdem er Ronald kannte, viel freier, offener, freudiger und auch ihr gegenüber hilfsbereiter und irgendwie lebensfroher geworden, und sogar in der Schule besser als zuvor. Seine Mutter erklärte sich das auch damit, dass Ronalds Eltern Pitch sehr gerne hatten und ihn bei sich zuhause wie einen Verwandten begrüßten, sodass Pitch relativ viel Zeit in deren Anwesen verbrachte, statt allein die Nachmittage zuhause vor dem Fernseher herumzusitzen. Hinzu kam dann noch, dass Pitches Mutter unerwartet eine bessere Stelle bekam, in einer großen Zeitung, wo sie dann häufig Nachtschichten machen musste.

Da bot es sich natürlich an, Pitch zu erlauben, öfter auch über Nacht bei seinem Freunde zu verbleiben, zumal Ronalds Eltern es Pitch schon wiederholt angeboten hatten, ohne dass der Junge es jedoch anzunehmen wagte, weil er glaubte, seine Mutter könne etwas dagegen haben.



Pitchs Mutter war weit weniger von Stressgefühlen geplagt, seit sie öfter allein in ihrem Hause war und sich ungestört mit ihrem Freund vergnügen konnte.

In der Tat hatte sie bereits mehrere Male den Gynäkologen aufgesucht, weil sich bei ihr Zeichen von Frigidität eingestellt hatten, die ihr Freund alarmierend fand. Die unerwartete Änderung ihrer ganzen Lebenssituation hatte diese Symptome dann zu ihrem Erstaunen und zur großen Zufriedenheit ihres Freundes wieder verschwinden lassen.

Zuerst führte sie dies auf die günstige Entwicklung im beruflichen Bereich zurück, ihre neue Arbeit, die ihr viel mehr Spaß machte und sie weitaus mehr erfüllte, als die vorige Stelle, aber dann hatte sie einmal einer befreundeten Psychologin davon erzählt, die ihr mit einem wissenden Lächeln auseinander setzte, dass sie in Wahrheit, wenn sie mit ihrem Freund im Bett lag, an ihren Sohn gedacht hatte...

Sie hatte die Freundin ohrfeigen mögen im ersten Moment und es fehlte nicht viel, dass sie es auch tat. Doch dann dachte sie nach, dass sie in der Tat obsediert gewesen war von der Vorstellung, dass ihr Sohn, wenn sie sich liebte mit ihrem Freund, die Geräusche und bisweilen kurzen Schreie während des Liebesspiels durch die recht dünne Wand, die ihr Schlafzimmer vom Zimmer Pitchs trennte, hatte vernehmen können. Sie war überzeugt, dass dies die Ursache ihrer Frigi-



dität gewesen war. Doch die Psychologin insistierte, dass auch diese Überlegung lediglich das sei, was sie in ihrem Fachjargon eine *Rationalisierung* nannte, eine Art Überschminken eines viel tiefer sitzenden Problems. Das Problem sitze in ihrem Körper, nicht allein in ihrem Geist. Es sitze in ihrer Brust, in ihrem Uterus, hatte die Freundin ihr ausgeführt. Es sei die Tatsache, dass sie, von ihrer Seite aus, die Fusion mit dem Baby, das ihr Mann ihr einst geschenkt habe, bis heute nicht gekappt habe.

Dann hatte ihr die Freundin vom *ödipalen Problem* Pitches gesprochen, davon, dass er vermutlich selbst die Fusion mit der Matrix nicht habe lösen können, weil ihm Identifikation mit einem Vatermodell gefehlt habe.

Als ihre Freundin geendet hatte, war Pitches Mutter zuerst einmal stumm geblieben für einen Augenblick. Sie dachte, sie träume.

Die Wirklichkeit wurde unklar, verschwommen. Plötzlich wurde ihr bewusst, wie sehr sie Pitch doch liebte, wie sehr sie an ihm hing, dass er ihr eigentlich viel mehr bedeutete, als all die Freunde, die sie gehabt hatte, einschließlich Pitches Erzeuger selbst.

Sie wurde sich mit Schrecken darüber im klaren, dass sie mit all den Männern lediglich affektiv unbedeutende Beziehungen einging, um letztlich sicherzustellen, kein wahres in-



times Band mit ihnen zu knüpfen. Denn das einzige wahre und intime affektive Band, das sie unterhielt, was das zu ihrem Sohn.

Nachdem Pitches Mutter das verstanden hatte, wandelte sich ihre Empörung über die ernüchternden Ausführungen der befreundeten Psychologin in große Dankbarkeit für die Offenheit und das Vertrauen, das ihr die Freundin bewiesen hatte. Und auch ihre Beziehung zu Pitch änderte sich.

Sie gab ihm mehr Freiheit, hörte damit auf, ihn auszufragen, was er denn bei dem oder jenem Male mit seinem Freund so angestellt habe, ein Verhalten, das, als sie davon ihrer Freundin berichtet hatte, von dieser recht brutal als grausam und persekutorisch qualifiziert worden war.

Sie versuchte endlich, die Realität von Pitches Leben zu erfassen und es wurde ihr zum ersten Male klar, wie einsam ihr Sohn doch diese ganzen Jahre über gewesen sein musste, unter welchem tiefen affektiven Mangel er doch gelitten haben musste. Irgendwie hatten sie das gemeinsam: dieses ungestillte Verlangen nach Affektion, Liebe, Zärtlichkeit.

Sie wurde sich nun klar darüber, dass sie Pitch nie viel körperliche Affektion gewährt hatte, dass sie ihn, seit er aus den Babyschuhen herausgewachsen war, kaum noch gestreichelt oder liebkost hatte. Irgendwie war ihr dies unanständig erschienen, obwohl sie nicht ganz verstand, weshalb sie das



dachte. Ihre Freundin hatte ihrem verschwommenen Gefühl einen Namen aufgesetzt. Sie hatte es unbewusste Inzestangst genannt, und dieses Dem–Kind–Einen–Namen–Geben hatte ihrem ganzen inneren Spuk ein unerwartetes und glückliches Ende bereitet. Es kam nun ab und zu vor, dass sie Pitch in die Arme nahm, und danach schaute er sie immer so glücklich an, mit einem Ausdruck in den Augen, den sie früher vergeblich in ihnen gesucht hatte.

Die Beziehung zu ihrem Freund endete mit einem großen Krach, nachdem sie ihn kurzerhand aus dem Haus gejagt hatte, weil sie sich plötzlich ausgenutzt und als bloßes Sexobjekt behandelt vorkam. Er hatte davon keinen Deut verstanden und versuchte immer wieder, zurückzukommen. Aber die Tür blieb ihm verschlossen. Sie nahm sich vor, in Zukunft nur noch einen Mann über ihre Türschwelle zu lassen, den nämlich, der sie und Pitch respektierte und der sie so sehr liebte, dass auch sie vielleicht endlich dazu finden würde, wirkliche Liebe für einen Mann zu empfinden. Eigentlich, so gestand sie sich nun ganz offen ein, war das vorher noch nie der Fall gewesen bei ihr. Eigentlich, so musste sie schonungslos vor sich selbst bekennen, hasste sie die Männer und hätte sich durchaus vorstellen können, mit einer Frau oder einem jüngeren Mädchen zu leben.



Aber diese Vorstellungen würgte sie, jedesmal, wenn sie sich einstellten, gleich in sich ab. Sie nahm sich vor zu warten, bis sie den richtigen Freund finden würde.

Aber inzwischen...?

Inzwischen entwickelte sich die Freundschaft zwischen Ronald und Pitch zu einer wahren Liebesbeziehung mit allem, was dazu gehört. Die beiden waren unzertrennlich geworden, unternahmen fast alle Aktivitäten gemeinsam, tauschten ihre Kleidungsstücke aus, was jedesmal eine sehr lustige Angelegenheit war, da wohl Pitch die langen Jeanshosen Ronalds hochkrepeln konnte, Ronald aber, schlank wie er war, die Jeans Pitches wohl über die Hüften bekam, ihm die Hosenbeine aber nur bis knapp über die Knie reichten...

In Pitches verwaschenen Jeans sah Ronald aus wie ein Gaukler auf den Bildern Picassos aus der rosa Periode, besonders, wenn er kein Hemd trug und Pitch ihm an den spärlichen Brusthaaren zupfte, was ihn zu kreischendem Gelächter reizte.

Irgendwann kam es dann dazu, dass sie sich auch Ringe kauften, und diese austauschten, wobei Ronald den Ring Pitches am kleinen Finger trug, Pitch jedoch den ihm von Ronald offerierten über den Daumen zog.



Und irgendwann kam es auch dazu, dass sie sich, an einem etwas gewittrigen Sommernachmittag, als das Fenster in Ronalds Zimmer weit offen stand und die frische Luft vom plötzlich mit aller Gewalt herunterprasselnden Regen in den Raum wehte, nackt gegenüberstanden...

Es war einfach so gekommen, ohne dass sie einen Plan gehabt hätten, es nun endlich zu tun, es hatte sich so ergeben, als sie sich wieder einmal umgezogen hatten, um ihre Kleider auszutauschen, während sie lachten und die vertraute Zweisamkeit genossen.

Doch in diesem Moment, als sie sich gegenüberstanden, in die Augen sahen und anfangen, sich ganz zart mit den Händen zu berühren, zu streicheln, zu liebkosen, da wurden sie ganz ernst, besinnlich und fast schüchtern. Auch Ronald. Und gerade er.

Denn er war sehr unsicher, was er tun sollte. Er hatte sich dieses Mal überhaupt nichts zu beweisen, wie das früher meist der Fall gewesen war, und er dachte an sein Gelübde und dass er unter keinen Umständen etwas unternehmen wollte, was Pitch unangenehm wäre.

So verhielt sich Ronald denn ziemlich passiv, außer dass er mit unendlicher Liebe Pitches Haare mit Küssen bedeckte und mit seinen Händen über die schmalen zierlichen Schultern des kleinen Jungen streichte. Alles andere überließ er



Pitch, der ziemlich aktiv zu Werke ging und ganz und garnicht so, wie er es von einem ganz unerfahrenen Jungen erwartet hatte...

IV.

Wie diese Geschichte schließlich ausging?

Pitch und Ronald lebten ihre Liebe sehr glücklich, frei und mit großer Befriedigung. Pitches Mutter fand den Mann, den sie wirklich liebte und der für Pitch zu einem zweiten Vater wurde.

Zwischen Pitch und Lisa kam es schließlich doch noch zu einer Beziehung, die recht schnell, unerwartet schnell vertraut und intim wurde.

Der inzwischen sechzehnjährige Pitch hatte durch seine Beziehung mit Ronald sehr an Selbstvertrauen und Reife gewonnen und fühlte sich von einem bestimmten Moment in seiner Beziehung mit Ronald an wieder, und diesmal sehr stark, zu Mädchen hingezogen. Und Ronald hatte sich kurz darauf selbst in ein Mädchen von der Universität verliebt, mit der er zusammen nun doch auf der Sorbonne in Paris einige Semester studieren wollte.

Pitches Mutter hatte inzwischen von Ronalds Vater die ganze Wahrheit über die Beziehung der Jungen zueinander erfahren, und ihre anfängliche Bestürzung darüber wandelte



sich schnell, als sie sich die positive Entwicklung beider Jungen vor Augen hielt.

Doch völlig beruhigt war sie erst, als sie sah, dass die Prognose, die Mr. Cunley gestellt hatte, dass nämlich alles gut ausgehe, tatsächlich in Erfüllung ging. So unternahm Pitches Mutter diesmal auch nichts gegen die Idee Pitches, die kleine Lisa übers Wochenende nach Hause einzuladen. Sie hatte auch plötzlich garnichts mehr gegen Italiener und fand den Akzent Lisas *très charmant*...



TIRLINA

Eine Novellette in fünf Teilen

I.

Hola extranjero! hatte ihm das kleine Indiomädchen zugerufen, und kam auf ihn zu, um ihn ganz ohne Scheu bei der Hand zu nehmen.

—Komm, und kauf' mir eine Tüte Tomaten! Wir haben zuhause nichts zu essen und ich habe das Geld verloren, das meine Mutter mir gab!

Und dabei weinte es garnicht, sondern lächelte und war sich offenbar völlig sicher, dass der Fremde ihr die Tomaten kaufen würde. Bei Pierre konnte sie sich einigermaßen sicher sein, denn er hätte selbst einen größeren Wunsch einem Kind nicht abschlagen können.

So gingen sie zu dem Obststand und die Indiofrau in dem schönen bunten Poncho bediente sie sehr freundlich, obwohl sie etwas fragend dreinschaute.

Und als sie dann zusammen von dem Stand weg, ein Stückchen Weges gingen, da sagten sie nichts weiter, machten aber beide keine Anstalten, sich Adieu zu sagen.

Das Mädchen aß eine Tomate und Pierre dachte sich, er wolle auch eine versuchen.



—*Dame una?* fragte er das Mädchen.

—*Naturalmente!* rief es fröhlich, und reichte ihm die Tüte. Es stimmt übrigens garnicht, dass meine Mutter mir Geld gab und ich es verlor, fuhr es fort.

Pierre nickte.

—Es stimmt nicht, weil meine Mutter tot ist.

—Und dein Vater? fragte Pierre trocken, denn er fühlte eine plötzliche Trauer in sich aufsteigen.

—Auch ...

—Und du ...?

—Ich *lebe!*

—Ja, das sehe ich ...

Und beide lachten laut und dann sagte das Mädchen, es heiße *Tirlina* und fragte den Fremden, wie er heiße und er sagte lächelnd, er heiße *Pierre*.

—Kann ich bei dir bleiben? fragte das Kind daraufhin unvermittelt.

—Ja! antwortete Pierre ebenso spontan, und erst eine Minute später wurde er sich klar, was das eigentlich bedeutete.



II.

Im Bus von Santa Cruz nach Cochabamba saß die Kleine auf seinem Schoß und strahlte ihn an voller Glück.

—Hast du denn wirklich niemanden gehabt, der sich um dich kümmert? erkundigte sich Pierre.

—Die Vögel haben auch jemanden, der sich um sie kümmert. Und *dieser da* hat sich auch um mich gekümmert ..., antwortete das Kind, zu Pierres Erstaunen, indem es mit dem Fingerchen zum Himmel wies. Manchmal erhielt ich was von einer Marktfrau, manchmal stahl ich es, manchmal fand ich etwas im Abfall.

—Hast du Brüder und Schwestern?

—Ja. Aber sie sind bei einem Onkel, ich habe vergessen, wo er wohnt. Er hat mich weggeschickt, weil nicht genug zu essen da war für alle ...

Pierre fühlte sein Herz sich zusammenkrampfen und er zog es vor, nichts mehr zu fragen. Es war ohnehin besser, dass das Kind von sich aus erzählte, wenn es wollte. Ansonsten, was nutzte es, seine offenbar nicht leichte Vergangenheit aufzurollen? Und doch, eine Frage interessierte Pierre ...

—Bist du *glücklich*, Tirlina? fragte er leise.

—Aber *ja!* bejahte das Mädchen und nickte.



—Vorher auch ...?

—Bevor wir uns trafen? Oh ja! Auch da. Ich war *immer* glücklich.

Pierre sagte nichts mehr und schaute hinaus, wo sich ihm ein prachtvolles Naturschauspiel bot. Der Bus umfuhr eine tiefe Talschlucht und nun, gegen Ende des Nachmittags, glitzerte die diesige Luft in der Sonne wie ein Silberteich. Tirlina war glücklich, immer glücklich gewesen. Wie war das möglich? fragte sich Pierre.

Tirlina war offenbar müde und legte ihr Köpfchen gegen Pierres Schulter.

—Ich möchte schlafen, sagte die Kleine. Halt' mich fest ... und lass mich nur nicht 'runterfallen, wenn der Bus in die Kurve fährt ..., schloss sie und die Augen fielen ihr zu.

Pierre kicherte leise. Er war glücklich.

III.

Der Mann mit dem Indiokind auf dem Arm stieg an einem lauten und schmutzigen Busbahnhof Cochabamba aus. Er schaute sich etwas verloren um, da er jemanden suchte, mit dem er verabredet war. Da kam ein Junge auf ihn zugelaufen, ein kleiner Mestize von etwa zehn Jahren.

—He, he, Pierre, hier bin ich, hier bin ich ...



—Oh, hallo Mirko! rief Pierre erfreut. Schön, dass du da bist.

—Komm, der Bus wartet dort drüben ..., sagte Mirko mit geschäftiger Miene, und zog Pierre am Arm. Dann streichelte er das schlaff herabhängende Bein des Mädchens.

—Wo hast du das Mädchen gefunden? fragte Mirko nun leiser, da er sah, dass die Kleine schlief.

—Es war auf dem Markt in Santa Cruz. Sie wollte bei mir bleiben, weil sie niemanden hat ...

—Gut von dir, sie mitzunehmen! rief der Junge und hüpfte die letzten Schritte zum Bus.

—Oh je, seufzte Pierre, ich muss vorher noch schnell aufs Klo ...

—Kein Problem. Komm, gib mir die Kleine und geh schnell, da im Bahnhofsgebäude ...

Pierre händigte dem Jungen das Mädchen aus, das in dem Augenblick erwachte, und da sie sah, dass Pierre sich anschickte fortzurennen, und sie sich auf den Armen eines kleinen Indiojungen befand, war sie überzeugt, Pierre wolle sie wieder aussetzen. So fing sie denn bitter an zu weinen...

Pierre war hin- und hergerissen zwischen Toilette und Mädchen und fühlte sich verzweifelt. Er kam zurück und wollte



der Kleinen erklären, aber sie schrie dermaßen, dass es unmöglich war. Und in dem Augenblick, als er nicht mehr wusste, was er tun sollte, nahm ein dicker Mann mit schweißnassem Gesicht, aber strahlendem Lächeln, Tirlina von den Armen des Jungen und wiegte sie vor seiner Brust. Es war der Busfahrer.

Er hatte alles mit angesehen und rief Pierre zu, er solle nur ruhig auf die Toilette gehen. Sie seien hier in Bolivien, einem Teil der Welt, wo man noch Zeit habe und man nicht wie in Europa in die Hosen machen müsse, weil die Busse von lebenden Robotern ohne Herz gelenkt seien.

Pierre lachte dankbar und lief zum Gebäude. Nun lief er, nicht weil er fürchtete, der Bus wartete nicht auf ihn, sondern weil sein Geschäft ihn drängte.

Und als er zurückkam, fand er Tirlina wieder friedlich eingeschlafen auf den Armen des Fahrers, der ganz verträumt hinter seinem Lenkrad saß und das Kind in seinen Armen wiegte.

—Wo haben sie die Kleine denn gefunden? fragte er Pierre lächelnd, als dieser den Bus betrat.

—In Santa Cruz auf dem Markt. Sie fragte mich, ob sie bei mir bleiben könne, weil sie niemanden hat.

—Keine Eltern?



—Nein, sind beide tot.

—Armes Ding. Wie heißt sie?

—Tirlina.

—Reizender Name.

Daraufhin stand der Fahrer auf und legte das schlafende kleine Mädchen zärtlich in Pierres Arme.

—Viel Glück mit dem Kind, sagte er, und lächelte Pierre an ... Und Gott segne dich, Kleines! nun zu Tirlina gewandt. Dann gab er dem Mädchen einen ganz dicken Kuss auf die rundliche Wange. Tirlina schien im Schlaf zu lächeln.

Der Bus machte ein ungeheures Getöse und ratterte los, wie ein alter Traktor. Pierre und Mirko schauten beide das schöne Gesichtchen Tirlinas an.

—Wie alt mag sie sein? fragte Mirko neugierig.

—Ich denke, sechs oder sieben, antwortete Pierre und streichte sachte eine Strähne kräftigen schwarzen Haars aus dem Gesicht des Mädchens. Pierre dachte, dass das Kind sehr müde sein musste, weil es so lange schlief. Vielleicht war es garnicht von Santa Cruz und hatte einen weiten Weg zurückgelegt?



Die abrupten Stöße des Busses ließen Tirlina erwachen. Sie schaute etwas ernst und misstrauisch in die Augen Pierres. Dann schloss sie die Augen wieder. Und als sie sie wieder öffnete, lächelte sie.

—Wo fahren wir hin? fragte sie, und schaute von Pierre zu Mirko. Wer ist der Junge da?

—Wir fahren zu mir! antwortete dieser stolz. Ich heiße Mirko.

—Du bist ... einer von uns.

—Ja. Ich bin von Puno, vom Titikakasee.

—Und fahren wir da hin?

—Nein. Das wäre zu weit. Da müssten wir den Zug nehmen und lange lange fahren. Es ist in Peru, drüben. Hier sind wir noch in Bolivien. Wir fahren nur bis Guaqui. Dort fängt der See an. Er ist sehr groß und sehr schön, du wirst sehen. Und du wirst ihn lieben, wie ich.

—Woher willst du wissen, dass ich ihn so lieben werde wie du? fragte Tirlina.

Mirko wusste darauf nichts zu sagen und so schwieg er.

Pierre dachte einen Moment an seine Vergangenheit, einen kleinen Moment nur.



Er hatte sich nämlich vorgenommen, die Vergangenheit völlig zu vergessen. Hier in Bolivien war seine Vergangenheit absolut unwichtig. Er war glücklich, und das war die Hauptsache. Hier, in Bolivien, bei diesen Menschen, diesen Indios, diesen Kindern, in dieser herrlichen grandiosen Natur, fühlte er sich zuhause. Hier und an anderen Stellen der Welt, auf den Philippinen, oder in Thailand, fühlte er sich wohl, war er glücklich. In diesen Ländern hatte er Freunde gefunden und diese halfen ihm, sich um die Kinder zu kümmern, die Pierre überall zuliefen—oder die er nach manchmal langen Streitereien mit den Behörden aus Institutionen holte, Waisenhäusern, Erziehungsheimen, Gefängnissen ...

Mirko war in einem Waisenhaus in Santa Cruz gewesen und als ihn Pierre dort traf, war er so voller Läuse, dass er keinen Moment stillhalten oder ruhig dasitzen konnte. Die ganze Zeit über hüpfte er herum und haute sich mal hierhin mal dahin mit der Hand, kratzte hier und kratzte dort, und an manchen Stellen des Kopfes war Blut zu sehen, so sehr hatte der Arme gekratzt—weil es eben so juckte.

Pierre hatte nicht lange verhandeln brauchen mit dem Direktor des Waisenhauses. Es war ein alter dicker Jesuit, der ganz offensichtlich den Überblick verloren hatte über seine Schar, die wild herumsausten und brüllten, und den kleinen Mirko scharf und eifersüchtig musterten. Sie errieten, was vorging. Und Pierre nickte stumm.



Er dachte:

—Ja, ihr habt ja recht, warum Mirko und warum nicht ihr alle?

Mein Gott, das war immer das Problem. Er konnte einfach nicht allen helfen. Warum Mirko? Weil Mirko selbst auf ihn zugekommen war, als er in den Hof des klosterähnlichen Anwesens kam. Weil Mirko ihn offenbar erwartet hatte. Denn Pierre war der festen Überzeugung, dass jeder Mensch sein Schicksal selbst erwählt und dass er es auch ändern kann, wenn er nur will. Und Mirko wollte. Er hatte Pierre hierher gerufen. Er hatte ihm ein Signal geschickt in der anderen Dimension, im Unsichtbaren.

Mirko streichelte Tirlina ganz behutsam über die Wange, als sie wieder eingenickt war.

—Sie war also noch nicht einmal in einem Waisenhaus, wie ich? wollte er wissen.

—Nein, antwortete Pierre ernst. Sie war ganz auf sich selbst gestellt. Sie erhielt mal hier etwas, mal da, und was weiß ich, wo sie schlief, und unter welchen Bedingungen ...?

Mirko streichelte gedankenvoll über das Haar des Mädchen, so als wollte er sagen *Du musst ganz schön was aushalten können, bist aber doch nur ein kleines Mädchen, ein kleines Mädchen...*



—Aber sie hat gesagt, dass sie glücklich war ..., meinte Pierre nachdenklich, wie zu sich selbst.

—Wirklich? fragte Mirko ungläubig.

—Ja, wirklich. Sie hat es mir gesagt, bekräftigte Pierre.

—Sie muss eine Heilige sein, eine Heilige, sage ich dir..., schloss Mirko und redete dann lange nichts mehr, während der Bus keuchend die Serpentina der Bergstrasse hochkletterte.

IV.

Die Fahrt zog sich hin und Tirlina schlief immer noch. Mirko war bei einem kleinen Stand aus dem Bus gesprungen, um ein Geschäft zu machen und dann kam er mit einer großen Tüte gerösteter Erdnüsse zurück, für die Pierre ihm etwas Geld in die Hand gedrückt hatte. Und nun machte der Fahrer eine Verschnaufpause. Es war eigentlich eine Schnarchpause, denn er hatte es sich bequem gemacht, lag halb über dem Lenkrad, den Hut im Gesicht, welcher sich hob und senkte sich im Rhythmus seines Atems.

Vor Pierre und den Kindern saß eine Indiofamilie, hinter ihnen ein altes Ehepaar, das sich leise unterhielt. Die Indiofamilie hatte drei Kinder, zwei im Alter von Tirlina und Mirko und ein kleines Baby, das an der Brust der Mutter lag und trank.



Ausser dem Schnarchen des Fahrers hörte man nur das leise Reden der Leute und das Schmatzen des Babys. Pierre fielen nun auch die Augen zu und er hielt sich nur noch mit Mühe aufrecht. So schlug er, um wieder zu Kräften zu kommen, Mirko eine kleine Vertretpause im Freien vor, was der Junge freudig begrüßte. Und offenbar hatte Tirlina das gehört und verstanden, denn mit einem Male öffnete sie die Augen und sagte lächelnd:

—Gib mir auch ein paar Erdnüsse, bitte ...!

Und dann waren sie alle drei hinausgegangen, an dem laut schnarchenden Busfahrer vorbei, und Tirlina war guter Dinge.

Pierre ging mit den Kindern ein kleines Stück weit in die Büsche und setzte sich dort nieder. Der Blick ging von dort über die ganze riesige Schlucht, die in sanftem Dunst dalag und zu träumen schien in der Nachmittagshitze.

—Es ist schon erstaunlich, Mirko, dass du diesen langen Weg im Bus ganz allein herkamst. Nur um mich abzuholen. In Europa wäre das unmöglich, denke ich.

—Warum? fragte der Junge, erstaunt. Warum soll ich nicht im Bus fahren, auch wenn es weit ist?

—In Europa würden sie sagen, dass du dazu noch zu klein bist.



—Wieso das? insistierte Mirko und fügte lachend hinzu, dass schließlich nicht er es sei, der den Bus lenke.

—Da hast du Recht, musste Pierre zugeben. Aber dennoch.

—Nun ja, seufzte Mirko, ich denke, ihr macht euch in Europa Probleme, wo keine sind ...!

—Schon möglich, ja, ich glaube, du hast Recht, räumte Pierre ein. Die Mentalität hier scheint mir viel natürlicher und auch lebensnäher.

—Wenn ich nun beschlösse, dich zu verlassen, Pierre, dann könnte ich es auch ... meinetwegen, um nach La Paz zu gehen und dort zu arbeiten. Oder?

—Ja, natürlich!

—Also.

—Aber ich wünsche mir, dass du noch ein wenig bei mir bleibst ...

—Wirklich?

—Ja, ... ich dich liebe, Mirko.

—Aber wenn ich wirklich will, dann ich gehen, nicht wahr?



—Natürlich. Wenn du es willst, kannst du es jederzeit tun. Denn meine Liebe ist nicht so, dass sie ein Gefängnis für dich sein soll. Verstehst du? Und du bist ein großer Junge.

—Ja. ... Ich freue mich, dass du alles das gesagt hast, Pierre.

Damit rutschte er ganz dicht neben den Mann und drückte sich gegen ihn. Dann suchte seine kleine Hand unter das Hemd Pierres zu greifen, nachdem er es von hinten mit einem Griff aus der Hose gezogen hatte. Die kleine Hand strich dann gewandt über den nackten Rücken Pierres, der nun damit beschäftigt war, Tirlinas Haar zu kämmen. Die Indiofrau vor ihm hatte ihnen sehr freundlich einen Kamm geliehen.

—Wo wohnst du, Mirko? fragte Tirlina.

Dann drehte sie sich zu Pierre hin und fügte hinzu:

—Wohnt er in deinem Haus, Mann?

Pierre lachte.

—He, Mädchen, ich bin nicht *Mann*, ich bin Pierre.

—Und ich bin nicht *Mädchen*, sondern *Tirlina*, konterte die Kleine.



—Okay. Also das Haus gehört nicht mir, oder doch jedenfalls nicht mir allein. Es gehört einer Gruppe von Freunden, die alle für dasselbe arbeiten.

—Für was arbeiten sie?

—Für Kinder wie dich, und wie Mirko.

—Ach so, dann sammelt ihr also jeden Tag Kinder auf den Strassen ein?

—Nicht jeden Tag. Wir sind kein Ameisenhaufen ...

Alle drei lachten und Tirlina sprang nun von Pierres Schoß und machte einen Besuch bei den Leuten auf dem Vordersitz. Deren größere Kinder hatten sich schon ein paar Mal neugierig herumgedreht und Pierre zugelächelt und nun schloss Tirlina Kontakt mit ihnen. Sie kamen gleich und drängten sich neben Pierre und Mirko und Tirlina, und nun war er von vieren umgeben. Aber Tirlina bestand darauf, dass auch das Baby kommen müsse, und so schleppte sie das fette kleine Babymädchen herbei und pflanzte es mitten in den Schoß Pierres, wo es ihn mit neugierigen großen schwarzen Augen anblickte.

—Da hast du noch eins, für deine Sammlung! schnaufte Tirlina und dann kicherte sie.



Die Mutter des Babys drehte sich zu Pierre herum und schaute ihn lächelnd an, ohne ein Wort zu sagen. Ihr Gesicht war dunkelbraun, voller dünner Falten, die die glatte Haut durchzogen, mit hochstehenden Wangenknochen und ausdrucksvollen Mandelaugen.

Ihr langes Haar war im Nacken zu einem Pferdeschwanz gebunden und von einem Filzhut bedeckt, und sie trug den traditionellen Poncho, Stiefeletten und viele bunte Armreife um die Handgelenke. Der Blick, den sie Pierre zuwarf, der mit offener Bewunderung dieses lächelnde zufriedene und wohlgenährte Baby streichelte, war voller Güte und Wohlwollen.

Dann schnalzte sie ein wenig mit der Zunge, damit ihr Kind sie anschau. Das kleine Mädchen reagierte sofort und drehte seinen Kopf zu ihr hin.

—*Ella se llama Anara ...*, sagte die Mutter, und schaute Pierre lächelnd an.

—*¿Tiene ya un año?* erkundigte sich Pierre.

– *Si, un año y dos meses*, bestätigte die Mutter.

Der Eindruck, den diese kleine und scheinbar belanglose Szene Pierre bot, war der einer vollkommenen Symbiose zwischen Mutter und Baby, einer ungestörten Harmonie.



Er assoziierte diesen Eindruck, der ihm im Herzen wohltat, mit der Harmonie dieser grandiosen Landschaft, die kein Maler der Welt je einfangen konnte und die auch auf Fotografien oder Filmen nicht einen Bruchteil der Wirkkraft entfaltet, die sie in Wahrheit ausstrahlt auf den, der darin lebt.

Die Mutter ließ Pierre das Baby, solange das Kind selbst es wollte und nicht nach ihr verlangte. Mirko neckte die Kleine, indem er ihr eine Hand hinter den Kopf hielt und sie plötzlich von der Seite ihren Wangen näherte. Jedesmal, wenn das Kind seiner Hand gewahr wurde und den Kopf danach drehte, zog er sie schnell wieder weg, sodass das Kind glauben musste, es habe sich getäuscht. Aber manchmal war Mirko nicht schnell genug und das Kind sah wohl den Trick, und lachte darüber, indem es helle piepsende Laute von sich gab. Schließlich nahm Mirko das Kind auf den Schoß und gab ihm kleine Küsschen auf die Nase, die Stirn, die Wangen und den Mund. Anara hielt ganz still und mochte diese Zärtlichkeiten offenbar sehr. Pierre beobachtete sie und erinnerte sich, auf welcher ungewöhnlichen Weise dieses Projekt für Kinder hier in Bolivien entstanden war. Im Geiste sah er die schöne Farm vor sich, die er und seine Freunde Carlos und Edward, Nerine und Arya in Guaqui am Titikakasee gekauft hatten. Siebzehn Kinder, im Alter von vier bis fünfzehn Jahren, waren nun bereits bei ihnen. Dabei hatte diese ganze Initiative erst vor knapp einem Jahr begonnen, als Pierre von Europa nach Boli-



vien reiste, weil er etwas für Kinder tun wollte, die in den Silberminen schufteten. Dann aber waren die Minen nach den langen Machtkämpfen mit den Großgrundbesitzern geschlossen worden, und die Kinder der Arbeiter hatten plötzlich alle Zeit, in die Schule zu gehen, etwas, das vorher undenkbar für sie gewesen war. Aber ihre Väter waren nun ohne Arbeit und die Misere erschien noch größer als vorher.

Aber das war nur scheinbar so. Arm waren diese Leute ohnehin, aber nun waren die Kinder frei, und man konnte etwas für sie tun.

Dann hatte Pierre jedoch festgestellt, dass für diese Kinder bereits Schulen existierten und dass sie nicht so schlimm dran waren, wie diese Indiokinder, von denen er in Europa noch nie etwas in den Medien gehört hatte, diese Waisen, deren Eltern entweder gestorben waren oder getötet wurden oder die sie schlicht aufgaben, weil sie sie nicht nähren konnten, diese kleinen Jungen und Mädchen, die von einem Ort zum anderen ziehen und betteln, überall in Bolivien, und die niemand will.

Sicher, sie leben in einer absoluten Freiheit, in dem Sinne, dass sie keinerlei Konditionierung unterworfen sind und sich ihre eigene innere Welt aufbauen können. Es sind deswegen, wie Pierre und seine Freunde beobachteten, sehr un-



abhängige, autonome, scharfsinnige Kinder, von denen manche allerdings misstrauisch und schwer zu gewinnen waren.

Eine Art Institution zu gründen und sie dort gewissermaßen für immer aufnehmen zu wollen, erschien Pierre und seinen Freunden als ein kapitaler Fehler. Sie wären niemals geblieben oder aber hätten ihre eigene Person aufgegeben, und damit ihre ureigene Intelligenz und von der Strasse genährte Weisheit. Hierin sahen Pierre und seine Kollegen den Hauptmangel aller Missionsschulen, die ganz bewusst das Straßenkind von der Strasse entwurzeln, und ihm damit den Nährboden entziehen, um es einzupferchen in ein Prokrustesbett aus ihm meist völlig unverständlichen Normen und Gewohnheiten, die denen der Strasse zum Teil diametral entgegengesetzt sind.

Die Idee war daher einfach, eine Farm zu erwerben, die den Kindern offen stand, zu der sie kommen konnten, wenn sie dies wünschten, für die Zeit, die sie wollten, und die sie jederzeit wieder verlassen konnten. Und dies vollkommen ohne jedes Schuldgefühl der Undankbarkeit oder ähnlicher fusioneller Vorwände, die Kinder in der affektiven Sklaverei einsperren.

Pierre brachte seine Erfahrung in dieses Projekt ein, denn über viel Geld verfügte er nicht. Er hatte vorher mit sogenannten schwer erziehbaren Kindern gearbeitet und sich



Gedanken gemacht, wie man ihnen helfen kann, ihre Verhaltensprobleme auf eine intelligentere Weise zu lösen, als es bisherige Erziehungsansätze zumeist vergeblich versucht haben. Sein Freund Edward war Holländer, ein promovierter Anwalt des internationalen Rechts, der ausgestiegen war aus der Maschinerie seines Berufs, seines Milieus, und nicht zuletzt seiner unglücklichen und kinderlosen Ehe. Und dann war da der große blonde Sven, der jüngste der Gruppe, mit seinen bloß fünfundzwanzig Jahren.

Sven stammte aus einer wohlhabenden schwedischen Bürgerfamilie. Und da waren Nerine und Arya, zwei junge Indiomädchen von Puno, die ihnen halfen bei der Kinderbetreuung, und die selbst Waisen waren, und die ihre kleinen Brüder und Schwestern mitgebracht hatten und nun mit den anderen zusammen großzogen.

In einer langen Abwärtsserpentine hielt der Bus an. Der Fahrer parkte ihn etwas seitlich auf einer Sandfläche, um sich sogleich den Hut übers Gesicht zu legen und ein Nickerchen zu machen.

Als Pierre mit Mirko und Tirlina den Bus verließ, schnarchte der Fahrer bereits und Tirlina nahm ihm den Hut ab, was ihn hochschrecken ließ. Tirlina kicherte und legte den Hut wieder auf sein Gesicht, bevor sie vergnügt aus dem Bus hüpfte.



Pierre hatte, bevor er aufstand, das Baby wieder der Mutter zurückgegeben, aber die beiden anderen Jungen, die sich ihm mit Unio und Filipo vorgestellt hatten, wollten nicht mehr von seiner Seite weichen.

Draußen ließ Pierre erst einmal seinen Blick über die grandiose Landschaft wandern und atmete die absolut reine Bergluft ein. Was für ein Naturschauspiel, was für eine Freiheit, was für eine Ruhe in mir, dachte er, und war froh, dass er dieses enge Europa für immer verlassen hatte, dieses Europa mit seinen ewigen nationalen Streitigkeiten, seinen Engstirnigkeiten, seinen jahrhundertealten Vorurteilen, aber auch seinem Luxus, seiner Ästhetik, seiner Kultur. Hier war alles spartanischer, aber dafür wahrhaftiger, und Beziehungen waren nicht lau und nichtssagend wie Pierre sie in Europa empfunden hatte, sondern eng und passioniert, oder aber das Gegenteil im Negativen, aber niemals fade und unbedeutend. So verglich Pierre das Äußere und das Innere, die ungekünstelte Wahrhaftigkeit in der Landschaft, in dieser reinen Luft, in der Armut aber auch der Leute, Armut, die ihrerseits spartanisch war und frugal, aber nicht elend, nicht wie die Armut Indiens, die nach Leichen stank und nach einer erstickenden Tradition, die die Menschen zu fatalistischen Krüppeln machte, sondern Armut, die im Grunde Reichtum war, Reichtum an Wesentlichem und Armut an dem, was ohnehin überflüssig ist, auf das ein Weiser gerne verzichtet.



Und waren sie nicht weise, unglaublich weise, diese Bergindios, in ihrer geschäftigen humorvollen Art, ihrer unermüdlichen Suche nach einem kleinen Handel, einem Erwerb, einem Brot für morgen, für ihre Kinder? Waren sie nicht intelligent in ihrer perfekten Anpassung an diese Landschaft, dieses Klima, diesen Boden? Waren es nicht wundervolle malerische Menschen, voller Poesie und Leben, frei von einer lebensfeindlichen Moral, die überall auf der Welt zum schleichenden Tod führte und dem sie entgingen. Tod war hier, wie Sexualität, eine vollkommen natürliche Sache, integriert in die Ganzheit des Lebens, und daher Teil des Lebens. Etwas, über das man nicht nachdachte, vor dem man keine Angst hatte, das man, genau wie Sexualität, nicht vor den Kindern verbarg und den Kindern auch nicht vorenthielt. Mindestens die Hälfte aller Kinder starben in einer Indiofamilie, in der Regel mehr. Man konnte nie wissen, ob ein Kind überleben würde. Aber gab die Mutter dem Kind deswegen weniger Sorge, weniger Liebe, weniger Aufmerksamkeit? Ließen sich diese Indios nicht hinschlachten für ihre Kinder, für diese Wesen, deren sie nicht einmal sicher sind, dass sie sie überleben würden? Natürlich. Sie würden alle ihr Leben geben für ihre Kinder. Das sah man einfach, an dem Respekt, den sie ihnen entgegenbrachten, an der Art, wie sie mit ihnen redeten, an der Freiheit und Autonomie, die sie ihnen gewährten. Die Liebe, die sie gaben, war frei, eine nichtbesitzende, nicht besitzenwol-



lende Liebe, und gleichzeitig eine Liebe, die überhaupt nicht abstrakt war, nicht durch Worte sich äußerte, oder doch kaum, jedoch sehr durch Gesten, Berührungen, und alles, was der Körper sagen kann, geben kann, an Zärtlichkeit, an Nähe, an Wärme und Kraft.

Ja, so sah es Pierre, es war eine kraftvolle Liebe, eine Liebe, die ebenso resistent war gegen die rauen klimatischen Bedingungen, wie die Indios selbst es waren.

Pierre liebte die Indios, und besonders diejenigen Boli- viens, die Andenindios, bei denen die Frauen Herrenhüte auf den Köpfen haben, und ihre Kinder in bunt gewebten Tüchern auf dem Rücken tragen. Schön waren sie, diese Menschen, mit Gesichtern voller Falten, voller Sonne und voller Gemüt, mit ausdrucksvollen und manchmal sehr sorgenvollen Gesich- tern, mit schönen und oft noblen Zügen.

Stolz waren sie und demütig zugleich, exotisch und un- begreiflich manche von ihnen, hinterlistig einige und ver- schmitzt und schalkhaft andere, voller Humor.

Pierre war glücklich in diesem Moment, unaussprechlich glücklich, ohne Wunsch, ohne Anspruch, eins mit dieser grandiosen Natur und mit den Menschen, die er liebte. Er sah Mirko und Tirlina zu, die miteinander balgten wie zwei junge Hunde, und die sich dann bei der Hand nahmen, als sei Mirko Tirlinas großer Bruder. War es in irgendeiner Weise wichtig,



dass sie nicht von denselben Eltern gezeugt worden waren, waren sie nicht im Geiste wahrhaft Bruder und Schwester?

Mit einem Male wurde Pierre gewahr, dass die beiden anderen Jungen neben ihm standen.

—Unio meint, er wolle auch in eure Schule gehen, sagte der größere Filipo lächelnd. Wäre das möglich?

Pierre schaute die beiden Jungen an und streckte instinktiv seine Hände aus zu ihnen, um sie zu berühren. Jeder der Jungen gab ihm zutraulich eine Hand und Pierre, plötzlich nachdenklich, legte ihre kleinen Hände ineinander.

—Ihr seid zwei Brüder, nicht wahr? fragte er, und setzte sich langsam, damit die Jungen ihm folgten, ohne seine Hände loszulassen. Sie saßen nun in einem Dreieck auf dem Boden, im Schneidersitz.

—Ja, wir sind Brüder, antwortete Filipo ernst.

—Und ihr lebt mit euren Eltern, nicht?

—Ja, sagte Unio. Und mit unserer kleinen Schwester.

—So seid ihr eine glückliche Familie, nicht wahr?

—Ja, sagte Filipo, und schaute ihn fragend an.

—Nun, seht ihr, in unserer Schule sind Kinder, Indiokinder, die haben keine Eltern mehr und manche auch keine Ge-



schwister mehr, und waren ganz allein und unglücklich, bevor sie zu uns kamen ...

—Sind es streunende Kinder, die ihr aufnehmt? fragte Filippo.

—Ja, man nennt sie so, antwortete Pierre, nun sehr ernst. Aber *ich* nenne sie nicht so.

—Warum nicht? erkundigte sich Unio, interessiert.

—Weil es abwertend ist, eine schlechte Art zu reden. Findet ihr nicht?

—Nun ja, ..., schon wahr, meinte Filippo, ein wenig betreten. Aber weißt du, man liebt sie nicht sehr, weil sie stehlen ...

—Und von was sollen sie leben, wenn man ihnen nichts gibt? Sag mir das, Junge! insistierte Pierre.

—Ist schon wahr, was Pierre sagt, rief Unio und schaute seinen älteren Bruder groß an.

—Was sollen sie denn tun ... überleg' doch mal?

Wenn wir an ihrer Stelle wären und hätten niemanden, der uns was zu essen gibt und können nichts kaufen, weil wir kein Geld haben und finden nichts an den Bäumen, Früchte, meine ich ..., weil andere sie schon gepflückt haben, oder weil es, wie hier in den Bergen, kaum Obstbäume gibt ...



—Man kann auch Schlangen essen, meinte Filippo, nun etwas wichtigtuerisch.

—Aber erst muss man sie einmal fangen, entgegnete Pierre, amüsiert über dieses Argument. Und dann muss man ein Feuer machen, um sie zu braten ...

Sie schwiegen nun eine Weile, währenddessen Mirko und Tirlina zu ihnen kamen.

—Heißt das, nach alledem, dass sie uns *nicht* in der Schule aufnehmen werden? fragte Filippo, um der Diskussion ein Ende zu machen.

—Nein. Und ich glaube auch kaum, dass eure Eltern euch einfach los sein wollen. Das sollte mich doch wundern ...

—Mami würde mich niemals jemand anderem geben! sagte Unio stolz.

—Du kannst froh sein, eine Mami zu haben, piepte Tirlina und hüpfte auf einem Bein. Und dann ließ sie sich mit Absicht über Filipos Rücken fallen, weil sie ihn mochte und es nicht ertrug, dass er so gleichgültig war ihr gegenüber.

—He, Kleines, rief Filippo, nicht so stürmisch ...

Und drehte er sich flink herum und schnappte das kleine Mädchen, um es übers Knie zu legen. Und als Tirlina da lag, auf seinen Beinen, und dem Jungen voll ins Gesicht schaute,



hielt sie plötzlich ganz still, als warte sie auf etwas. Und Filippo strich ihr mit der Hand über die Nase, wie man es mit kleinen Katzen macht, um sie zu ärgern. Tirlina gab dem großen Jungen darauf eine Ohrfeige und hüpfte davon. Filippo rannte ihr nach und so ging es den Berg hinab.

—Ich glaube, Filippo und Tirlina mögen sich, merkte Unio an.

—Sie ist ein hübsches Mädchen, erklärte Mirko leise, wenn sie auch noch ziemlich klein ist.

—So klein auch wieder nicht! meinte Unio, der ungefähr im Alter des Mädchens war.

Dann sahen sie den Vater der Kinder aus dem Bus kommen. Er ging auf sie zu und reichte Pierre die Hand.

—Bitte sagen sie mir, wenn ich irgend etwas für ihre Schule tun kann, sagte er freundlich.

—Setzen sie sich hier zu uns, forderte ihn Pierre freundlich auf. Ich glaube, sie verkaufen Früchte, nicht wahr?

—Ja, meine Frau und ich pflanzen Tomaten an und die gehen wir jetzt nach Guaqui auf dem Markt verkaufen.

—Das ist interessant, antwortete Pierre. Wissen sie, unsere Farm ist nämlich nahe bei Guayi, ganz in der Nähe.



—Oh, dann möchte ich gerne mit meiner Frau und meinen Kindern einmal vorbeikommen, wenn sie es erlauben. Und ich verspreche ihnen, dass ich ihnen einen ganzen Korb voller Tomaten gebe für die Kinder!

V.

Pierre war gerührt von der Geste des Indianers und er fand, dass es eine Bereicherung sein würde für seine Freunde und ihn, einem Einheimischen die Gemeinschaft zeigen zu dürfen.

Denn normalerweise hatten sie fast ausschließlich mit Europäern zu tun, die herkamen, um eine Stage abzuleisten, mit den Kindern zu arbeiten, oder einfach vorbeikamen, weil sie auf Urlaub hier waren. Oder sie hatten manchmal mit Leuten von den Behörden zu tun, und die waren nicht wirklich interessiert an dem, was sie da taten, wenn sie ihnen auch völlige Freiheit ließen in diesem Projekt. Ja, freundlich waren sie alle, diese Bolivier, und dankbar für alles, was man für sie tat, oder ihre Kinder, wenn es auch ihre Straßenkinder waren, Kinder, die sie ausstießen, einfach weil sie manchmal stahlen, um leben zu können, weil sie niemanden hatten, der sich um sie kümmerte. Aber sie ließen ihn gewähren, und unterstützten sein Projekt auf die eine oder andere Weise.

Eine Indiofamilie von der Region, die seine Farm besuchen kam, das war noch neu und Pierre freute sich über die



Gelegenheit, zumal er diese Menschen in sein Herz geschlossen hatte. Er mochte dieses bescheidene Ehepaar und bewunderte sie sogar im stillen, denn ihre beiden Söhne sahen gut genährt aus und waren natürlich und ausgeglichen. Und auf diese Weise würden sie auch einmal sehen können, wie es bei ihnen zuging, auch ohne selbst in der Gemeinschaft aufgenommen zu werden.

Schließlich kamen Filippo und Tirlina wieder den Hang hoch. Sie schienen erhitzt und glücklich zugleich, hielten sich bei der Hand und waren sogleich Zielscheibe für die unzweideutigen Anspielungen Unios und Mirkos.

—Wir erziehen unsere Kinder ohne all die Tabus, die ihr in Europa kennt, und die selbst hier herrschen, vor allem bei den Leuten, die der Kirche nahe stehen, sagte Filipos Vater wohlwollend.

—Ich weiß ..., antwortete Pierre leise. Glauben sie, ich legte ihnen in unserer Gemeinschaft solche Tabus auf? Damit würde ich ihnen einen schlechten Dienst erweisen ...

—Dann sind sie wirklich anders, als die anderen Weißen, die ich gekannt habe, schloss der Vater Filipos lächelnd und fügte hinzu, dass er sich wirklich freue, die Gemeinschaft kennen zu lernen.



Dann gingen sie gemeinsam zum Bus zurück. Filippo trug Tirlina zärtlich auf den Armen und das Mädchen schien müde.

—*Te quiero...*, sagte Filippo leise zu dem Kind und bestieg den Bus.

Der Fahrer wollte Tirlina sogleich auf die Arme nehmen, aber Filippo gab sie ihm nicht.

—Sie ist jetzt meine Frau, sagte der Junge selbstsicher.

Der Fahrer schaute den beiden verdutzt nach, und sah, dass der Junge das kleine Mädchen zärtlich auf eine Sitzbank legte, damit sie da in Ruhe schlafen könne.

—*Esos niños...!* stieß der Fahrer kopfschüttelnd aus und drückte sich den Hut mit einem Ruck auf den Schädel, setzte sich auf den Sitz zurück und ließ den Motor an. Ein wahres Erdbeben durchschüttelte den ganzen Bus.

—Alte Kröte! fluchte der Fahrer. Na komm schon und mach keine Geschichten, du senile Eule ...!

Endlich sprang der Motor an und jeder war zufrieden. Es ist nicht angenehm, auf dreitausend Meter Höhe, bei Hereinbrechen der Nacht und einer Temperatur, die sich nun schnell dem Nullpunkt nähert, eine Autopanne zu haben. Ganz und garnicht angenehm, zumal es keine Werkstätten oder dergleichen in der Nähe gab.



Kurze Zeit später waren alle im Bus eingeschlafen.

Unio hatte sich auf Pierres Schoss gesetzt, und Mirko drückte sich, neben ihm sitzend, gegen ihn. Den kleinen Jungen in den Armen und den Kopf auf der rechten Schulter, neben dem Kopf Mirkos, war er eingenickt, an seine Gemeinschaft denkend und den Besuch dieser Familie, und all das Neue, das sie erleben würden, zusammen mit dem Kind, das er von seiner kleinen Reise mitgebracht hatte: *Tirlina*.



GERALD

Eine Novellette in zwei Teilen

I.

Diese Geschichte handelt von einer Auferstehung, der Auferstehung eines Theaterstücks, das ich im Jahre 1990 schrieb, innerhalb von nur zwei Wochen, und das ich einige Monate darauf, zusammen mit einer Reihe von Zeichnungen, vernichtete. Ich litt damals unter wiederholten Schüben von Paranoia, die zwar keine Delirien auslösten, mich aber doch in einen solchen Zustand von Panik versetzten, der es mir nicht erlaubte, frei zu denken. Ich war dann von der Idee verfolgt, man könnte diese Kunstwerke finden und mich dafür in irgendeiner Weise anklagen oder verfolgen. Schliesslich ist das Thema auch heute, zwanzig Jahre später, noch keines, das das große Publikum mit toleranter Mine aufnimmt.

Die Leute sind eigentlich immer dann am fanatischsten gegenüber einer Sache eingestellt, wenn sie so gut wie nichts darüber wissen. So war das damals mit den Hexen und so ist das heute mit den Liebhabern von Kindern und Jugendlichen, die man unter dem Schmierbegriff 'Pädophile' verfolgt und anprangert. Die Leute sind auch deswegen so aufgebracht, weil sie eben innen, in ihrem Herzen, wohl wissen, dass wir keine Kriminellen sind, und das ist es gerade, was ihnen die Sache so schwer macht. Sie kämpfen also mit sich selbst, ob-



wohl wir das nicht von ihnen verlangen. Wer es von ihnen verlangt, ist die gute Moral oder sagen wir, die Metagruppe, die Gesellschaft, in dem Falle, die postmoderne Industrie, der ein erwecktes und sexuell bewusstes Kind zu Recht ein Dorn im Auge ist.

Aber ich ging noch weiter damals. Das Theaterstück war nicht über eine pädophile Beziehung, sondern über eine inzestuöse, nämlich der Liebe zwischen einem Vater, Pierre Tadjaneff, und seinem Sohn Gerald, nachdem die Mutter auf tragische Weise durch einen Autounfall ums Leben gekommen war. Nun, ich möchte sagen, dass das eigentlich nicht die Haupthandlung war in dem Drehbuch, denn es ging mir nicht darum, eine 'Sexbeziehung' darzustellen, sondern herauszufinden und glaubhaft darzustellen, wie ein Mann dazu kommen kann, sich in seinen eigenen zugegeben schönen und intelligenten Sohn zu verlieben? Und das trotz der Tatsache, dass der Mann, der ein Modefotograf in Paris war, Verhältnisse hatte mit seinen zwei Modellen, Claudia und Cherine und sich nie im Leben als 'Pädophiler' bezeichnet hätte. Wie kann das zugehen?

Nun ja, es ist wohlgermerkt eine erfundene Geschichte, aber dennoch halte ich sie für glaubwürdig in dem Sinne, dass so etwas schon einmal vorkommen kann. Es mag gar häufiger vorkommen, ich weiss es nicht.



Das Pikante an dieser Liebe war eben, dass unser Fotograf sich ganz und gar als Heterosexueller 'fühlte' und nicht im Traume daran gedacht hätte, sich nach dem Tode seiner sehr geliebten Frau in seinen eigenen Sohn zu verlieben. Und Liebe war es nun wirklich, wenn auch nicht die Art von Liebe, die man sich gemeinhin so vorstellt. Sexuell war Pierre aktiv mit seinen beiden Modellen, und das fast täglich, so war seine Zuwendung zu Gerald sicher nicht sexuell zu verstehen, nicht in erster Linie jedenfalls. Es war ganz und gar eine emotionale Zuwendung, ein Liebesbedürfnis anderer Art, das vielleicht auch durch den Tod der Frau als eine Art von Kompensation für Zärtlichkeit zu verstehen sein mag.

Nun, was ich jedoch in den Vordergrund stellte in diesem Theaterstück war die Beziehung Pierres mit seiner Mutter, Rosa Iwanowa. Diese Beziehung, die ich im einzelnen psychologisch zerlegte und durch eine Vielzahl von Details darstellte in dem Schauspiel, diente mir auch dazu, das Schicksal Pierres einzubetten in eine Art von kulturellem Raum, ganz ähnlich wie Nabokov das tat mit seiner Geschichte *Lolita*. Pierre stammte, so wie Nabokov, von einer noblen russischen Familie ab und seine Eltern waren 1916 im Vorlauf der russischen Revolution nach Frankreich emigriert. Es waren keine armen Leute. Pierres Vater war ein Industrieller, der jedoch bald nach der Ankunft in Paris einem Herzinfarkt unterlag, was dazu führte, dass Rosa Iwanowa, seine Mutter, sich aus finan-



ziellen Gründen in die Geschäftswelt stürzte und eine Modeboutique eröffnete, die ein grosser Erfolg wurde.

Bei der aktuellen Begegnung nun mit seiner Mutter gesteht Pierre seine Beziehung mit Gerald und seine Mutter reagiert darauf weitaus gelassener als Pierre sich dies vorgestellt hatte. Er hatte denn auch eine Moralpredigt erwartet. Stattdessen sagte seine Mutter nur, dass er auf ihre Unterstützung rechnen könne, wenn es schief ginge. Rosa, die auch paranormal veranlagt war, machte dann eine Tarotziehung, welche Gefahr andeutete, und dies stimmte Pierre sehr nachdenklich. Kurz darauf entwickelten sich die Dinge tatsächlich in der Weise, ausgelöst durch die destruktive Eifersucht Cherines. Cherine hatte nämlich heimlich darauf gerechnet, dass Pierre sie heirate und sie hatte sich im stillen ausgemalt, dass sie es Pierre erlauben würde, weiter mit Claudia sexuelle zu verkehren.

Es war für sie ein grosser Schock, als sie eines Tages durch Zufall an der Tür zu Pierres Privaträumen stand, und ein Gespräch mithörte, das er mit Gerald führte. Neugierig wie sie war, schaute sie durchs Schlüsselloch und sah die beiden nackt auf dem Bett. Sie nahm sich sogleich vor, die Polizei zu alarmieren, erzählte Claudia jedoch zunächst davon. Claudia war entschieden gegen eine polizeiliche Intervention und rief sogleich Pierres Mutter an, die umgehend mit zwei Reisebilletten für eine Reise nach Indien erschien. Sie brachte Pierre



dazu, umgehend zu packen und mit Gerald nach Indien zu reisen. Es bleibt offen, ob Cherine nun wirklich die Polizei anrief oder nicht; worauf es mir einzig ankam in weiteren Abfolge des Schauspiels, war zu zeigen, wie sich die Beziehung Pierres mit Gerald entwickelte. Und dies war nun wirklich eine Wende, wenn sie auch nicht, wie oft in modernen Filmen, durch Gewalt, Verfolgung und *Action* erfolgte. Der Wandel erfolgte durch Synchronizität, durch eine neue Beziehung, die Pierre auf dem Schiff mit einem Maharadscha anknüpfte, und der ihn und Gerald auf sein Schloss in Hyderabad einlud.

Es stellte sich dann nämlich heraus, dass der Maharadscha ein Knabenliebhaber war, der Pierre als sogleich einen sehr schönen Jungen als Reisebegleiter anbot. Eines Abends gestand Pierre dem neuen Freund seine Liebe mit Gerald, worauf dieser antwortete, er müsse mit Blindheit geschlagen sein, wenn er dies nicht sogleich gesehen hätte. Daraufhin erklärt der Maharadscha Pierre, welches die eventuellen psychologischen Folgen einer solchen Beziehung sein könnten. Er tut dies in einer Weise, die ganz und gar frei ist von Anklagen oder Moralismen, weswegen Pierre es als guten und wohlgemeinten Rat auffassen konnte. Er folgte dann auch dem Rat des Freundes, wand sich mit grosser Liebe seinem Reiseführer zu und stellte die sexuelle Beziehung mit Gerald ein.



Gerald, der durchaus empfänglich gewesen war für die Liebe und Zärtlichkeit seines Vaters, hatte sich keine Gedanken gemacht wegen der doch recht ungewöhnlichen Beziehung mit seinem Vater. Er hatte es natürlicherweise so aufgefasst, dass sie sich wegen dem Tod der Mutter so nahegekommen waren, und sexuell hatte er die Beziehung nicht als Oppression angesehen, sondern eher als eine Möglichkeit, seine eigene recht schäumende Sexualität, und sexuellen Fantasien, körperlich auszudrücken. Da Pierre nie weiter ging sexuell, als Gerald es gut und wohltuend empfand, hatte Gerald gegen diese Liebe nichts einzuwenden gehabt—obwohl er doch ein mulmiges Gefühl nicht loswerden konnte. Denn nach alledem war sich Gerald schon bewusst, dass eine solche Beziehung vom gesellschaftlichen Umfeld nicht gebilligt wurde. Er hatte sich denn auch über die Reaktion Cherines nicht gewundert, hatte er doch bereits zuvor die Schärfe dieser jungen Frau ihm gegenüber erfahren, deren Liebe zu Pierre offenbar von einer fast krankhaften Eifersucht aufgezehrt wurde. Gerald fand die Reise nach Indien auch deswegen grossartig, weil er sich nun sicher sein konnte, dass Pierre nicht 'diese blöde Cherine' heiraten würde und er 'die Modellzicke' als seine zweite Mutter würde akzeptieren müssen. Er war von Anfang an der Meinung gewesen, Pierre solle eine Frau 'aus guter Familie' heiraten, und nun schien sein Vater auch diese Meinung zu teilen.



So mag es denn überraschend sein, dieses Schauspiel so ausgehen zu sehen, dass Gerald durch die Vermittlung des Maharadscha ein junges, sehr hübsches Mädchen, als Verlobte bekam, und Pierre eine neue Frau aus der Familie des Maharadscha selbst, eine junge Frau, die an Herzenstakt, Feinsinn, Bildung und Geschäftssinn seine verstorbene Frau noch weit übertraf.

Moral von der Geschichte? Was ich zeigen wollte in diesem Theaterstück war, dass wenn die Gesellschaft endlich ihre idiotischen Hexenverfolgungen einstellen könnte und der Liebe ihren Lauf lassen würde, dann würde das Leben tätig werden, um eventuell verbogene Zustände und Beziehungen auf die sanfteste und intelligenteste Weise umzugestalten, um für jedermann die Realität zu realisieren, die ihm oder ihr zuges passt ist.

Viele Männer, die sich Jungen zuwenden, auch viele Männer, die sich kleinen Mädchen zuwenden tun dies, weil frühere heterosexuelle Beziehungen traumatisch verliefen, und man deswegen sein *Liebemuster* umgestaltet hat. Was ich zudem zeigen wollte mit der Geschichte war, dass jedes Liebemuster, das wir wählen, temporär ist und dass es keine definitiven Liebemuster gibt—es sei denn, man ist neurotisch. Wenn ein Mann erklärt, er sei 'homosexuell' und könne keine Frauen umarmen, so heißt das, diese Person ist neurotisch. Das gleiche gilt, wenn ein Mann erklärt, er sei 'pädophil'



und könne 'niemanden über 12' lieben und dergleichen mehr Gestaltungen. Es bedeutet, dass eine solche Person sich in einem Traumazustand befindet und dass der emotionale Fluss blockiert ist.

Daher sind alle Etiketten in der Liebe schädlich. Es ist Lügen. Es gibt weder ewige Liebe, noch, wie es Dr. Frits Bernard einmal schrieb, 'ewige Pädophilie.' Wenn Neurotiker Wissenschaft betreiben, so ist das Resultat nicht Wissenschaft, sondern Neurose. Gleiches gilt in der Liebe. Wenn Sadisten von ihren Kirchenkanzeln und Regierungspodesten auf sogenannte 'Pädophilie' niederblicken, und eine weitere Strafverschärfung für die 'Kinderschänder' verlangen, dann ist das nicht Politik, sondern Sadismus. Auch da ist die Ätiologie, dass er emotionale Fluss blockiert ist und daher nicht Wahrheit das Resultat sein wird, sondern *Lüge*, nicht mehr Liebe, sondern mehr *Gewalt*.

Ja, und übrigens, um diesen kleinen Bericht abzuschliessen, der mir hier als Vorspruch dient, so habe ich zudem einige grosse Sammlungen mit Zeichnungen vernichtet, und eine über 1000-seitige Traumanalyse. Warum macht einer so etwas, mag man sich fragen? Man mag vielleicht mit der Frage verbleiben, statt eine Antwort zu suchen.



II.

In der Stadt S. war man noch einigermaßen auf dem Boden der Tatsachen. Es lag eigentlich nicht sehr in der Gemütlichkeit, sich als Schwarzenegger und *Terminator* zu profilieren. Das passte nicht recht ins Konzept des *laissez faire-laissez vivre*, das die Mentalität dieser Grenzbewohner kennzeichnet. Sie sind keine rechten Deutschen, aber auch keine rechten Franzosen – wohl sind sie beides *auf ihre Weise*. Und Pierre inkarnierte diese Mischung gar noch mehr als seine Freunde, als seine Familie. Er war einer der wenigen, die, obwohl man an der französischen Grenze wohnte, ein fast akzentloses Französisch erlernen, und sich auch schriftlich in Französisch ausdrücken können. Pierre fühlte sich als *franco-allemand*, nicht erst heute, wo dies in Mode ist, sondern bereits, als er noch ein kleiner Junge war.

Pierre wusste, dass seine bescheidene Region nicht die Politik, noch die Kultur bestimmte. All das wurde woanders gemacht, so wie auch Schwarzenegger schliesslich in Kalifornien landete. Das wurde in Berlin und Bremen gemacht, und in Hamburg, früher in Bonn. Da wurde bestimmt, was Sache ist, nicht dort, wo Pierre herkam, als noch alles von den Franzosen besetzt war, nach dem Krieg. In einer Wohnung mit zerbrochenen Scheiben hatten sie gewohnt, in einem 'Rattenloch', wie seine Mutter es nannte, in einem Winter ohne Ende, mit Temperaturen bis zu zwanzig unter Null. Man frierte,



nicht nur wegen der Kälte, auch ganz allgemein so, aus Hoffnungslosigkeit. Die Arbeitslosenrate war damals so wie sie heute ist, um die zwanzig Prozent, obwohl die Scheidungsrate heute wohl höher ist als damals, mit um die achtzig Prozent.

In der Stadt S. rief man nicht die Polizei an, wenn man einen Mann mit einem Jungen an der Hand durch die Strassen laufen sah. Man dachte sich einfach nichts dabei. Oder sagen wir, die Leute haben die Angewohnheit, an ihre eigenen Sachen zu denken, während sie in manchen Ländern geradezu obsiegt sind von dem Verlangen, mehr zu wissen über das Leben anderer. Wohl deswegen, weil sie selbst leere Schellen sind, weil sie Seifenblasen sind im Winde, dem Winde ihrer Kommerzkultur, die sie 'körperschaftlich' herumschickaniert. Pierre konnte seine Liebe leben in S., jedenfalls mit Ausländerjungen, kleinen Rumänen, Türken und Vietnamesen, manchmal auch Russen. Er wusste, dass es früher auch sexuell möglich war, und sich niemand darum scherte, aber das hatte sich geändert über den Lauf der Zeit. Die Schwarzenegger-Kultur hatte das ihre dazu getan, dass sich die emotionale Pest weltweit verbreitete, gut gefegt wie sie wurde von 'professioneller' Medienkultur und allem Schnickschnack, *Made in USA*. Pierre hatte sein Liebesmuster nach seiner Scheidung einmal genauer unter die Lupe genommen, und er stellte fest, wie ein anderer am Ende seiner grossen Schöpfung, dass es *gut war*. Pierre war nicht unzufrieden, er klagte



nicht. Er bereute seinen zwanzigjährigen Kampf nicht, den man Ehe nannte damals, und den Pierre bescheiden als 'notwendige Entwicklungsphase' bezeichnet. Er war sich bewusst, dass er seine Mutter auf seine Frau projiziert hatte damals; jedenfalls nach einer Psychotherapie wurde es ihm voll bewusst. Er war über Schuldzuweisungen hinausgelangt und fragte sich eines Tages, was er eigentlich wirklich wollte im Leben? Und diese Frage hatte einen Prozess ausgelöst, einen Denkprozess, einen Fühlprozess, und ein Schwall von Erinnerungen kam auf. Erinnerungen, die vergessen waren, und doch wieder nicht.

Als Pierre in dem kleinen Eiscafé nahe der Brücke sass, und seinem kleinen Freund Daniel die letzten Fotos zeigte, die er von ihm gemacht hatte, da wurde ihm klar, dass Gedächtnis heilig ist, dass es im Universum bewahrt wird wie ein Schatz, dass es ein universelles Speichersystem gibt, wo emotional Erlebtes für immer festgehalten wird. Daniel, der kleine Italiener, lachte bei einigen der Fotos, und andere stimmten ihn nachdenklich. Das hier sieht aus, als sei Sand darüber gestreut, bemerkt er, und Pierre erklärt ihm, dass er einen hochempfindlichen 1600 ASA Film benutzt habe für das Photo, woraufhin Daniel fragte:

—Ja, warum macht denn dieser Film Sand auf das Foto?



Pierre erklärte ihm, dass die Auflösung des Films so hoch sei, dass man eben fast jedes einzelne Pixel sieht, und dass ein weniger empfindlicher Film nur Schwarz hervorgebracht hätte, da sie die Fotos in der Pizzeria gemacht hatten, beim kürzlichen Abendessen.

—Da war nur Kerzenlicht und so fuselige Wandlampen ..., meinte Daniel.

—Ja, und meine alte Leica hat kein Flash, gab Pierre zurück. Und ich will auch keins.

—Warum nicht?

—Gute Frage. Ich will die *Atmosphäre* einfangen ...

Daniel lachte.

—Du bist schon ein lustiger Vogel, meinte er. Was willst du denn anderweit noch einfangen?

Da war es Pierre, der lachte und meinte, Daniel sei *geistreich*.

—Ich bin eben Italiener, gab dieser stolz zurück. Unser Berlusconi hat es auch so gemacht, als er noch Präsident des Europaparlaments war ...

—Ich weiss worauf du anspielst, kleiner Freund, ich habe das auch im Fernsehen gesehen, und vielleicht hat es über-



haupte jeder in Italien und in Deutschland gesehen, wie ein Italiener einen ein wenig dümmlichen deutschen Beamten und Parlamentarier vor allen Leuten als Niete und Nazi erklärt? Ich aber frage dich, ganz ehrlich, was weisst du, und was weiss ich von Berlusconi, um hier ein Urteil abgeben zu können? Wie konnte der Mann es sich anmassen, einen Parlamentskollegen als Faschisten zu erklären, wo er doch seine ganze politische Laufbahn über nichts anders war als das? War das wirklich ein Verhalten, das man als geistreich qualifizieren kann, oder war es etwa ein Verhalten, das man als Defensivreaktion bezeichnen müsste?

—Was ist eine *Defensivreaktion*? Meinst du, so etwas, wie zurückschlagen?

—Ja, das Schild hochhalten, eine Abwehr inszenieren.

—Das hätte ich auch gemacht, sagte Daniel.

—Wirklich? fragte Pierre. Es widerspricht der Logik.

—Welcher Logik denn?

—Der Logik der *Unlogik*.

—Was ist das für eine Logik?

—Es ist die *politische* Logik.



—Ach so ..., meinst du also, dass für Politiker besondere Gesetze gelten?

– Nein, *ich* meine das nicht, aber Berlusconi meint es, und nimmt es in Anspruch für sich.

—Also meinst du etwa, dass man, wenn man angegriffen wird, sich nicht verteidigen sollte?

—Das kommt darauf an. Manchmal ist es besser, sich nicht zu verteidigen, manchmal muss man es tun, aber man sollte es niemals so tun wie es Berlusconi tat in dem Moment, dass man nämlich den anderen sein Gesicht verlieren lässt.

—Ich verstehe. Eigentlich ist das auch Teil unserer italienischen Tradition.

—Ich weiß. Ich selbst habe es in Asien gelernt, wo es wirklich eine lange Tradition hat.

—Also, was hätte Berlusconi sagen sollen in dem Moment?

—Er hätte scherzen können, wo er doch so gut scherzen kann. Er sagte es ja auch im Scherz, aber in den Scherz eingehüllt war eben ein Messer. Er hätte einen Scherz machen können, der kein Messer enthält.

—Warum?



—Nun sieh mal, wenn man keine verborgene Agenda hat, dann braucht man sich doch nicht zu verteidigen, wenn einer einem auf den Hut geht, klar?

Die Bedienung brachte das Eis. Es war eine kleine Türkin, die Pierre seit längerem kannte und die er duzte. Er hatte sich gar einmal mit ihr getroffen und zwei Stunden ihre Lebensgeschichte angehört.

Daniel rief aus, dass er das grüne Pistazieneis am Liebsten habe.

—Darum habe ich dir doch *Pistazienbecher* bestellt, nicht weil ich ein Grüner bin, gab Pierre zurück, und Daniel und die Bedienung lachten.

Nach einem Moment, während sie schweigend ihr Eis aßen, meinte Daniel kleinlaut und ein wenig traurig, er habe auf dem Internet gesehen, dass die italienische Polizei jetzt wieder foltere, und dass sie dies offenbar in höherem Auftrag täten, angesichts der steigenden Proteste. Pierre fragte, wer die Zielgruppen solcher Massnahmen seien, und Daniel antwortete einfach und langsam:

—Keine Kriminellen, ganz einfach Bürger, die auf die Straße gehen und sagen, sie seien nicht einverstanden, wie die Regierung die Freiheitsrechte einschränke, dass es doch alles in allem gegen die Verfassung sei, dass Italien doch kei-



ne Domäne des Vatikans sei, sondern ein freies modernes Land.

—Das hast du sehr gut gesagt, wirklich, gab Pierre zurück, während er sein Erdbeereis ass. Ich weiss, dass die Italiener ganz waschechte Demokraten sind, ich weiss es, wie ich nichts weiss!

—Meinst du das im Ernst, fragte Daniel, mit einem plötzlichen Lächeln?

—Na, aber schauen wir uns doch die italienische Geschichte an. Kein Land in Europa war so demokratisch wie Italien, aber kein Land war so grausam unter der Fuchtel der Schwarzmäntel wie Italien. Und dann die Verbindung zwischen Hochadel, oder sollte ich sagen, *Giftadel*, und dem Vatikan!

—Die Medici?

—Ja. Aber auch, auf der anderen Seite, Venedig, die weltmännische Seite der Medaille, die Handelsmänner, die Geschäftsleute, die Dogen, freiheitlich eingestellt, kommunikativ, offen, der Welt zugewandt und abhold jedem provinziellen Geist.

—Sie haben dem Vatikan den Kopf geboten, nicht wahr?, sagte Daniel, mit einem triumphierenden Lächeln in seinen grünen Augen.



—Und wie! Sie haben einen Freistaat begründet, und sie hatten auch das Geld dafür. Venedig ist auch heute noch eine freie Stadt, eine Stadt, die Künstler besonders anzieht.

—Leider kenne ich Venedig nicht, gab Daniel zurück, obwohl mein Vater von dort stammt. Er ist übrigens Musiker, spielt in einem Kammerorchester.

—Du bist ein *echter Daniel*, ein echter Du–Selbst! gab Pierre lächelnd zurück.

Daniel wunderte sich nicht wenig über diese spontane Bemerkung und fragte Pierre, ob er das sage, weil er Psychologe sei und *Lebensberatung* betreibe?

—Nein, antwortete Pierre, ich meine das ganz ehrlich und sagte es einfach so hin, weil ich es *fühle*. Ich fühle, dass du einer der wenigen Jungen bist, die nicht entwurzelt sind von ihrer Kultur.

—Das musst du wohl wissen, wo du so viele Jungen kennst, nicht wahr, fragte Daniel zurück mit einem Schmunzeln, das grüne Eis auf der Zunge.

Pierre musste lachen ob der Bemerkung, die so treffend war, und im stillen war er natürlich glücklich darüber, dass Daniel so etwas wie Eifersucht zeigte, denn bisher war die Beziehung mit Daniel eine rein intellektuelle. Es hatte auf beiden Seiten offenbar bisher kein Bedürfnis nach Zärtlichkeit be-



standen. Pierre war sich bewusst, dass dies auch damit zu tun hatte, dass Daniel ein aussergewöhnlich intelligenter und begabter Junge war, und dass er mehr als andere das Bedürfnis hatte nach wirklicher, wahrer Kommunikation. Er hatte dies zudem nie mit seinem eigenen Vater gehabt. Man konnte ihm nichts vormachen und er sagte Pierre offen ganz am Anfang bereits, dass er eine Beziehung mit einem Mann niemals einginge, um ein 'Schmusejunge' zu sein.

Während Pierre nur schweigend und geistesabwesend nickte, dachte er weiter über das universelle Gedächtnis nach, das man in der Esoterik *Akasha* nennt.

—Und das eigenartige und faszinierende ist eben, dass es unsere Emotionen sind, die dies bewirken, die Gedächtnis überhaupt ermöglichen, sagte er sich. Es ist nicht das Mentale, das die Emotionen bestimmt, es sind die Emotionen, die das Mentale, die Fähigkeit zu denken, überhaupt erst ermöglichen.

—Also was sind Emotionen? rief Pierre geistesabwesend, und zur Überraschung Daniels aus.

—*Energie!*, antwortete dieser, spontan.

—Genau, gab Pierre zurück, ohne überhaupt bewusst zu erkennen, wie telepathisch sein Dialog mit Daniel bereits war.

—Du hast offenbar an etwas gedacht, knüpfte Daniel an.



Pierre schaute ihm ernst in die Augen und antwortete:

—Wenn du *eifersüchtig* bist, habe ich dann Chancen bei dir?

Daniel schwieg einen Moment. Dann sagte er, er wolle wissen, wie viele *kleine Freunde* Pierre habe. Pierre antwortete nicht auf die Frage und lud Daniel zu sich nach Hause ein. Daniel akzeptierte, zum ersten Mal. Er fügte jedoch flüsternd hinzu:

—Aber das sollte dir keine grossen Illusionen machen. Ich bin kein Schmusejunge und werde niemals einer sein.

Pierre meinte ruhig, er werde erst mal zahlen und später könnten sie dann diskutieren, und gemeinsam herausfinden, was für ein Junge Daniel eigentlich sei.

Da Pierre in der Altstadt wohnte, hatten sie es nicht weit bis zu seiner renovierten Dachwohnung am Marktplatz. Und auf dem Weg warf Daniel hin, er finde, Pierre sei doch nach allem ein *Einhorn*.